Zwischen den Fronten

Kriegsaufzeichnungen eines Lodzer Deutschen

Von

Adolf Eichler

Preis 4 Mark

Lodz
Verlag der „Deutschen Post“
1918

Zwischen den Fronten

Kriegsaufzeichnungen eines Lodzer Deutschen

Von

Adolf Eichler

940 „1914": 9(438)(Łódź)

Lodz
Verlag der „Deutschen Post"
1918.

Geprüft und auch für die Ausfuhr freigegeben.
K. D. Presseabteilung Lodz, 12. II. 1918. G.-Nr. 16456.

Gedruckt bei Hessen u. Manitius, Lodz.

DAR
W. P. Ministerstwo
Spraw Wewnętrznych
Dla Bibljoteki Publicznej
w Łodzi
3911.
78472/64

Den Heimkehrenden!

M.
B. P.
w
Łodzi

Die nachstehenden Tagebuchblätter bieten knappe Zustandsschilderungen. Auf Wunsch der nach der Einnahme von Lodz und Warschau zurückgekehrten Lodzer sind sie im Sommer und Herbst 1915 in der „Deutschen Lodzer Zeitung“ und der „Deutschen Post“ erschienen. Damals bin ich von einheimischen Deutschen ersucht worden, sie in Buchform herauszugeben, damit auch den Abwesenden und den nach uns Kommenden das Kriegserleben des heutigen Geschlechts erhalten bliebe. Ich habe mit der Buchausgabe gewartet, in der Annahme, daß auch von anderer Seite noch Berichte über allgemeine und eigene Eindrücke aus der Kriegszeit kommen würden, die meine Niederschrift vervollständigten. Leider sind sie ausgeblieben.

Nun kehren bereits einzelne Lodzer Deutsche zurück, die zu Beginn des Krieges Lodz verließen. — Bald, so hoffen wir, werden ihnen all diejenigen folgen, die das Völkerringen in oder hinter der russischen Front erlebten. Ihnen, die mit Sehnsucht an die Heimat dachten und in Sorge um das Schicksal der Zurückgebliebenen ihr Hirn zergrübelten, — ihnen, die wegen ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Volksstamm bittere Leiden überstehen und ein geisttötendes Dasein überdauern mußten, seien diese Blätter gewidmet!

Zustände und Stimmungen vor Kriegsausbruch.

31. Juli. Die Ereignisse auf der politischen Weltbühne in den letzten Julitagen, das geschäftige Treiben in den Kanzleien der Behörden, die besorgt waren, ihre Akten nach Innerrußland zu bringen, die Unterbindung des Güterverkehrs auf den Bahnen, die Nachrichten über stattgefundene Mobilisationen einzelner Militärbezirke und die Pferdeaushebungen hierzulande ließen mit dem kommenden Krieg rechnen. Wie sehr der Einzelne, die bürgerliche Gesellschaft und Handel und Industrie vom Kriege betroffen werden können, bewies in einer Reihe von Beispielen der 31. Juli. Noch in der Nacht waren in Stadt und Land Bekanntmachungen über die Mobilisation in der Stadt Lodz und im Gouvernement Petrikau ausgehängt worden. Die Polizei benachrichtigte in den Nacht- und Morgenstunden die Reservisten und machte den Fabriksverwaltungen bekannt, daß die eingezogenen Arbeiter am Vormittag abzulohnen seien. Alle Schnaps- und Bierverkaufsstellen mußten geschlossen, alle Schilder und Hinweise auf den Verkauf alkoholhaltiger Getränke entfernt werden. — Wird die Mobilisation ruhig verlaufen, oder wird sie zum Anlaß von Unruhen werden? Diese Frage beschäftigte zunächst die Gemüter. Doch man kam gar nicht dazu, die möglichen Wendungen, die der Versuch einer Revolution brächte, auszudenken. Eine uns im Augenblick mehr nahegehende Überraschung beanspruchte das Interesse aller: die Zahlungsunfähigkeit unserer Banken.

Weder die weitschweifigen, reizlosen Bücherweisheiten unserer Volkswirtschafter der alten Schule, noch die feuilletonistischen Ausführungen Sombarts über die Bedingungen des Wirtschaftslebens boten soviel Kenntnis über Bedeutung und Größe des Kredits in dem herrschenden Wirtschaftssystem, wie das plötzliche Aufhören der zur Alltagsgewohnheit gewordenen Tätigkeit der Banken. Der anscheinend sichere Weg des Wanderers endigte an einem Abgrund — ein Hinüber gibt es nicht: so erschien uns am Vormittag des 31. Juli unser kaufmännischer Verkehr, unser Kreditsystem. Sicher waren uns die Banken; wir schenkten ihnen unser volles Vertrauen, immer hatten sie dienstbeflissen die kleinen Schwierigkeiten, die in unserem Handel zwischen Geben und

Nehmen entstanden, aus dem Wege geräumt und uns einen glatten Weg zur Größe bereitet. Und nun öffnete sich eine riesige Kluft; sie versagten ihren Dienst! Die Reichsbank-Filiale hatte ihre Zahlungen eingestellt; die Banken, die ihr Guthaben nicht abheben, die alltäglichen Geschäfte mit ihr nicht abwickeln konnten, sahen sich genötigt, es ihr nachzumachen. Ganz Lodz ohne Geld; das Unglaubliche war Ereignis! Wohl hieß es noch immer, die Direktion der Reichsbank erwarte am Abend die Anweisung zur Auszahlung. Leichtgläubige trösteten sich mit den Erklärungen der Banken. Andere, Kritischveranlagte, sahen in der unerwarteten Maßregel eine Preisgabe des Landes in wirtschaftlicher Beziehung: die durch eine kurzsichtige Tschinownikpolitik erfolgte Erdrosselung einer blühenden Industie im Augenblick ihres größten Aufschwungs. Als ob die Moskowiter, die die vorzüglich geleiteten, nach modernem Gesichtspunkte eingerichteten Lodzer Fabriken aus Konkurrenzneid schon längt zerstört hätten, einen willigen, im Stile eines der Helden des Strobl'schen Romans „Eleagabal Kuperus" arbeitenden Ausführer eines gigantischen Vernichtungsplanes gefunden, — so stellte sich das plötzliche und gewaltsame Unterbinden des Geldverkehrs in Lodz dar. Überall sah man aufgeregte Leute. Die Polizei verlangte die Lohnzahlung an die Einberufenen. Die Fabrikbesitzer verfügten nicht immer über die nötigen Barmittel. Von den Banken war nichts zu erhalten. So begann ein emsiges Suchen nach Bargeld. Bekannte und Freunde mußten herhalten — wenn sie wollten und konnten, denn schon begann das Geld überall rar zu werden. Mancher Fabrikbesitzer lieh das Wirtschaftsgeld seiner Frau oder die Spargroschen seiner Kinder. Die fälligen Beamtengehälter konnten nicht gezahlt werden. Vor der Vorschußkasse, die die Spargelder noch auszahlte und den anderen Sparkassen stauten sich große Menschenmassen; die Sparer wollten ihre Einlagen abheben. Manche konnten in beschränkter Form ihren Verpflichtungen nachkommen; andere nicht mehr.

Am Morgen, als ich nach meinem Kontor ging, verfügte ich noch über einen ausreichenden Barbestand. In aller Frühe erschienen Lieferanten. Andere unvorhergesehene Ausgaben folgten. Ich war fast ausgeplündert, als ich in die Bank nach Geld schickte. Gleich vielen anderen erhielt auch ich den Bescheid: die Bank zahle nicht aus, sie erwarte einen größeren Barposten von der Reichsbank. Noch ließ ich mich, und mit mir alle „Gutgesinnten", hinhalten. Auf der Petrikauer Straße stieß ich auf Gruppen bekannter Herren. Der deutsche Landsturmmann stand mit dem russischen Reserveoffizier, der Österreicher mit einem Angehörigen der französischen Kolonie; alle besprachen die politische Lage. Der Krieg schien ihnen unfaßbar; die Werte, die Rußland verloren gehen konnten, im Vergleich zu den Gewinnmöglichkeiten zu groß,

um verantwortliche und unverantwortliche Regierungs- und Hofleute in Petersburg Anlaß zu geben, ein Gottesurteil herauszufordern. Die außergewöhnlichen Umstände machten mitteilsam. Ein vermögender Fabrikbesitzer, der immer stolz auf seine Barguthaben in den Banken war, erzählte, daß sein Geldschrank leer sei und daß er zur Lohnzahlung an die Reservisten das Bargeld seiner Frau, der er in guter Laune ein Sparkonto in der Vorschußkasse angelegt habe, nahm. Neben der allgemeinen Aufregung mag auch der Gedanke, daß sein unverschuldeter Geldmangel bald in der Stadt ruchbar und seinen Kredit erschüttern würde, zu der Offenherzigkeit beigetragen haben. Noch ahnte er ja nicht, daß es ihm so wie vielen anderen unserer reichsten und angesehensten Industriellen erging; daß mancher Kapitalgewaltige es nicht zu ertragen glaubte, als er seinen Angestellten und Arbeitern eröffnen mußte, daß der sonst so pünktliche Geldstrom aus der Bank für ihn und sie versiegt sei.

Neben den großen Interessen liefen kleinere einher. Da waren Schüler und Schülerinnen unserer Kronsgymnasien, denen schon vor einigen Tagen auf Erkundigungen in den Schulkanzleien mitgeteilt worden war, die Schulen seien nach verschiedenen Städten Innerrußlands übertragen worden. Jedem erscheint sein Schmerz als der größte. So jammerten auch unsere Gymnasiasten und Gymnasiastinnen über das in Verlust kommende Schuljahr. Daß unsere Schulmonarchen die Übertragung der mittleren Schulen in östlichere Regionen veranlaßt hatten, weil die russischen Beamtenfamilien, deren Kinder in erster Linie bei der Aufnahme in die Schulen berücksichtigt wurden, dem unheimlichen Westen den Rücken kehren wollten — so etwas zu denken, fiel den gutartigen einheimischen Bildungsbeflissenen gar nicht ein.

Vom Weltkrieg, der sicher kommen würde, hatten wir alle gesprochen. Nun, da er uns so nahe war und wir schon vom vorauseilenden Strudel erfaßt waren, schien es uns unmöglich, daß er schon morgen oder übermorgen ausbrechen werde. Wenn zu den Aufgeregten auf der Straße noch dieser oder jener Bekannte, der von einer Reise heimkehrte, hinzutrat und seine Wahrnehmungen mitteilte: wie auf den russischen Bahnen schon einige Tage vorher die Bestimmungen des Kriegszustandes Platz griffen, wie auf den Bahnhofsrestaurationen Genießbares in magenfüllenden Mengen nicht zu erhalten war und die Reisenden tatsächlich Hunger leiden mußten, weil Offiziere und Mannschaften von den Militärzügen die Vorräte verschlangen — so wich die durch die Meinungsäußerung eines Optimisten angefachte Friedenshoffnung abermals den trüben Gedanken an den großen Völkerkrieg.

Zu dem Gefühl der Empörung über die Regierung, die durch Desorganisation der Reichsbank sich noch vor der Kriegserklärung die erste Niederlage selbst beigebracht hatte, gesellte sich

das der Neugierde: Was werden uns die nächsten Tage bringen? Mit großem Interesse wurden die am Vormittag eingetroffenen ausländischen Zeitungen vom 29. Juli entfaltet und durchsucht. Schon die Artikelüberschriften verstärkten die Beunruhigung: Auf Biegen und Brechen. — Beunruhigende Mobilmachungsmaßnahmen Rußlands. — Kriegsvorbereitungen Rußlands. — Rückkehr der Minister und Staatssekretäre nach Berlin. — Telegrammwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und dem Zaren. — Was will Rußland? Auch die Lodzer und unsere inländischen Zeitungen wurden nach solchen Meldungen durchsucht, die Gewißheit über Krieg oder Frieden geben konnten. Doch die Drahtnachrichten der Petersburger Telegraphen-Agentur waren, wie immer, orakelhaft und nach Stil und Inhalt für Leute mit Dorfschulbildung berechnet.

Neue Erscheinungen im Straßenleben nehmen für Augenblicke unser Interesse gefangen. So die überfüllten Straßenbahnwagen, auf denen vorn, hinten und an den Seiten die Reservisten hingen. Leute, die ihren Geldbeutel schonen wollen, nehmen die Gelegenheit wahr und lassen sich kostenlos befördern.

1. August. Der Monat August führt sich mit einem schönen Sommertag ein. Glaubte man gestern abend, nachdem eine Steigerung der am Morgen bekanntgewordenen Neuigkeiten nicht eingetreten war, der heutige Tag würde eine Aufhellung des bewölkten politischen Horizonts bringen — der Morgen ließ alle besseren Hoffnungen schwinden. Der Privatverkehr auf den Bahnen ist so gut wie eingestellt. Die elektrischen Zufuhrbahnen nach den Nachbarorten sind unter militärische Verwaltung gestellt. Die in den Landgemeinden eingezogenen Reservisten werden weggeschickt. Die Behörden haben Kalisch verlassen. Die Zollkammern in den Grenzübergangsorten sind aufgelöst; die hier eintreffenden Reisenden aus dem Auslande haben die Grenze ohne Zollrevision überschritten.

Die Bahnbeamten, um Auskunft angegangen, wann ein Zug nach Warschau abgehe, zucken die Achseln und zeigen mit Blicken auf den Bahnhofskommandanten; sie sind kaltgestellt. Der Kommandant sagt, daß um 12 Uhr nachts der einzige Zug nach Koluschki abgefertigt werden würde; ob dieser Anschluß nach Warschau habe, entziehe sich seiner Kenntnis. — Verwandte aus Südrußland, die hier auf Besuch sind, wollen die Rückfahrt in die Heimat, wo der Mann und Vater auf Gattin und Kinder wartet und um ihr Schicksal bangt, antreten. Wird aber eine Mitfahrt der kleinen Kinder bei dem zu erwartenden Andrang möglich sein? — Ich will ein Telegramm abschicken, das die Abreise anzeigen soll. Vor dem Postgebäude und den Schaltern stehen Militärposten. Der Beamte erzählt, daß über tausend zurückgebliebene Depeschen von gestern liegen; es sei fraglich, ob sie jemals an ihren Bestimmungsort gelangen werden, da die Leitungen durch die Militär-

telegraphie in Anspruch genommen seien. Ich gebe meine Nachricht als dringende Depesche auf. Doch andere verfahren ebenso. So bleibt die Frage offen, ob und wann die dreifach bezahlten Depeschen in die Hände der Empfänger kommen.

Draußen erzählen Leute, die sich sonst als gut unterrichtet erwiesen, Deutschland habe an Rußland eine befristete Anfrage über das Ziel der Mobilisation gestellt. Wieder bilden sich Gruppen. Meinungen über die zu erwartenden Ereignisse werden ausgetauscht. Emphatisch erklärte ein Kaffeehauspolitiker, der den Geschehnissen immer um drei Nasenlängen voraus lief und bereits die Kapitelüberschriften für die kommende Weltgeschichte bereit hält: die Ereignisse würden unabwendbar ihren Gang gehen, morgen seien die ersten deutschen Vorposten in Lodz. Die Äußerung, die nur das offenbart, was unausgesprochen das Denken der Umstehenden belastet, weist auf Möglichkeiten hin, die heute noch niemand gern zu Ende denken möchte, weil dann neben der politischen eine wirtschaftliche Umwälzung stattfinden muß.

Eine unaufschiebbare Angelegenheit führt mich am Nachmittag in einen Nachbarort. Ich staune über die Gelassenheit bei dem Meinungsaustausch. Die Aufregung der Lodzer „Pflastertreter" hat hier noch nicht Fuß gefaßt. Man kann und will es nicht fassen, daß schon heute oder morgen das Schicksal über die europäischen Länder und Völker hereinbrechen wird.

Als ich nach Lodz zurückkehrte, wird überall, unterwegs und in der Stadt, erörtert, ob die Fabriken am nächsten Montag noch ihren Betrieb fortsetzen, oder, im Hinblick auf den bevorstehenden Kohlenmangel, einstellen sollen. Man atmet erleichtert auf, als aus zuverlässigen Quellen bekannt wird, daß die großen Werke zunächst noch weiter arbeiten wollen. Eine zweite, nicht minder tiefgreifende Sorge sind die am 31. Juli fällig gewesenen Wechsel. Da die Banken keine Zahlungen machen, sind die Wechselaussteller nicht in der Lage, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen. Die Wechsel gehen zu den Notaren. Wird die Erklärung des erwarteten Moratoriums noch rechtzeitig genug erfolgen? Fast zweifelt man daran, nachdem die desorganisierte Reichsbank den zweitgrößten Industriebezirk des Reiches ruiniert hatte. Auch die Magenfrage gewinnt eine große Bedeutung. Die Nachfrage nach Lebensmitteln ist rege. Man könnte glauben, daß wir eine Belagerung aushalten müssen. Preiserhöhungen und Schätzungen der Vorräte werden besprochen.

Am Abend werden die Zeitungen durchflogen. Über das Ultimatum der deutschen Regierung ist nichts zu finden. Wieder will eine ruhigere Stimmung Platz greifen. Der Krieg hat noch nicht begonnen und man hat ihn schon über. Treffend sind die Ausführungen einer Berliner Zeitung vom 30. Juli, die mir in die Hände fiel: Die Kriegspartei in Petersburg spiele eine frevle

Komödie. Der so oft aufgeworfene Gedanke des Weltkrieges habe seinen Schrecken für sie verloren. Und war es nicht in der Tat so? Die Petersburger Würdenträger hätten während der beiden letzten Tage hier sein müssen. Vielleicht hätten sie, die Rußland so leichtsinnig in sein Verderben hineinjagten, ihre Meinung, Rußland herrlichen Tagen entgegen zu führen, fallen lassen. Von sämtlichen Männern unserer Intelligenz, mit denen ich in den beiden Tagen zusammen kam, hat nicht einer eine Rußland günstige Äußerung kund gegeben. Alle standen unter dem Eindruck, daß wenn Rußland wirtschaftlich so wenig vorbereitet war, es militärisch noch weniger gerüstet sein werde.

Eine Nachtfahrt nach Warschau.

Am Abend fuhren wir durch menschenleere Straßen zur Bahn. Auf dem Bahnhof fanden wir einen großen Menschenandrang. Ich war schon darauf vorbereitet, keine Gepäckträger zu finden, da die meisten als Reservisten eingezogen waren. Wenn sich dennoch einmal einer sehen ließ, so wurde er sofort von den auf „Ressorken" und Rollwagen mit ihren Habseligkeiten ankommenden russischen Beamtenfamilien mit Beschlag belegt. Meine große Sorge richtete sich auf die Fahrkarten. Vor dem Schalter der zweiten Klasse stand eine bis auf die Treppen vor dem Bahnhof sich hinziehende Reihe Reisender, die auf Abfertigung warteten. Ich schloß mich ihnen an. Der Schalterbeamte, bekannt durch seine pomadige Art, die Karten zu verabfolgen, blieb auch diesmal bei seinem bewährten System der Langsamkeit. So schob sich unsere Reihe nur langsam nach vorn. Länger als eine Stunde dauerte es, bis auch ich an den Schalter kam. Einer Dame, die in Verzweiflung geriet, als sie keine Möglichkeit sah, noch vor Abgang des Zuges bis an die Kasse zu gelangen, machte ich vor mir Platz. Ein wilder Protest erhob sich. Ein Franzose hinter mir zog sie am Arm aus der Reihe. Mein Appell an die Ritterlichkeit der Herren nützte nichts. Endlich war ich im Besitz der Karten. Mit dem Kutscher schleppte ich den schweren Korb in den Bagageraum. Vor ihm türmten sich Barrikaden aufgeschichteter Koffer und andere Gepäckstücke der aus Lodz flüchtenden Beamten. Vergeblich war mein Bemühen, den beiden Gepäckträgern an der Wage den Korb zuzuschieben. Uniformierte Herren wußten mit Hilfe des danebenstehenden Gendarmen ihren Wünschen größeren Nachdruck zu verschaffen. Die Uhr rückte vor; es war schon zwölf. Der lange Zug war bereits überfüllt, und hier immer noch keine Möglichkeit, an die Gepäckabfertigung heranzukommen. Da entschloß ich mich zu einem Gewaltschritt. Vom Bahnsteig aus verschaffte ich mir Zutritt in den Gepäckraum und zog meinen Korb auf die Wage. Mein Tun wurde vom

Knurren der Beamtenfrauen, die mit bösen, verkniffenen Mienen (jede einzelne hätte Dostojewski für die Charakterschilderung der Beamtengattin Marmeladow Modell stehen können) an der Rampe standen, begleitet. Die Träger und der Gendarm ließen mich gewähren, als ich ihnen auseinandersetzte, wie lange ich schon auf Erledigung harrte. Jetzt noch einen Blick auf den Bagagezettel am Korb; es stand wirklich die richtige Endstation drauf. Nun galt es unsere sieben Handgepäckstücke mit den drei Mädchen und ihre Mutter mit dem Säugling unterzubringen.

Die Wagen waren alle überfüllt. Ein angehängter Wagen bot den Nachzüglern Platz. Recht froh waren wir, als alles verstaut war und wir auf unseren Plätzen saßen. In Koluschki mußten wir mit Hunderten von Leidensgefährten auf dem Bahnsteig den aus Czenstochau kommenden Zug erwarten. Niemand wußte, wann er zu erwarten sei. „Vielleicht bald — vielleicht auch erst in Stunden!“ — meinten gleichmütig die um Auskunft angegangenen Gendarmen. Endlich — der Morgen dämmerte schon — kam der Zug in Sicht. Mit Kolbenstößen machten die Wachsoldaten Platz. Daß es nicht zu Unglücksfällen kam und niemand unter die Räder geriet, war ein Wunder. Noch bevor der Zug hielt bildeten sich um die Wagentüren Menschenknäuel. Die Stärkeren verdrängten die Schwächeren und schwangen sich auf die Stufen. Unbeschreibliche Szenen spielten sich ab. Ich teilte unsere Gesellschaft. Die Kinder mußten mit dem Gepäck auf dem Steig zurückbleiben. Wir Großen suchten mit vielen Andern auf der Rückseite des Zuges in einen Wagen zu kommen. Die Sitzplätze waren schon alle belegt, die Gänge überfüllt. Unerhörtes ging bei dem Hineindrängen der Nachkommenden vor. Unter Beiseitesetzung jeder Menschlichkeit preßten, hoben und stießen die „Herren“ einzelfahrende Damen. Ein widerliches Schauspiel leisteten sich einige Lodzer Kommissionäre, die einen hochgehaltenen Hutkoffer der Besitzerin auf den Kopf fallen ließen und sich über den erzielten Effekt unbändig freuten. Meine Absicht, mich zu den wartenden Kindern hinauszubegeben, ließ sich schwer ausführen; alle Durchlässe waren gesperrt. Als meine Bitte tauben Ohren begegnete, war auch ich genötigt, die bisher beobachtete Rücksicht fallen zu lassen: ich erzwang mir mit stärkstem Kräfteeinsatz den Ausgang. Draußen fand ich die Mädchen weinend und klagend; sie befürchteten, zurückgelassen zu werden. — Das anscheinend Unmögliche wurde möglich gemacht: die Hunderte, die aus Lodz kamen, hatten in dem überfüllten Zuge noch Platz gefunden. Freilich war er vollgestopft wie eine Sardinenschachtel. Ich lief den Zug entlang; überall fand ich verrammelte Türen und vollgestopfte Gänge. In einem der letzten Wagen war mir ein polnischer Herr behilflich, Kinder und Gepäck unterzubringen. In einer Ecke vor der Tür wurde eine Gepäckpyramide errichtet. Für die kleineren Nichten fand sich noch ein

Winkel im Gang. Die größere stand mit mir und einigen Fahrtgenossen auf dem Verbindungssteg zweier Wagen. Erleichtert konnte ich aufatmen; das befürchtete Zurückgelassenwerden in Koluschki war nicht eingetreten. Mit Ingrimm sprach mein Nachbar von seinen Erfahrungen in Petrikau, wo die Polizei das Zivilpublikum nicht zum Bahnhof heranließ. Nur die flüchtenden Beamten durften die für sie und ihre Familien reservierten Wagen besteigen. Nebenan war ein abgeschlossener Wagen; in ihm fuhren bequem die Frauen und Kinder der Polizisten. Einzelne Sitzplätze waren noch unbesetzt. Die Aufregungen und Kraftanstrengungen hatten mein Blut in Wallung gebracht. Mit der einsetzenden Abkühlung trat auch der Wunsch hervor, die unerquicklichen Erlebnisse und rasch wechselnden unschönen Bilder des Abends durch den Kopf gehen zu lassen. In Koluschki und unterwegs erzählte man, daß auch die Tschenstochauer Behörden bereits den Schauplatz ihrer Tätigkeit verlassen haben; die gesamte Beamtenschaft in Petrikau sollte ihnen bald folgen.

So waren also die noch vorhandenen schwachen Hoffnungen auf Erhaltung des Friedens ganz aufzugeben! Ich knüpfte an die Gedanken des Nachmittags an. Haben wir noch Frieden? Oder ist der Krieg schon erklärt und wird uns nur noch verheimlicht? Wie werden die Mächtegruppierungen sein? Daß England tätigen Anteil nehmen würde, war damals noch undenkbar. Noch einmal tauchte, fast unbewußt, Halbvergessenes auf. Eine vor einigen Monaten gelesene Abhandlung des Berliner Historikers Th. Schiemann fiel mir ein; der Verfasser hatte auf bedeutsame Veröffentlichungen in einer französischen Zeitschrift hingewiesen. Bei der Durchführung der neuen russischen Anleihe hatten die französischen Regierungskreise allerlei Bedingungen gestellt; so die des Ausbaus des Bahnnetzes in Russisch-Polen unter Berücksichtigung strategischer Interessen. Ein weiterer Wunsch der Franzosen richtete sich auf gutes Einvernehmen zwischen Russen und Polen, um im Falle eines Krieges die Beziehungen zwischen russischen und österreichischen Polen auszunützen und die Galizier gegen Österreich zu hetzen. Und die russische Polenpolitik der letzten Zeit bewies, daß die Regierungskreise dem französischen Verlangen nachgekommen waren. So betrachtet, mußte die bevorstehende Waffenaussprache umso günstiger für Deutschland abschneiden, als man der Ausführung der französischen und russischen Pläne — über die noch vor kurzem in dem Zeitungskrieg der deutschen und russischen Blätter verhandelt wurde — zuvorkam.

Seit Jahren hatte man hierzulande von einer freiwilligen Übergabe Russisch-Polens an Deutschland gesprochen. Den einen erschien die Abgabe oder der Verkauf unter Berücksichtigung kultureller Interessen als Segen für Land und Volk. Den andern, die nur an materielle Werte dachten, bedeutete

die Loslösung Polens von Rußland die wirtschaftliche Hinrichtung des Landes; ihr enges Gesichtsfeld ließ sie nicht damit rechnen, daß günstige Handelsverträge, Produktionsänderungen, neue Absatzgebiete und — nicht zuletzt — klar- und scharfdenkende Köpfe, an der Spitze von Handelskammern und anderen Körperschaften stehend, die Wege für eine glanzvollere Zukunft ebnen können. Bei verschiedenen Gelegenheiten waren Äußerungen echtrussischer Leute, insbesondere auch Moskauer Industrieller bekannt geworden, die die Abstoßung der polnischen Provinz mit der ihnen so unbequemen Lodzer Industrie recht gern sahen. Aber auch rein theoretische Erwägungen, die nicht auf die Bedürfnisse des Tages zurückgriffen, sprachen für eine Loslösung des Königreichs vom Kaiserreich. Der Pole ist mit seinem Empfinden Westeuropäer. Sah man die minderwertigen Vertreter des Russentums — die bestechlichen, trägen und jeden Fortschritt hemmenden Beamten — die geistig höher stehenden Polen „regieren", so kam man zu der Überzeugung, daß hier ein Zustand vorhanden war, der durchaus nicht als „gottgewollte Abhängigkeit" angesprochen werden konnte. Im Gegenteil. Der Glaube an eine göttliche Lenkung mußte den Wunsch nach einer baldigen Befreiung des fähigen polnischen Volkes aus dem russischen Joch rege machen. Wohl ist noch mit der bestehenden, von einer unverständigen Presse angefachten Abneigung der Polen gegen alles Deutsche zu rechnen. Aber diese Abneigung beruht auf falschen Voraussetzungen; gründliche Aufklärung, gepaart mit gutem Willen, müßte ein Sichanpassen und friedliches Nebeneinander zeitigen.

Doch auch die Natur forderte ihr Recht. Der älteren Nichte konnte ich einen freiwerdenden Platz im Gang des Wagens verschaffen. Ich selber drückte mich, um mich gegen die Nachtkühle zu schützen, in eine Ecke der Tür. Stehend schlief ich ein. Wohl hielt ich mich an der Stange fest. Aber ein plötzlicher Ruck konnte mich zwischen die Puffer und unter die Räder bringen. Unser Zug fuhr langsam. Auf den Stationen wurde längerer Aufenthalt gemacht. Erst um acht Uhr früh trafen wir in Warschau ein. An einer Haltestelle vor dem Bahnhof stand eine große Anzahl aus dem Süden Polens zurückgezogener Bahnbeamter, die nach dem Innern Rußlands gehen sollten. Auf dem Bahnsteig und in seiner Nähe saßen und standen Beamtenfrauen und Kinder mit ihren Habseligkeiten; klägliche Gestalten, die einem leid tun konnten. Der Bahnhof bot gegen früher ein ganz verändertes Bild; keine Gepäckträger, keine Droschken. Wir schleppten unser Gepäck bis zur Marschalkowska-Straße. Dort standen viele Reisende, die gleich uns Droschken abfassen wollten. Die wenigen unbesetzten Droschken, die sich auf den Straßen zeigten, wurden von Offizieren und anderen Uniformierten angehalten. Ich ging zur Abfahrhalle des Bahnhofs, aber auch hier standen schon Beamte, die jede ankommende Droschke

für sich beanspruchten. Lange lief ich in der Umgegend des Bahnhofs und fahndete nach einem Gefährt. Die Besitzer einiger freier Nachtdroschken eilten mit ihren übermüdeten Pferden nach Hause. Kein Gebot, auch nicht der dreifache Preis, vermochte die Kutscher für eine Fahrt zu gewinnen. Ein Lodzer Bekannter, den ich vor dem Bahnhof traf, teilte mir die Kriegserklärung mit. Also doch! — Er hatte sich mit seinem Auto freiwillig gestellt, wußte aber noch nicht, wohin er gehen würde und bat mich, seine Lodzer Angehörigen zu benachrichtigen. Schließlich war auch uns das Glück hold; wir fanden eine Droschke.

Die Morgenausgabe des „Kurjer Warschawski", die ich rasch durchflog, bestätigte die Kriegsnachricht. Auf den Straßen begegneten wir Reservistenhaufen, die in langer Reihe unter Eskorte von Soldaten zu den Sammelpunkten zogen. Bedrückt gingen die Eingezogenen einher; einige Frauen, die ihnen folgten, schluchzten. Nirgends sieht man Begeisterung; kein Lachen, kein Lied erklingt, keine Freude macht sich bemerkbar. „Kanonenfutter!" entfährt es unserem Munde. Der Droschkenkutscher erkundigt sich, wie es an der „Grenze" aussehe und schüttelt den Kopf als er hört, daß die Beamten von überall flüchten. Auch am Brester Bahnhof ist kein Gepäckträger. Vor dem Büro des Bahnhofskommandanten steht eine Reihe Reisender, die ihre Fahrkarten abstempeln lassen müssen, um in den Zug gelassen zu werden.

Es geling uns mit ungestempelten Karten durch die Kontrolle zu schlüpfen; ein Zug nach Brest steht abfahrtfertig, wir möchten ihn nicht versäumen. Am Warschauer Bahnhof wurde mir gesagt, daß um zehn Uhr vormittags ein Zug nach Koluschki gehen soll. Er ist der einzige an diesem Tage. So galt es meine Schutzbefohlenen in ihren Zug nach Brest zu bringen und selber rasch zurückzukehren. Unsere Fahrkarten für die zweite Klasse nützten uns wenig; die Züge nach Rußland haben nur noch Wagen dritter Klasse. Die besser ausgestatteten Wagen sind vom Militär in Anspruch genommen. Ein wehmütiger Abschied! Gehen wir doch alle einer dunklen Zukunft entgegen. (Aus späteren Nachrichten war ersichtlich, daß der Zug erst um 4 Uhr nachmittags nach Brest abgefahren war. Dort traf er gegen Morgen ein. Ein Gepäckträger erbot sich für den Preis von drei Rubeln, Plätze in einem Wagen nach Südrußland zu belegen. Die Reise, die sonst zwei Tage in Anspruch nahm, dauerte diesmal sechs Tage).

Mein Zug war nicht überfüllt. In der Bahnhofswirtschaft war weder Kaffee noch Tee zu haben. Eine Flasche Limonade mußte den Morgenkaffee ersetzen. Meine Abteilgenossen waren zwei Deutsche, die sich leise unterhielten. Ich knüpfte mit ihnen ein Gespräch an und hörte, daß sie sich gestern im Generalkonsulat Rat über Reisemöglichkeiten nach Deutschland geholt hatten. Eine Unterhaltung über die Gewinnaussichten des Krieges und

die künftigen Schlachtfelder folgte. Mit festem Händedruck verabschiedeten sich beide Männer in Grodzisk. Wir hielten an jeder Vorortstation, und bei der verlangsamten Gangart bestand nur noch geringe Hoffnung, den heutigen Abend wieder im eigenen Heim verbringen zu können. In Skierniewice stürmten neue Reisende herein, die alle Wagen füllten. Aufgeregte Frauen erzählten, daß sie mit einigen hundert Leidensgefährtinnen seit gestern von Ciechocinek unterwegs seien. Die Kursaison sei durch die Kriegsnachrichten plötzlich abgebrochen worden. Wer noch über Geld verfügte, sei schon früher abgereist. Herzzerbrechend sei der Abschied von den Zurückgebliebenen gewesen, denen man nicht rechtzeitig Geld zur Lösung ihrer Verbindlichkeiten überwiesen oder denen die schon vor drei Tagen geschlossene Post die Anweisungen nicht mehr ausgezahlt habe. Gestern ging der letzte Zug von Ciechocinek ab. Hunderte Lodzer Frauen, die dort zur Kur weilten, seien mittellos zurückgeblieben. In Koluschki mußten wir unseren Zug verlassen. Im bekannten, stets überfüllten Erfrischungsraum fand ich eine Anzahl Bekannter. Ein Lodzer war gestern abend von Berlin weggefahren. Mit seinem Billet erster Klasse mußte er, um überhaupt mit dem überfüllten Zuge noch mitkommen zu können, in einem Kohlenwagen Platz nehmen. Alexandrowo fand er bereits von deutschen Truppen besetzt. Ihn, als Bankfachmann, interessierte hauptsächlich die finanzielle Mobilisation der deutschen Banken. Sie stand auch in einem himmelweiten Gegensatz zu der unbeholfenen Stillegung der Bankbetriebe in unserem Lande. Andere erzählten die Mär von 30 000 Automobilen, mit welchen einige deutsche Armeekorps auf dem Wege nach Warschau wären. Angenehm überrascht waren alle, als es hieß, die Weiterfahrt nach Lodz würde nicht, wie anfänglich bekannt gegeben, erst am Abend, sondern gleich nach Ankunft eines Zuges aus Lodz erfolgen. Mein Reisegefährte nach Lodz war ein polnischer Ingenieur. Er unterhielt sich mit mir recht nüchtern über die Folgen, die eine Angliederung des hiesigen Gebiets an Deutschland für unsere Industrie hätte. Wir waren beide einig, daß nach einer Übergangszeit die Lodzer Industrie, dank ihrer technischen Höhe, bestehen bleiben und sich weiter entwickeln würde.

Der Bahnhof der Lodzer Fabrikbahn bot am Nachmittag unserer Ankunft einen chaotischen Zustand. Wieder wurden die ankommenden Wagen von den Familien der flüchtenden Beamten in Sturm genommen; keine Rücksicht auf Bestimmungen des gesellschaftlichen Lebens, nur krasser Egoismus machte sich breit! Auf dem Bahnsteig standen einige bekannte Reserveoffiziere, Angehörige der Lodzer deutschen Gesellschaft, die zur Front abgingen. Ein Händedruck; ein Wunsch...! Vor dem Bahnhof tausende Reservisten, die von allen Seiten heraneilen; darunter viele

Deutsche. Weder sie noch die Polen stimmen einen Gesang an. Stumme Resignation bei allen. An der nächsten Ecke lese ich die neuesten Kundgebungen der Militärverwaltung. Ein polnischer Arbeiter gesellt sich zu mir und macht seine Bemerkungen über die Kundgebungen. Er zweifle, daß es den Russen gelingen werde, ihre Reservisten aus dem Lande zu bringen; die Deutschen seien schon am Morgen in Bendzin gewesen, vielleicht sind sie jetzt bereits in Tschenstochau. Die Wagen der Elektrischen sind noch mehr als bisher mit Reservisten behängt. Auf allen Straßen geht ein geschäftiges Treiben vor sich. Lastwagen bringen Mehl für die Bäckereien, die für das Militär backen müssen. Alles ist ganz, ganz anders wie sonst an Sonntagnachmittagen.

Hinter mir liegt die Fahrt, die ein bedeutsames inneres und äußeres Erleben brachte. Als großes Fragezeichen steht die Zukunft da.

In Erwartung des Kommenden.

3. August. Die Straßen der Stadt sind wieder ungewöhnlich belebt. Die Extrablätter und Zeitungen werden den Verkäufern aus der Hand gerissen. Wieder ergießen sich die Reservistenscharen wie eine Lawine auf die Haltestellen der Straßenbahnen und der elektrischen Fernbahnen. Hundert kleine Züge und uns fremde Erscheinungen im sozialen und Straßenleben tauchen auf. Sind sie der „eherne Tritt“ der Weltgeschichte?

Die Zeitungen berichten von großen Straßenkundgebungen in allen Städten Rußlands. Ich habe in den ersten Wochen des Krieges mit Japan in südrussischen Städten den Ursprung „patriotischer Demonstrationen“ kennen gelernt und ihre Entwicklung mitangesehen und kann mir die Zusammensetzung der Aufzüge, bei denen immer der pogromlustige Janhagel seine Sonderzwecke verfolgt, lebhaft vorstellen. — Die Presse bringt oder zitiert Kriegsartikel. Von zehn beginnen neun mit den Worten: „Die Würfel sind gefallen!“

Ein Kaiserliches Manifest wird veröffentlicht. Ich lese im Absatz über die Kriegsursache, daß Österreich „die wohlwollende Vermittlung Rußlands ablehnte und schleunigst zu einem bewaffneten Überfall überging, indem es das Bombardement auf das schutzlose Belgrad eröffnete“ — und frage mich, ob bewußte oder unbewußte Irreführung eines ganzen Volkes vorliege. Eben trifft die Freitagsnummer der deutschen „St. Petersburger Zeitung“ ein, die, loyal und gerecht wie immer, sich gegen giftige Ausführungen der „Rjetsch“ wendet, die im Bombardement Belgrads eine empörende Verletzung des Völkerrechts sah, „da der Haager Vertrag das Bombardement von offenen Städten, die nicht verteidigt würden, verbiete und Belgrad sich nicht verteidigt habe.“

Demgegenüber führt das deutsche Blatt aus, daß nach dem telegraphischen Bericht die Festung Belgrad das österreichische Feuer erwidert habe und die Beschießung einer sich verteidigenden Festung unmöglich als Verletzung des Völkerrechts anzusehen sei. Wie reimt sich diese klare Feststellung mit der Behauptung des zarischen Manifests? Aber auch andere Ausführungen im Manifest über die Kriegsveranlassung können vor dem Gericht der Weltgeschichte nicht bestehen.

Die Verfügung über das Moratorium wird bekannt gegeben. Unsere Kaufleute, die nicht diskontieren und infolgedessen ihre fälligen Wechsel nicht einlösen konnten, fühlen sich von einem Albdruck befreit. — Sämtliche Privatautos werden requiriert. Die Beschlagnahme erfolgt mit häßlichen Begleiterscheinungen. Haarsträubende Geschichten über das Schicksal der reichsdeutschen Kraftwagenführer, die sich weigerten, die Fahrzeuge zu lenken und die Soldaten zu unterweisen, werden erzählt. — Die Reichsbank-Filiale teilt mit dürren Worten mit, daß die Sparer aus Lodz, die ihre Einlagen beheben wollen, sich — nicht etwa nach Warschau sondern — nach Moskau wenden müssen. — Auf der Promenade geht seit einigen Tagen die Pferdeaushebung vor sich. Die Kommission arbeitet recht langsam. Die vielen Pferde und ihre Besitzer müssen tagelang warten. Die ohnehin vernachlässigten Anlagen der Promenade sind in Gefahr, ganz zugrunde zu gehen. Ein Feldlager inmitten der Stadt!

Vor meinem Hause in Xaverów, auf der alten Heerstraße zwischen Kalisch und Lodz, entrollen sich nun ungewohnte „Kriegsbilder". Tagsüber erfolgt in ununterbrochener Wagenreihe die Flucht der Beamten aller Behörden von Kalisch bis Lask. Allerart Fahrgelegenheiten, vom Bretter- bis zum Kutschwagen, sind aus meilenweiter Umgebung von den Beamtenfamilien für sich und ihre Habe in Anspruch genommen. Auch Abteilungen der Grenzwachen ziehen vorbei. — Ein Soldat von der Begleitmannschaft einer Trainkolonne, die vor dem Hause Halt macht, erzählt, daß seine Abteilung in der Nacht, falsch alarmiert, in der Nähe von Lask in eine Schießerei geriet, wobei die Soldaten sich gegenseitig beschossen. Zwei Soldaten und zwei Pferde sind die ersten Opfer an der Kalischer Front. Der Soldat, der über schlechte Verpflegung klagt, biß in einen eben erstandenen Stritzel und schimpfte, kauend, über den führenden Offizier, der kopflos gehandelt habe, als er den Befehl zum Schießen gab. Seine Kameraden pflichteten ihm bei. Der auf seine Führung schimpfende Soldat: ein Zeichen des Niedergangs!

Und Erscheinungen des Verfalls traten einem noch mehr entgegen. Man tritt an einen der Tische eines Kaffeehauses. Draußen fährt ein General vorbei. Ein Tuscheln beginnt: „Wissen Sie schon, das ist derselbe, der in der Mandschurei durch sein

Artilleriefeuer ein Regiment der eigenen Armee vernichtet hat!" An einem andern Tisch sitzt inmitten einer Gesellschaft ein einberufener Reserveoffizier. Er jubelt, weil er in einem Proviantamt Dienst tun soll: „Die Lieferanten müssen bluten. Ich will als reicher Mann zurückkehren. Wozu wäre sonst der Krieg!"

Der Straßenlärm von den flüchtenden Wagen hält auch am Abend an. Wir sitzen an unserem (wie lange wohl noch?) friedlichen Gartentisch und lesen die Abendzeitungen. Wieder tönt uns aus den Kriegsartikeln ein ungeheurer Phrasenschwall entgegen. Unechte Töne, die in keinem Verhältnis zu den Tatsachen stehen und keine Wirklichkeitsschilderung bieten. Deutschlands Begeisterung in den Julitagen 1870 fällt uns ein. Wie sieht es wohl jetzt in Deutschland aus? Wie lange werden wir ohne wahrheitsgemäße Darstellung der Vorgänge jenseits der Grenze bleiben müssen?

4. August. Die Flucht der Beamtenfamilien hält an. In Lodz werden die Lebensmittel immer teurer und knapper. Auch die Scheidemünze verschwindet aus dem Verkehr. Man kann keine Einkäufe machen, da es in den Geschäften an niedrigeren Geldsorten fehlt und auf größere Scheine nicht herausgegeben werden kann. Als Besitzer eines nichtzuwechselnden Dreirubelscheines erhält man überall Kredit: im Kolonialwarenladen, beim Händler und im Kaffeehaus. Es ergeben sich recht merkwürdige Lebenslagen.

Der Stadtpräsident hat den Auftrag bekommen, einen Bürgerausschuß zu berufen. Die Behörden wollen Lodz verlassen. Aber die Bemühungen des Herrn sind wenig erfolgreich. Schließlich wird nach altem Schema „unter der Hand" eine Gruppe von Herren gebildet, die die Fühlung mit weiteren Kreisen suchen soll. — Auch an die Bildung einer Bürgermiliz wird gedacht, da die Polizei ebenfalls Miene macht zu verschwinden. Unsere in manchem Sturm erprobte Freiwillige Feuerwehr nimmt Anmeldungen entgegen.

Eine der deutschgeschriebenen Lodzer Zeitungen druckt einen deutschfeindlichen Artikel des in den Besitz einer englischen Gesellschaft übergegangenen „St. Petersburger Herold" ohne Kommentar ab und erweckt so die Überzeugung, daß sie sich die gehässige und erlogene Darstellung des Petersburger Blattes zu eigen macht. Der Artikel ist Wasser auf die Mühle eines gewissen Teils unserer Gesellschaft. Von jetzt ab begegnet uns bei einheimischen Deutschen und Reichsdeutschen die Meinung, Deutschland habe das Völkerringen verschuldet. Man beruft sich auf die Kundgebungen der gegen das Deutsche Reich und Österreich verbündeten Regierungen und läßt sich gefangen nehmen von den entstellenden Meldungen der Petersburger Telegraphen-Agentur und den glatten Worten, mit denen u. a. die französische Regierung sich dem Volk gegenüber rechtfertigt: „Frankreich, das seine friedlichen Absichten in den tragischen Tagen wiederholt dokumentierte und

T. H. P.

Europa den Rat erteilte, die Mäßigung und das leuchtende Beispiel der Weisheit zu wahren, setzte alle seine Kräfte ein, um den Frieden zu wahren."

Auch der Hinweis auf die wirklichen Anstifter des Weltkrieges und der Nachweis der inneren Zusammenhänge, die zu dem Ausbruch des von Deutschlands Feinden schon lange geplanten Krieges führten, richten nichts aus. Man will nicht prüfen und auch nicht in die Lage kommen, eine andere als die Meinung der Zeitung und ihrer Telegramme zu haben — und schimpft über Deutschland als Friedensstörer. Es ist wie eine geistige Epidemie, die arge Verheerungen in den Köpfen unserer Zeitgenossen anrichtet und klares Denken ausschaltet. Wenn man solche Zeiten miterlebt, geht einem erst volles Verständnis für den wilden und blutigen Irrwahn auf, von dem im Mittelalter ganze Länder befallen wurden. Da eine Verständigung auf vernünftiger Grundlage mit den Unbelehrbaren nicht zu erzielen ist, müssen Unterhaltungen über die brennendsten Tagesfragen vermieden werden.

Unsere Postbeamten suchen den herrschenden Kleingeldmangel für sich auszunutzen. Sie machen Auszahlungen in großen Scheinen und verlangen, daß die Empfänger der Anweisungen sich mit einem abgezählten Restbetrage einstellen. So machen sie gute Nebengeschäfte. — Die Postsparkasse, die es mit kleinen Einzahlern zu tun hat, erklärt nur im Besitze von Hundertrubelscheinen zu sein, — und betrübt müssen die vielen kleinen Sparer, die nun ohne Mittel dastehen, abziehen. 3536.

Anläßlich des Galatages findet eine Truppenparade und ein Umzug des Militärs mit Musik statt. — Eine Abteilung Artillerie zieht die Petrikauer Straße entlang. Angeblich zur Front. Es entspinnt sich zwischen den Artilleristen und einigen Spaziergängern auf dem Bürgersteig eine Unterhaltung in unverfälschtem Lodzer Dialekt. Der russische Artillerist, der, hoch zu Roß, die Frage seiner Freunde nach dem Ziel der Fahrt mit den Worten beantwortet: „Wo ma hintun, wiss'n ma bis jetze noch nich!" ist, wie ich höre, ein waschechter Baluter. In derselben Batterie seien noch andere Baluter Bürger, die als Reservisten eingezogen wurden, sagen mir seine Freunde.

5. August. Der Kleingeldmangel verursacht in der Elektrischen recht häßliche Auftritte. Fahrgäste und Schaffner geraten aneinander und werden öfters handgemein.

Behörden, Polizei und Militär bereiten sich vor, die Stadt zu verlassen. Die Bürgermiliz ist im Werden. Von etlichen wird ihr Vertrauen entgegengebracht; die überall vorhandenen Miesmacher meinen, daß sie nicht imstande sein wird, während der Zwischenzeit — in welcher die Russen nicht mehr und die Deutschen noch nicht hier sind — die Pöbelherrschaft zu unterdrücken. Viele Familien verlassen die Stadt. Die Bahnen sind überfüllt.

Bekannte, die aus Rußland kamen und von Warschau aus mit der Kalischer Bahn fuhren, gelangten nur bis Sochatschew. Hier hält der Bahnhofskommandant den Zug zurück. Er hielt ein Telegramm in der Hand, nach welchem Lodz und Pabianice, von Deutschen beschossen, in Flammen stehen. Die verängstigten Reisenden mußten zu einem gegen sonst um fünfmal erhöhten Preise Wagen mieten und den weiteren Weg mit Pferden zurücklegen.

Der Stationsvorsteher des Kalischer Bahnhofs in Lodz hat den verrückten Einfall gehabt, den Inhalt der Güterschuppen dem Pöbel zur Plünderung preiszugeben, statt ihn dem Bürgerausschuß zur Verteilung an die Bedürftigen zu überlassen. Der Janhagel hat „aus dem Vollen" gewirtschaftet, alle Nahrungsmittel und Waren verschleppt und die Rohstoffe, die sich weder verwerten noch wegbringen ließen, angezündet. Daher das alarmierende Telegramm in Sochatschew.

Allerlei Äußerungen von Angehörigen der niederen Volksschichten werden bekannt, wonach wir Zustände zu erwarten haben, die die Pariser Kommune in den Schatten stellen werden.

Die Abendzeitungen bringen eine Mitteilung der Petersb. Telegraphen-Agentur, daß die französische Flotte die deutschen Kreuzer „Breslau" und „Goeben" gekapert und den Kreuzer „Panther" in den Grund gebohrt habe.

6. August. In der Nacht wurden die waffenfähigen Reichsdeutschen und Österreicher verhaftet. Es heißt, daß alle Männer unter fünfundvierzig Jahren nach Samara und Kasan verschickt werden sollen. Die Polizeibeamten haben den Auftrag bekommen, bei der Abführung der Männer in die Haftlokale „streng" zu verfahren. Oben wird befürchtet, daß die gewohnte Macht der Bestechung die Polizisten zu einer unzeitgemäßen Milde verleiten könnte. So treten die Wankas und Waßkas, die bisher den Abzuführenden gegenüber eine gewisse Distanz einhielten oder — wenn der Uniformierte schon länger den Dienst in seinem Bezirk versah und fleißiger Schmiergeldempfänger war — es zu unterwürfiger Vertraulichkeit brachten, „amtlich", d. h. mit der Unverschämtheit des freigelassenen Sklaven auf. Einzelne Revieraufseher treiben mit dem Revolver in der Hand die Säumigen und Sichbesinnenden an. Die Droschkenkutscher an den Ecken machen rohe Späße über die „dicken Herren, die immer auf Gummi fuhren"; ihre Schimpfworte hallen in den menschenleeren Straßen wider und geben den im grauen Morgen einem ungewissen Schicksal entgegen Wandernden das Geleit. Mancher hat noch in den letzten Tagen versucht über die ungeschützte Grenze zu kommen, und allen diesen ist es gelungen durchzukommen, obgleich die Milizen einzelner Städtchen sich als Polizei geberdeten und strenge Verhöre anstellten.

In der elektrischen Fernbahn begegne ich einem Bekannten, der der Verhaftung entgangen war und nun auf dem Wege ist,

die Grenze zu gewinnen. Er ist durch die Zeitungsmeldungen entmutigt und beginnt an der deutschen Regierung irre zu werden. Zeitungen und Gesellschaft wälzen die Schuld am Kriege Deutschland zu. Ich mache ihn auf Trugschlüsse der von der russischen Regierung gespeisten Zeitungen aufmerksam und erwähne meine eigenen Wahrnehmungen, die den militärischen Wert der von Rußland in den Krieg geführten Massen recht zweifelhaft erscheinen lassen.

Die jüdische Bevölkerung findet sich als erste zusammen zu einer patriotischen Demonstration. Sie durchzieht, die russische Nationalhymne singend, die Straßen und huldigt dem Garnisonchef. Böse Leute behaupten, daß die Juden einen Pogrom kommen sehen und durch die Bezeugung ihrer „treuuntertänigsten Gefühle“ dem Übel vorbeugen wollen.

General-Major Wassiljew, der Chef der Garnison, läßt durch den Polizeimeister bekannt machen, „daß in diesen Tagen vom Militär Manöver mit Schießübungen abgehalten werden“. Die Einwohner werden ersucht, „Ruhe zu bewahren und keinen falschen Gerüchten Glauben zu schenken“. Die Bekanntmachung verursacht das Gegenteil der gewünschten Absicht. Die Aufregung greift weiter um sich.

Die amtlichen Bekanntmachungen sind jetzt meistens dreisprachig; sie haben auch einen deutschen Text.

Ein Bürgerausschuß zur Unterstützung der Notleidenden tritt zusammen. Zu den Unterstützungsbedürftigen dürften in Kürze unsere sämtlichen Fabrikarbeiter gehören, da die Fabriken in der nächsten Woche ihren Betrieb einstellen werden. Man hört nichts von Notstandsarbeiten. Die Hilfe scheint sich also auf „reine Wohltätigkeit“, d. h. die die Bevölkerung demoralisierende bloße Auszahlung von Unterstützungsgeldern, zu beschränken.

Die Landleute, die zum Markt fahren, sind vor der Stadt überfallen und beraubt worden. Die Zufuhr bleibt aus. Die Geistlichkeit aller Konfessionen wendet sich in einem gemeinsamen Aufruf an die Einwohner mit der Bitte, Ruhe zu bewahren, der Kleingeldnot zu steuern und die Landleute gegen Beraubung zu schützen.

7. August. Im Verleumdungsfeldzug Rußlands gegen Deutschland feiert Rußland schon heute große Siege. Der deutsche Kaiser, von dem bekannt war, daß er während der politischen Weltkriesen der letzten Jahre in seiner versöhnlichen Nachgiebigkeit fast zu weit ging, wird als ein vom Zäsarenwahnsinn befallener Monarch hingestellt.

Die Leitartikler der großen russischen Zeitungen, die früher ab und zu einmal helle Augenblicke hatten, zerfasern in haßerfüllten Artikeln die Eigenheiten des deutschen Wesens. Da schreibt einer Schmähartikel über die „deutsche Gründlichkeit“, ein anderer macht die „deutsche Regsamkeit“ lächerlich und der

dritte tritt für eine vollständige Zerstörung des deutschen Wesens und Wirkens ein, damit die „wahre Zivilisation" anstelle der unechten preußischen Kultur trete. Gelehrte, die noch gestern ihre intellektuelle Nahrung aus Deutschland bekamen, suchen die deutsche Wissenschaft herabzuwürdigen. Wenn einem nicht die vielen Urteile russischer Dichter und Denker über den Wert der „russischen Kultur" bekannt wären, wäre man versucht, sich Deutschlands, das man als Wahlvaterland hochschätzt, weil man seine Sprache spricht und weil man mit seinem geistigen Sein in der deutschen Kultur wurzelt, zu schämen. Meinte nicht noch vor kurzem Mereshkowski: „Wenn Rußland heute spurlos vom Erdboden verschwinden sollte, würden die Westeuropäer auch ohne uns auskommen; würde aber Westeuropa untergehen, so wäre es um uns geschehen!"

Die Lodzer Innungen veranstalten nach einem Abschiedsgottesdienst für die eingezogenen katholischen Reservisten einen patriotischen Umzug durch die Stadt.

Nun rüstet sich auch die Polizei, die Stadt zu verlassen.

Reisende, die vom Krieg in deutschen Kurorten überrascht wurden und auf ihrer Heimreise in Breslau zurückgehalten wurden, beginnen sich einzustellen und über unglimpfliche Behandlung zu klagen. Ich lasse mir von einigen der Zurückgekommenen ihre Erlebnisse erzählen. Eine Jüdin berichtet, daß sie in Breslau vorübergehend im Gefängnis saß, bis die Bahnstrecke über Oels-Wilhelmsbrück für den Privatverkehr freigegeben wurde. Sie habe viel Entgegenkommen gefunden, Gendarmen und Beamte waren ihr beim Tragen ihres schweren Korbes behilflich. — Beim Nachforschen über die Leiden anderer Badegäste ergibt es sich immer wieder, daß man sich über einige Härten in der Behandlung, die sich unter den obwaltenden Umständen nicht vermeiden ließen, über die Fahrt in Güterwagen und nicht in den gewohnten gepolsterten Abteilen und über die Unterbringung in Gefängnissen und Kasernen aufregt. Ein jeder schimpft und fühlt sich persönlich beleidigt. Kaum denkt jemand an den Ernst des Krieges, der die Ausschaltung der Behaglichkeit des Reisens und das Mißtrauen bedingt, das dem Bürger eines feindlichen Landes überall im fremden Staat begegnet.

8. August. Die schon gestern umlaufenden Gerüchte über ungeheuerliche Vorkommnisse in Kalisch verdichten sich heute zu Berichten über bestimmte Tatsachen. Ein jeder weiß davon zu erzählen und ein jeder beginnt mit einem Wutausbruch über das deutsche Barbarentum. Hat man Ausdauer und wiederholt die Frage über den Hergang und Verlauf der Geschehnisse, so hört man nur von jüdischen Provokatoren, die aus den Fenstern auf deutsche Truppen geschossen haben sollen oder auch gar von deutschen Patrouillen, die sich in der Finsternis gegenseitig beschossen. Führt man bekannte Tatsachen aus dem Kriege 1870/71

und die strenge Ahndung der Greueltaten der Franctireurs an, so wird einem entgegengehalten, daß eine Nation, die an der Spitze der Kultur marschieren wolle, nicht das Recht habe, die Verbrechen Einzelner mit der Beschießung einer ganzen Stadt zu bestrafen. Weist man auf Kriegsgesetze und Kriegsbrauch hin, die nur Warnung und bei Zuwiderhandlung schnelle Justiz vorsehen, so steigert sich der Paroxismus der anderen und man fühlt Blicke auf sich gerichtet, die einen am liebsten erdolchen möchten. Man sagt sich: „Opfer der Psychose“ — und rettet sich hinter eine Zeitung. Sind es einheimische Deutsche, die ihrer Leidenschaft keine Zügel anlegen wollen und keinen Einwand gelten lassen, so wendet man sich mit schmerzlicher Scham ab.

Der Militärchef des Lasker Kreises ist nicht aufzufinden. Es wird behauptet, daß er einer der ersten flüchtenden Beamten war. Die Reservisten des Kreises wissen nicht, wohin sie sich zu wenden haben. Die Leute aus unseren Nachbardörfern gehen zu allen möglichen Behörden. In Lodz wird ihnen in der Kanzlei des Militärchefs entgegengedonnert: „Schert euch zum Teufel!“ Endlich hat man sich auch ihrer angenommen, sie sind glücklich, als sie ihre „Nummern“ in Händen haben. Aber noch wissen sie nichts über ihre Beförderung zur Sammelstelle.

In ihrem Beisein wird über die Fortbringung ausgehobener Pferde beraten. Sie bieten sich an, die Pferde nach Lowitsch oder Warschau zu bringen. So bringt uns der Nachmittag das Schauspiel, unsere Weber, die noch nie auf einem Pferde saßen, hoch zu Roß, ohne Sattel- und Zaumzeug, zu sehen. Sie wollen einen guten Eindruck hinterlassen. Deutsche Volkslieder, die die einzelnen Gruppen bei ihrem Vorbeiritt anstimmen, sollen dem militärischen Auftreten ein besonderes Relief geben. Wir sehen, wie hinter dem Dorf erst einzelne und dann mehr der Reiter abspringen und nebenher gehen.

Und zur selben Zeit weiß uns der russische Generalstab mitzuteilen, daß die Mobilisation in Österreich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. — In derselben Veröffentlichung meint der russische Generalstab bezüglich der deutschen Artillerie etwas gönnerhaft, daß, wenn sie auch der russischen unterlegen ist, sie doch auf bedeutend höherem Fuß stehe als die österreichische.

In den evangelischen Kirchen fanden Abschiedsandachten für die Reservisten und ihre Familien statt. Den Gottesdiensten schloß sich ein patriotischer Umzug an.

9. August. Die Reservisten verschwinden allmählich. Sie treten nicht mehr so in Massen auf wie bisher. Von Kriegsbegeisterung und Aufwallung des vaterländischen Gefühls ist nichts zu merken. Nur Jammer über die Trennung von Familie und Heimat ist zu hören. Und wer seine Sorgen nicht preisgeben will, der schweigt. Man schaut und denkt: wie anders wird die

Mobilisation und der Aufmarsch der Armeen in Deutschland erfolgt sein!

Mit großem Interesse werden die Kriegsnachrichten aus Belgien verfolgt. Will man der Petersburger Telegraphen-Agentur Glauben schenken, so muß es um die Sache der Deutschen schlecht stehen. Überall haben sie Verluste und Mißerfolge. Gestern wurde in einem Telegramm die Einnahme von Lüttich eingeräumt; heute wird die Mitteilung widerrufen oder doch in Zweifel gestellt. Angeblich sollen sich die Nachrichten widersprechen. So verschleiert man die Wahrheit. Merkwürdig, daß Serbien bisher Sieg auf Sieg über die Österreicher erfochten hat!

10. August. Die Polizei verläßt nun wirklich Lodz. Die Bürgermiliz, über deren Bildung und Gliederung in den letzten Tagen viel beraten wurde, nimmt ihren Dienst auf.

Auch die Post stellt ihre Tätigkeit ein.

Die Aufregung in der Stadt nimmt zu. Die widersinnigsten Gerüchte werden verbreitet und geglaubt.

In der Presse wird auf den möglichen Einzug fremder Truppen hingewiesen und Ruhe und kaltes Blut verlangt.

Es wird jetzt bekannt, daß minderwertige Leute in den ersten Augusttagen einheimische und Reichs-Deutsche wegen angeblicher Vorbereitungen zum Empfange der deutschen Truppen denunzierten. Ein deutscher Fabrikbesitzer, der viel auf Sauberkeit hält und seinen Pferdestall tünchen lassen wollte, äußerte im Scherz: „Wir müssen alles rein machen; die Preußen lieben Ordnung!“ Es fand sich ein Angeber. Der Fabrikbesitzer wurde verhaftet. Die Familie muß sich anstrengen und Fürsprache erwirken, um die Freilassung durchzusetzen. — Eine ganze Anzahl Deutscher wird beschuldigt, Flaggen vorbereitet und Kuchen zum Empfang der deutschen Truppen gebacken zu haben. Ich war Zeuge, wie Leute, in deren törichten Köpfen die Überzeugung von der Richtigkeit des Behaupteten herrschte, die Beschuldigungen mit einem Eid zu bekräftigen bereit waren.

11. August. Deutsche Vorposten sollen sich bereits bei Lutomiersk gezeigt haben. In den Kaffeehäusern malt man sich mit Gruseln die Möglichkeit aus, daß beim Durchzug oder Hiersein deutscher Truppen unvorhergesehene Zwischenfälle eintreten.

Der Bürgerausschuß fordert die Hausbesitzer auf, Häuser und Höfe gut zu bewachen, damit böswillige Leute sich nicht darin verbergen und durch provokatorische Taten Unheil über die Stadt bringen.

Auf dem Lande macht sich eine gegen die deutschen Grundbesitzer gerichtete geheime Bewegung bemerkbar. Aus Äußerungen des polnischen Dienstpersonals geht hervor, daß unter ihnen und den polnischen Nachbarn die Meinung verbreitet ist, die deutschen Besitzer würden im Verlaufe des Krieges enteignet und von Haus und Hof getrieben werden. Die Nachbarn teilen schon den Besitz

der Deutschen. Noch ist die Quelle des Geschwätzes nicht sichtbar. Ist es eigene Erfindung der Leute oder setzen, wie bei anderen Gelegenheiten, Agenten der Regierung die Nachrichten in Umlauf?

In der Altstadt erschoß ein Bandit, der verhaftet werden sollte, ein jüdisches Mitglied der Miliz und verwundete einen deutschen Milizmann.

12. August. Gestern abend gingen die letzten Eisenbahnzüge von Lodz ab. Ein großer Teil der Flüchtlinge konnte nicht mehr mitgenommen werden. Der letzte Zug war nur für Beamte bestimmt. Die Zurückgebliebenen gebärdeten sich wie toll. Eine Abteilung der Bürgermiliz mußte den Bahnhof räumen.

In den örtlichen Zeitungen werden sinnige Betrachtungen über das Abgeschnittensein von der Welt, in dem Lodz sich gegenwärtig befindet, angestellt. Unserer Bürgermiliz wird viel Vertrauen entgegengebracht. Wohl deshalb, weil auch die besseren Gesellschaftsklassen zahlreich in ihr vertreten sind und sie eine Auswahl der Tüchtigsten darstellt. Der Eifer der Milizmänner, Ordnung zu schaffen und die Schlupfwinkel des lichtscheuen Gesindels, das schon mit einer Anarchie rechnete, auszuheben, ist anerkennenswert. Daß einzelne kleine Machthaber, die eine farbige Armbinde tragen, die Gewohnheiten der uniformierten Polizisten annehmen — so bei Überschreiten der Polizeistunden in den Trinkstuben, die sie aufsuchen — wäre bei der Unzulänglichkeit aller menschlichen Einrichtungen verzeihlich.

Heute abend traf der Petrikauer Gouverneur mit einem Teil der Polizei in einem Sonderzuge aus Warschau ein. Er stellte die Rückkehr der gesamten Polizei nach Lodz in Aussicht. Auch die Postbeamten sollen bereits auf dem Wege nach Lodz sein. Morgen wird der Bahnverkehr wieder aufgenommen werden. — Bei der Regierung scheint sich die Ansicht durchgerungen zu haben, das Stadtgebiet nicht kampflos zu verlassen.

13. August. Um dem stockenden Geldverkehr neue Betriebsmittel zuzuführen und die Möglichkeit zu haben, überhaupt noch Löhne zu zahlen, beschließt die aus Fabrikbesitzern gebildete Finanzabteilung des Bürgerausschusses Bons auszugeben. Die Einlösung soll durch Wertpapiere sichergestellt werden.

In der Nähe von Lask sind von einem Luftfahrzeug (es heißt von einem Zeppelin-Luftschiff, die polnischen Bauern nennen aber jedes Flugzeug „Zeppelin") Aufrufe an die Polen von der „Leitung der deutschen und österreichischen Ostarmee" hinuntergeworfen worden. Den Polen wird Befreiung vom russischen Joche in Aussicht gestellt. Ich bekomme ein Exemplar des vielbesprochenen Aufrufs in die Hände. Die Meinungen über die Urheber des Flugblattes sind geteilt. Manche halten die im Süden Polens kämpfenden polnischen Legionäre als Verfasser und Verbreiter des Aufrufes, andere glauben, daß eine Irreführung vorliege.

14. August. Die Mitteilungen über die Rückkehr und Dienstaufnahme der Polizei und der Post waren „Bluff“. Es lag die Absicht vor, dem erneuten Vorgehen gegen Reichsdeutsche und Österreicher die Wege zu ebnen. Sind beim ersten Aufgebot nur die gedienten Männer weggeholt worden, so wird diesmal „reiner Tisch“ gemacht. Auch ältere Männer, Frauen und Kinder müssen sich in aller Eile reisefertig machen. Die Polizei geht mit großer Härte vor. In zwei Zügen werden Tausende nach Warschau geschickt. Nur die zuletzt Gekommenen, die nicht mehr Platz finden, können sich wieder nach Hause begeben. Österreichische Staatsbürger aus slawischen Gebieten, so die Deutschböhmen, blieben auch diesmal unbehelligt. Die Polizeibeamten sind nervös, sie fühlen sich nicht mehr sicher und fürchten von den deutschen Truppen überrascht zu werden. Nach vollbrachtem Werk verlassen sie noch am Abend die Stadt.

Es sickern Nachrichten aus Deutschland durch, die das Gegenteil von dem bringen, was die Petersburger Telegraphen-Agentur behauptet. Lüttich, das sich nach der russischen Mitteilung noch immer hält und vor dem ganze deutsche Armeen zugrunde gegangen sein sollen, ist schon längst gefallen. Die nach den Behauptungen des französisch-englisch-russischen Lügensystems geschlagenen deutschen Truppen haben Sieg auf Sieg errungen und sind auf französischem Boden.

Nachdem in Lodz mit dem Gesindel so scharf aufgeräumt wurde, verlegt es seine Tätigkeit auf die Umgegend. In unserem Dorf wird ein Selbstschutz eingerichtet. In der Nacht habe ich Gelegenheit, mit anderen wachehabenden Besitzern den Straßenverkehr zu kontrollieren. Einige geschlossene Wagen mit reichsdeutschen Flüchtlingen fuhren zur Grenze. Verängstigte Arbeiter eilen mit ihren Familien in die Heimatdörfer; sie befürchten, in Lodz dem Hunger ausgesetzt zu sein oder während der zu erwartenden Unruhen umzukommen. Unwillkürlich kommt man zu Vergleichen der gegenwärtigen Zustände mit den Begleiterscheinungen der Revolution von 1905; auch Episoden aus der Revolutionsgeschichte von 1789 erscheinen im Spiegel der Erinnerung.

15. August. Der Erlaß des Oberkommandierenden der russischen Armee, Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch, an die Polen, wird bekannt. Einzelne Polen meinen, daß sie sich durch die goldenen Versprechungen, denen nur zu oft in der russischen Geschichte Treubruch und Meineid folgten, nicht ködern lassen werden. Aber die leidenschaftlichen Gemüter sind viel zu erregt und zu einer Prüfung nicht befähigt. Anscheinend hat der deutsch-österreichische Aufruf an die Polen dem Großfürsten als Muster vorgelegen.

Die deutschfeindliche Stimmung greift weiter um sich. Ein Deutschenpogrom ist in sichtbarer Nähe. Das Dienstpersonal wird aufsäßig.

Nun jagt man auch auf dem Lande nach Reichsdeutschen und Österreichern.

Die Zeitungen bringen heute eine Meldung, daß bei Lüttich die Belgier 2000 und die Franzosen 1500 Gefangene gemacht haben. Also ist Lüttich doch noch nicht genommen?

Die Abwanderung der Arbeiterfamilien aus Lodz dauert an.

16. August. Da sich die großfürstliche Liebeserklärung an die Polen nicht gut mit der vollständigen Preisgabe eines großen Teils des hiesigen Gebiets reimte, so erscheint unsere „Natschalstwo“ — Gouverneur, Gendarmerie, Polizei und Gefängnisverwaltung — wieder auf der Bildfläche und tut so, als ob sie die Amtsgeschäfte in bisheriger Weise zu erledigen beabsichtige. Freilich geht die Hauptsorge der Herren auf die Verschickung der noch zurückgebliebenen Reichsdeutschen und Österreicher, von denen wieder einige Tausend in überfüllten Zügen nach Warschau geschickt werden. In Warschau ist alles überfüllt. Man ist dort mit den Handlungen des deutschfeindlichen Gouverneurs gar nicht zufrieden, weil man für die vielen Tausende keine Unterkunft hat, und bedeutet ihm, er möge weniger eifrig sein.

Nach den offiziellen Meldungen haben die deutschen Truppen weitere Niederlagen zu verzeichnen. Vor Lüttich ist „vollständige Ruhe“. Die Deutschen haben ihre Attacken eingestellt und sich zurückgezogen. Die belgische Besatzung kann sich mit frischem Proviant und mit Munition versehen. — Auch die Franzosen siegen wieder. Die Deutschen müssen sich nach jedem Gefecht „in Unordnung zurückziehen“. — Die Siege des serbischen Bundesgenossen gehen ins Ungemessene. — Nun beginnen auch die Russen zu siegen. In Lodz wird erzählt, daß russische Kavallerie siegreich vorgedrungen sei und Kalisch besetzt habe.

Ein deutscher Flieger erscheint über Lodz und wird beschossen.

17. August. Die Beamten fühlen den Drang in sich, „heftig“ zu regieren. Der Gouverneur verlangt die sofortige Einziehung der rückständigen Steuern. Der Stab des Gouverneurs und auch der Stadtpräsident treffen wieder in Lodz ein.

Die Tätigkeit der Herren ist indessen von kurzer Dauer. Sie verschwinden heute wieder.

Viel erörtert wird eine Eisenbahnentgleisung zwischen den Stationen Grodzisk und Zyrardow, wobei zwei Fahrgäste getötet und achtzehn verletzt wurden. Im Zuge befanden sich Lodzer, die sich in Deutschland zur Kur aufgehalten hatten und nun nach einer zweiwöchigen Reise über Schweden dicht vor der Heimat in Lebensgefahr gerieten. Losgelöste Schrauben an den Verbindungsstücken der Schienen ließen auf ein Verbrechen schließen. Da eine halbe Stunde vorher ein Militärzug die Strecke befuhr, so richtete sich der Verdacht, den Bahnfrevel verübt zu haben,

auf die Reichsdeutschen in Zyrardow und Grodzisk. Eine Anzahl von ihnen wurde verhaftet.

Die Fabriken, die noch über Kohlenvorräte verfügten und arbeiten ließen, haben nach und nach den Betrieb eingestellt.

18. August. Eine Abteilung russischer Grenzdragoner, die durch die Stadt ritt, hat angeblich in der Nähe von Lutomiersk eine deutsche Patrouille aufgerieben. Einige Dragoner haben ihre Köpfe mit den deutschen Helmen geschmückt. Die „Pickelhauben" werden auf den Lodzer Straßen angestaunt.

Wieder erscheint ein deutsches Flugzeug, das sich längere Zeit über der Stadt aufhält. Auch aus den benachbarten Orten kommen Nachrichten, daß deutsche Flieger Ausschau nach russischen Truppen hielten. Vorgestern sollen deutsche Truppen Zdunska-Wola besetzt haben.

Lodz ist des Kommenden gewärtig.

Nach einer Meldung des russischen Generalstabs hat an der deutsch-französischen Grenze noch keine größere Schlacht stattgefunden, aber — „nach Berichten des französischen Kriegsministers" — eine ganze Reihe für die Waffen Frankreichs siegreicher Gefechte und Scharmützel. Und Lüttich hält sich noch immer. „Die belgische Armee hat keinerlei Berührung mit dem Feinde".

In der Petersburger sozialistischen Zeitung „Djen" schreibt Swiatikow in einem Nekrolog über den „hinter den Mauern Moabits erschossenen Liebknecht": „Ich kann nicht ruhig an den Tod dieses Edelsten der Deutschen denken, des würdigen Sohnes seines großen Vaters. Er war mit einer Russin verheiratet und nahm alles, was das russische Proletariat anging, besonders zu Herzen..."!

19. August. Am Vormittag eilte die Nachricht durch die Stadt, in Pabianice sei eine deutsche Kavalleriepatrouille erschienen und habe Aufforderungen der Armeeleitung an die Einwohner, bei dem demnächstigen Einzug die Ruhe zu bewahren, ausgeklebt.

Die aufregende Mitteilung veranlaßt diejenigen der vielen Ängstlichen, die an eine Wiederholung der Kalischer Ereignisse in Lodz denken und keine Gelegenheit hatten, zusammen mit den ungezählten Mengen von Flüchtlingen die Stadt zu verlassen, sich in allen möglichen Gefährten auf den Weg nach Warschau zu machen.

Bei den Zurückgebliebenen steigt die Spannung. Die Chancen des Krieges werden erörtert. Die einheimischen Strategen gelangen über die Frage, ob die erste russische Verteidigungslinie vor Lowitsch oder im Bereich der Warschauer Befestigungen zu denken ist, zu keiner Einigung. Nun, da uns die deutschen Truppen in einem Halbkreise umgeben und uns so nahe sind, verschwinden die leidenschaftlichen Äußerungen über das deutsche Barbarentum.

„Die Deutschen in Lodz!“

20. August. Ein deutscher Flieger, der sich am Morgen über Lodz sehen ließ, brachte das Blut der Lodzer in Wallung, nahm man doch an, daß der so lange erwartete Einzug deutscher Truppen heute erfolgen werde.

Gestern abend waren zweihundert russische Dragoner aus Konstantynow nach Lodz gekommen. Ich sah sie heute mit Gesang durch die Petrikauer Straße ziehen und den Weg nach Widzew nehmen. Ich traute meinen Ohren nicht, als mir eine Viertelstunde später gesagt wurde, daß eine deutsche Kavalleriepatrouille, ebenfalls aus Konstantynow kommend, die Petrikauer Straße entlang nach Pabianice zu geritten sei. Ein Pole, der die deutschen Ulanen auf ihrem kühnen Ritt eine Zeitlang begleitete, schrieb in seinen Aufzeichnungen über den gewonnenen Eindruck: „Die ersten feindlichen Reiter in Lodz. Es sind etwa fünfzehn Ulanen. Langsamen Schrittes reiten sie die Petrikauer Straße entlang. Herrlicher Sonnenschein. Auf der Straße herrscht eine beklemmende Ruhe. Unfaßlich! Die Deutschen, seit undenklichen Zeiten die favorisierten Freunde Rußlands, als Todfeinde in unserer Stadt! Wer hätte dies vor einem Monat gedacht! Mit atemlosen Schweigen folgt ihnen eine atemlose Menschenmenge. Die Ulanen sehen gut aus. Von Zeit zu Zeit dreht sich der eine oder andere um. Warum? Augenscheinlich bebt auch in ihnen alles. Wie leicht können sie hinterrücks überfallen werden. Sie geben sich Mühe, in ihrem Äußern vollkommene Ruhe zu zeigen, indem sie ruhigen Blickes die Häuser, Läden und Menschen anschauen. Ein jeder hält indessen den Karabiner fest in der Hand.“

Auf der Straßenbahn macht ein junger Jude, der nach Pabianice fährt, die launige Bemerkung: „Jetzt geht es nach dem Ausland! Gedankt sei Gott, daß man keinen Paß mehr nötig hat!“

Am Nachmittag dringt die Nachricht zu uns, daß größere deutsche Truppenmengen in Pabianice eingetroffen sind und Quartier bezogen haben. Ein Weber aus der Nachbarschaft, der aus Pabianice kommt, faßt den gewonnenen Gesamteindruck in die Worte zusammen: „Die Preißen sein freindliche Leite; sie tun niemand nischt!“ Der Zusatz bezieht sich auf die entstellenden Berichte über die Vorgänge in Kalisch und die Furcht, die — von berufsmäßigen Hetzern angefacht — den deutschen Truppen voranlief. — Ich will die Gelegenheit, lebende Bilder von dem Aufmarsch der Deutschen in Polen zu sammeln, nicht verpassen und fahre mit der Elektrischen, die noch verkehrt, in die Stadt. Vor der Biegung der Chaussee stehen die ersten Vorposten. Zum ersten Mal sehe ich die Feldgrauen. Die Elektrische verlangsamt die Fahrt. Ich schaue in die Gesichter der jungen Soldaten,

denen Haß und Verleumdung seit Beginn des Krieges einen Schandfleck anzuheften suchten. Ich finde dieselben gutmütigen und unschuldigen Züge wieder, denen ich in Deutschland beim jungen Volk so vielfach begegnet bin. Nein, das sind nicht die „Bestien", als welche sie von Deutschlands Feinden hingestellt werden. Und wenn ich bisher schon davon überzeugt war, daß die Mannszucht im deutschen Heer gegen früher keine Wandlung erfahren hat — die jugendreinen Gesichter bekräftigen mich in meinem Glauben.

Unsere Elektrische fährt um die Biegung. Hier muß sie halten. Ich spiele Dolmetscher. Der Maschinist möchte zurückfahren, als er hört, daß niemand aus der Stadt gelassen wird. Aber ein Zurück gibt es nicht. Erst morgen früh darf der Rückweg angetreten werden. Wir fahren in die Stadt. Einzelne Abteilungen, Infanterie und Kavallerie, die noch ihre Quartiere suchen, begegnen uns. Trainkolonnen ziehen vorüber. Vor dem Magistratsgebäude und den größeren Fabriken stehen Autos. Die Läden und Trinkstätten sind mit kaufenden und genießenden Soldaten überfüllt. Vor den Toren der Häuser und auf dem Bürgersteig stehen Gruppen der Feldgrauen und unterhalten sich mit den Einwohnern. Im Vorbeigehen höre ich, daß einzelne polnisch sprechen. Auf den Straßen ein geschäftiges Treiben. Hier tragen Soldaten Stroh für ihr Nachtlager, andere bringen auf vollgeladenen Wagen Heu für die Pferde. In den Fabrikhöfen gönnen ganze Reihen sich ein ausgiebiges Kopfbad. Sie bedürfen der Reinigung, haben sie doch heute schon einen weiten Weg auf staubiger Landstraße zurückgelegt. Man wäre im ersten Augenblick versucht, das Ganze als freundliches Manöverbild anzusprechen, wenn man sich des Ernstes der Lage nicht bewußt wäre. Und es fällt einem ein, wie all die Tausende, die lebenslustig und zuversichtlich dreinschauen und Scherz treiben, vielleicht schon in den nächsten Tagen einem harten Schicksal entgegen gehen. — Ein Zufall bringt mich mit einigen Offizieren zusammen. Man bringt es nun einmal als gesitteter Mensch nicht fertig, den Herren — die ja keinen Landesverrat und kein Ausplaudern uns selbst nicht bekannter militärischer Geheimnisse verlangen — als „Feinden" ein böses Gesicht zu zeigen. Warum auch soll man die Gelegenheit nicht benützen, um sich über das wahre Gesicht der Weltgeschichte der letzten drei Wochen belehren zu lassen. Ein Lachen — das aufrichtige, herzliche deutsche Lachen, das jede Hinterhältigkeit ausschließt — läßt sich hören, als ich über unsere Kenntnis der Lage vor Lüttich berichte. Lüttich schon längst genommen! An der französischen und belgischen Front Sieg auf Sieg der Deutschen!

Man fühlt sich miterniedrigt und mitentehrt, daß minderwertige Leute, die die Ministersessel in Paris, London und

Petersburg einnehmen, die ganze zivilisierte Welt so niedrig einschätzen, und ihr Tag für Tag dieselben stümperhaften Lügen bieten. Liebknecht lebt und erfreut sich bester Gesundheit und Freiheit! Die Sozialdemokraten Deutschlands sind mit derselben vaterländischen Gesinnung in den Krieg gezogen wie alle übrigen Deutschen! In Deutschland keine soziale Revolution! In Berlin keine Hungerrevolte und keine Frauendemonstrationen für den Frieden! In Sachsen und Bayern kein Kriegsverdruß!

Die Offiziere freuen sich, in den Bürgerquartieren wieder einmal in frischbezogenen Betten schlafen zu können. Diesen Luxus kennen sie seit Beginn des Feldzuges nicht mehr. — Der die Biwakwache am Ausgang der Stadt beaufsichtigende Unteroffizier läßt mich am Abend nach Hause passieren, als er hört, daß ich außerhalb wohne.

21. August. Am Morgen war das Rasseln der von Pabianice über Rzgow ziehenden Kolonnen stundenlang zu hören.— Der Aufenthalt der deutschen Truppen in Pabianice war ohne Zwischenfall verlaufen. Drei Bürger — je ein Deutscher, Pole und Jude — mußten als Geiseln für das Wohlverhalten der Einwohner haften. Bekanntmachungen des Bürgerausschusses hatten schon vor einigen Tagen vor Bubenstreichen Böswilliger, die die Stadt ins Unglück bringen könnten, gewarnt. Bemerkenswert waren die Auslassungen der Verfasser des Aufrufs über den seelischen Zustand des Soldaten, der die Straßen einer feindlichen Stadt durchschreitet.

Die deutschen Soldaten, die vor ihrem Eintreffen in Pabianice in Schmutznestern der Provinz Quartier bezogen hatten, freuten sich über das gute und saubere Quartier in Pabianice und äußerten sich noch unterwegs zu den Führern der requirierten Wagen mit Anerkennung über die gefundene Aufnahme.

Die Bürger-Miliz in Lodz fordert durch Anschläge an den Ecken und Bekanntmachungen in den Zeitungen die Hausbesitzer noch einmal auf, Dach- und Bodenöffnungen verschlossen zu halten.

Die Zeitungen erscheinen heute ohne Telegramme, da die telegraphische Verbindung unterbunden ist. Das Fehlen der Lügennachrichten wird aber nicht als Mangel empfunden.

22. August. Der von so vielen mit Bangen erwartete Einzug deutscher Truppen in Lodz ist heute erfolgt. Eine von Major Brauns geführte Abteilung von etwa 1000 Mann zog um die Mittagszeit durch Lodz. Die Leute waren vom langen Marsch bestaubt und übermüdet. Während des Vorbeimarsches der aus kleinen Abteilungen Kavallerie und Radfahrern und einem Bataillon Infanterie zusammengesetzten Truppe hörte ich Äußerungen des Mißfallens unserer glattrasierten Pflastertreter, die sich den Einmarsch in Paradeuniform und mit Paradeschneid gedacht hatten. In den zentralen Teilen der Stadt suchte die Miliz die in die

Petrikauer Straße mündenden Seitenstraßen gegen den Andrang der Neugierigen abzusperren. Aber auch sonst war sie auf dem Posten. Bei vielen Personen wurden Steine und andere als Wurfgeschosse verwendbare Gegenstände gefunden.

Ein Magistratsbeamter und die anwesenden Stadträte sowie der Vorsitzende der Miliz empfingen Major Brauns und seine Begleitung im Magistrat. Major Brauns wünschte die sofortige Beschaffung von Essen und Trinken für seine 1000 Mann, die sich auf dem Neuen Ring und der Petrikauer Straße gelagert hatten. Die in unseren Zeitungen gefundene Nachricht über einen großen Sieg der Franzosen bei Metz stellte er dahin richtig, daß die Deutschen den Sieg über die Franzosen errungen haben. Die von ihm gewünschte Auskunft über den Verbleib der russischen Dragoner-Abteilung, die sich vorgestern in der Stadt sehen ließ, konnte nicht gegeben werden. Nach mehrstündiger Rast trat die Abteilung ihren Weitermarsch nach Zgierz an.

23. August. Die russische Armeeleitung hat ihre bisher geübte Taktik, die Truppen immer weiter zurückzuziehen und einem Kampfe auszuweichen, aufgegeben und ist zur Offensive übergegangen. Den Anlaß zu diesem Systemwechsel gab die Kundgebung an die Polen, deren Werbekraft durch Taten erhöht werden sollte. Große russische Heeresmassen sind auf dem Wege nach Lodz. Die Abteilung des Majors Brauns wurde heute aus Zgierz zurückgerufen; die ermüdeten Truppen requirierten Bauernwagen und fuhren über Lodz zurück nach Rzgow. Die Durchfahrt durch Lodz erfolgte um die Mittagszeit. Große Scharen Neugieriger säumten die Straßen.

In der Nähe der Andreas-Straße brach die Achse eines Munitionswagens. Straßen- und Kirchgänger umstanden in dichten Haufen den Wagen. Ein gefangener russischer Dragoner wurde durch die Stadt geführt. Deutsche Kavallerie-Patrouillen durchzogen bis zum Abend die Straßen. Ihr jedesmaliges Erscheinen bot dem aufgeregten Straßenpublikum Gelegenheit, Mutmaßungen und Wünsche auszusprechen. Man glaubte schon die verfolgenden Kosaken erwarten zu können, und sah immer noch deutsche Ulanen.

In der Nähe von Koluschki war Kanonendonner zu hören. Bei Strykow und zwischen Brzeziny und Rawa soll eine Schlacht im Gange sein. „Heldentaten" der Kosaken werden erzählt.

„Die Russen kommen!"

24. August. Wir erleben nervenaufpeitschende Stunden. Die Mitteilungen über den auf der ganzen Linie erfolgten Rückzug der deutschen Truppen jagen einander. Man kann nicht mehr das Wahre vom Wahrscheinlichen und Erlogenen auseinander halten. Die tendenziöse Färbung liegt auf der Hand, wenn man

die hämischen Bemerkungen hört. Gewisse Kreise unserer Bevölkerung stehen unter dem Eindruck, daß der „kleine deutsche Zwerg" sich an den russischen Riesen heranwagte und nun, da er seiner ansichtig wird, Reißaus nimmt.

In der Nähe von Tomaschow soll es zu Zusammenstößen gekommen sein. Über den Ausgang der Gefechte läßt sich nichts Sicheres ermitteln.

Aus Zdunska-Wola, Sieradz, Blaszki, Opatuwek und Kalisch kommen Nachrichten, daß das deutsche Militär diese Städte verlassen habe und auf dem Wege zur Grenze sei. In einer Zeitungsmeldung aus Kalisch heißt es: „Vom deutschen Militär ist hier nicht ein Mann zurückgeblieben".

Die nach Zgierz, Tomaschow, Tuschin und anderen Nachbarstädten vorgedrungenen deutschen Truppen haben sich nach Petrikau zurückgezogen.

25. August. Am Vormittag begegne ich auf der Petrikauer Straße einer im wilden Galopp heransprengenden Kosakenabteilung. Die unheimlichen Reiter haben verstörte Gesichter. Es sieht fast so aus, als ob sie gejagt werden. Die Wirklichkeit ist anders. Bald darauf erreicht mich die Nachricht, die Kosaken hätten bei Widzew eine deutsche Patrouille umzingelt. Zwei Mann sind verwundet in ihre Hände gefallen. Die übrigen fünf deutschen Reiter entkamen.

Um die Mittagszeit traf ich auf der Chaussee nach Pabianice einige Abteilungen Kosaken. Die Offiziere, die sympathische Gesichter haben, werden unterwegs von Jungfrauen mit Blumensträußen beschenkt. Die Kosaken, die rechts und links Umschau und Umfrage nach deutschen Truppen halten, erhalten Zigaretten und Getränke. Einzelne Reiter durchqueren die Felder. Sie stoßen ihre Lanzen in die Heuschober nach etwa versteckten deutschen Soldaten. Halbwüchslinge geben ihnen Nachrichten, wo nach ihren Vermutungen noch versprengte deutsche Truppenteile zu finden sind. Vor meinem Hause steht ein Haufen gestikulierender Menschen. Ein Viehaufkäufer erzählt mit Stolz, welche wertvollen Winke er eben den Kosaken über eine deutsche Reiterpatrouille gegeben habe, der er vor einer Stunde in einem Nachbardorfe begegnete. Ein anderer Viehaufkäufer meint, daß man den „Preußen jetzt die Hosen schon stramm ziehen werde". Sie würden die Kosaken kennen lernen, über die sie bei ihrem Durchzug durch Pabianice so frech gespottet haben. Man ist empört über die Niedrigkeit der Gesinnung, denn verschiedenes spricht dafür, daß die heutigen Gönner der Kosaken in den Spott über sie eingestimmt haben.

Am Nachmittag halte ich mich eine Zeitlang auf dem Felde auf. — Nachbarn und Nachbarinnen treten heran. Sie haben von einigen Seiten Nachrichten über das Schicksal der verratenen

deutschen Patrouille erhalten. Die Kosaken hatten die neun deutschen Reiter eingeholt und suchten sie einzukreisen. Zwei Verwundete sind gefangen genommen. Vier schlugen einen Landweg durch die Dörfer um Pabianice ein und entkamen. Drei bogen links ein und suchten die Chaussee bei Rzgow zu gewinnen. Vor und hinter Rzgow wurden die einzelnen eingeholt und niedergemacht. Ein verwundeter Ulan, dessen abgehetztes Pferd gefallen war, suchte bei einem Bauern Zuflucht und bat ihn um Wasser. Der Bauer rühmte sich auf dem Markt, dem Dürstenden den Inhalt seines Nachtgeschirrs angeboten und ihn an die nachsetzenden Kosaken verraten zu haben. An jenem Nachmittag haben wir in unserem Hause qualvolle Stunden verlebt. Wir glaubten den Gedanken an die Menschenjagd, die sich in unserer Nähe abspielte, nicht ertragen zu können. Noch nie war uns die Bevölkerung, die sich in Gunstbezeugungen und Aufmunterungen der Kosaken nicht genug tun konnte, so entmenscht erschienen und der Wunsch, das Land zu verlassen, das wir bisher als Heimat liebten, mit dessen Scholle wir verwachsen waren und dessen Wohl und Wehe uns am Herzen lag, gewann einen glühenden Ausdruck.

In denselben Nachmittagsstunden waren in Lodz größere russische Kavalleriemassen — Kosaken, Dragoner und Artillerie — eingetroffen. Offiziere und Mannschaften wurden mit Blumensträußen und Zigaretten beschenkt.

26. August. Ungeheure Mengen russischer Kavallerie sollen von Warschau nach hier unterwegs sein. Man spricht von 100,000 Mann. Es sind Elitetruppen: kaukasische Dragoner. Offiziere und Mannschaften machen einen guten Eindruck. Sie brennen, an den Feind zu kommen. Aus ihren Äußerungen geht hervor, daß sie davon träumen, die deutschen Truppen einfach zu überreiten und sich in dem „reichen Lande“ (bogataja strana), wie sie Deutschland nennen, gütlich zu tun.

Am Abend passieren große Reitermengen in stundenlangem Durchzug auf dem Wege nach Pabianice unser Dorf. Haus und Garten belegen sich mit einer dicken Schicht des aufgewirbelten Staubes. Ein Teil der Dragoner bezieht in Pabianice Quartier. Sie sind nicht angemeldet. Die Feuerwehr, die den Ordnungsdienst versieht, ist zu einem Feuer ausgerückt. Im ganzen Magistratsgebäude ist keine verantwortliche Person zu finden. Der russische Reitergeneral mit deutschem Namen, der die Abteilung führt, ist arg verschnupft. In der Tasche hat er eine Liste mit Namen deutscher und jüdischer Bürger, die im Verdacht stehen, antirussisch zu sein. Warum wohl? Sie haben sich erlaubt in Friedenszeiten dem Mann, den ihnen die Regierung zur Leitung der Stadtgeschäfte zugeschickt hat, auf die Finger zu klopfen, weil er weniger an das Wohl der Stadt als an seine Tasche dachte.

Sie haben dies ganz bescheiden getan, mit all dem Wohlverhalten, das dem Bürger dem russischen Tschinownik gegenüber ziemt. Und weil sie Feinde der geheiligten russischen Lapuwka sind, so sind sie auch Feinde des russischen Staats — denkt der geflüchtete Stadtvater, und stellt seine Liste der „Unzuverlässigen" zusammen. General Hillenschmidt hat nun den Schlüssel für den, wie ihm scheint, allzukühlen Empfang in der Stadt, von der die Rede geht, daß sie vor einigen Tagen den Landesfeind „überaus freundlich" aufgenommen habe. So ist er recht ungnädig, als sich die von seinem Erscheinen benachrichtigten maßgebenden Herren einstellen und seine nichtangemeldete Ankunft, die zu einer Zeit erfolgt, als ihre Pflicht sie anderswo fesselte, bedauern. Inzwischen haben sich die Dragoner nach der Abfütterung auf dem Straßenpflaster hingestreckt. Das Anerbieten, ihnen Schlafstätten zu verschaffen, wurde nicht angenommen.

27. August. Am Morgen traf ich einen der vorgestern gefangen genommenen, verwundeten deutschen Ulanen. Er wurde, von zwei Kosaken begleitet, nach Lodz gebracht. Einer seiner Begleiter, ein langer Kosak mit widerlichem großen Haarschopf, zeigte den Mitfahrenden den leichten deutschen Kavalleriesäbel, der „nicht einmal ordentlich geschliffen sei und sich leicht verbiege" und zum Vergleich seinen eigenen wuchtigen Säbel. An der Haltestelle in Lodz wurden Ulan und Kosaken von einer großen Menschenmenge umringt. Der schopfige Kosak grinste und zeigte wieder die deutsche Waffe.

Der Durchzug der Reiterregimenter hält den ganzen Tag an. Infanterie ist gar nicht zu sehen; sie soll mit der Bahn vorgeschickt sein.

Der russische General Hillenschmidt hat heute die deutsche und jüdische Bevölkerung in Pabianice, die beschuldigt wird, den Feind zu gastfreundlich aufgenommen zu haben, mit einer Kontribution von 50,000 Rbl. belegt. Auch die Verhaftung von acht angesehenen deutschen und jüdischen Bürgern und eine Untersuchung gegen sie wurde verfügt. Dem General wird auf seine Beschuldigungen erwidert, daß eine von den Landestruppen preisgegebene Stadt, der das Schicksal von Kalisch drohte, nicht anders konnte, als dem Verlangen der feindlichen Truppen nach Quartier zu entsprechen. „Nein, das hättet ihr nicht tun dürfen, mit den Äxten der Feuerwehr hättet ihr auf die Feinde losgehen müssen!" meint der General, in dessen Strategie logisches Denken die geringste Rolle spielt. — Die Gendarmerie sammelt Material. Es finden sich ganze Angeberscharen. Wie fadenscheinig die Vorwürfe sind, die gegen die Verhafteten erhoben werden, geht aus den läppischen Behauptungen der Zeugen hervor.

Das Denunziantentum blüht. In Lodz, Pabianice und Zgierz erfolgen noch weitere Verhaftungen. Die Gendarmerie

brennt darauf, eine Reihe von Hochverratsprozessen einzuleiten; sie geht allen Anregungen nach, die ihr vom Abschaum der Bevölkerung gegeben werden. Jeder Deutsche ist der Gnade seines Hausknechts preisgegeben. Endlich sieht auch der unbegabteste und deutschfeindlichste Untersuchungsbeamte ein, daß gegen keinen der Verhafteten ein Prozeß erhoben werden kann. Schuldlos haben die Beschuldigten tage- und wochenlang in den Gefängnissen gesessen.

Leichteres Spiel haben die Denunzianten auf dem Lande. Die Kosaken üben schnelle Justiz. Die Tatsache, daß der Verdächtigte Deutscher ist, genügt, um gegen ihn nach Kosakenart zu verfahren.

Aber auch die Juden sind, wie immer, der Willkür des pogromlustigen Militärs ausgeliefert. Die jüdischen Milizmänner haben viel zu erdulden.

28. August. Wieder passieren tagsüber große Kavalleriemassen mit leichter Artillerie die Stadt. Das Volk frohlockt und meint, um Deutschland sei es nun geschehen.

Angesichts der haßerfüllten Äußerungen gegen das deutsche Volk und die einheimischen Deutschen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, empfindet man das Dasein schwer. Um sich wieder aufzurichten, greift man nach Büchern, die Deutschlands große Zeit behandeln. Auch die Lebensbeschreibungen der führenden Männer des deutschen Volkes wirken tröstlich. Welch ein Gegensatz zu den russischen „Machern", den „Djejatjeli"! Bei den Deutschen immer Anstand in der Gesinnung und saubere Lebensführung. Bei den Russen dunkle Perioden im Leben. So auch bei dem in diesen Tagen vielgenannten Armeeführer Rennenkampf, der als „Zerschmetterer Deutschlands" gilt, weil er bei Beginn des Krieges die Versicherung gegeben haben soll, in drei Wochen in Berlin zu sein, — „er wette seinen rechten Arm dafür". Der Russe Rubakin sagte in einer Broschüre „Rußland in Ziffern" über ihn: „Unter den nach 1870 in den Dienst getretenen sechzehn Generalleutnants finden wir auch den berühmten „Bezwinger Sibiriens", wenn auch nicht Jermak ähnlich, den „braven" General von Rennenkampf, denselben, der ins Hauptquartier Berichte schickte über ganze Regimenter von Feinden, wo es tatsächlich nur zwei bis drei Kompagnien Japaner gab, denselben, der „in seinem Namen" den Offizieren schwere goldene Uhren „zum Andenken" schenkte, die er aus den Verpflegungsgeldern der Armee angekauft hatte; denselben Rennenkampf, der während des russisch-chinesischen Krieges in der Mandschurei mehrere Tausend friedlicher Chinesen ersäufen ließ, denselben Rennenkampf, der seinen ohnedies bekannten Namen durch den unverwelklichen Lorbeer des Bezwingers schutzloser Russen bekränzte".

Gendarmerie und die wieder eingetroffene Polizei entfalten in Lodz eine emsige Tätigkeit, um die „Beziehungen“ deutscher Familien in Lodz zum „Landesfeinde“ festzustellen. Einzelne Offiziere und Mannschaften der durch Lodz gezogenen deutschen Truppenabteilung hatten während ihrer Rast sich nach verwandten oder bekannten Lodzer Familien erkundigt. Bezahlte Späher und freiwillige Spione haben sich die Namen gemerkt und sie angegeben. So droht wieder mancher nichtsahnenden Familie Haussuchung, Verhaftung und langwierige Untersuchung.

An die Opferwilligkeit der Lodzer werden große Anforderungen gestellt. Lazarette sollen eingerichtet werden, da große Schlachten in unserer Nähe erwartet werden.

29. August. Die im Verkehr befindlichen Lodzer Bons wurden von russischen Offizieren beanstandet. Die deutschen und deutschklingenden jüdischen Namen auf den Bons finden ihr Mißfallen. Sie meinen, die Bons seien deutsche Geldsorten. Einzelne der Herren machen sich das Vergnügen, die Kassen kleiner Läden nach Bons und deutschem Geld, das von den Einkäufen des deutschen Militärs zurückblieb, zu durchsuchen und die „feindlichen“ Geldarten zu vernichten.

Das Militär tritt selbstbewußt auf. Die Zivilbehörden werden verspottet. Um den Polen gegenüber zu dokumentieren, wie wenig eine Preisgabe des Landes im Sinne der Zentralbehörde lag, sollen der Warschauer General-Gouverneur und diejenigen Gouverneure, die ihre Gouvernements verlassen haben, entlassen werden.

Polizei, Gefängnisverwaltung und Post nehmen ihre Tätigkeit auf.

30. August. Auf Veranlassung der Militärverwaltung wurden in der Nacht alle Herren, deren Namen als Vertreter der garantieleistenden Institutionen auf den Lodzer Bons stehen, verhaftet. Sie werden beschuldigt, die Bons ohne ministerielle Genehmigung in Umlauf gesetzt zu haben. Zum Glück können sie beweisen, daß die Bons mit Willen und Wissen des Petrikauer Gouverneurs verausgabt wurden. Ihre Freilassung erfolgt noch im Laufe des Vormittags.

Eine bedeutende Firma eines Nachbarortes schickte vor zwei Wochen drei Beamte nach Warschau, um sich durch Versatz von Wertpapieren in der Reichsbank flüssige Mittel für die Lohnzahlung an die Arbeiter zu beschaffen. Die drei Herren haben außerdem den Auftrag, mit Bewilligung des Gouverneurs einen größeren Betrag aus den Mitteln der Stadt für den städtischen Notstandsausschuß zu erheben. In Warschau werden sie beobachtet und als Deutschsprechende verhaftet. Vier Tage werden sie als Spione behandelt. Sie berufen sich auf einen nach Warschau geflüchteten Beamten der Kreisverwaltung, der

auch glücklich ermittelt wird und zu ihren Gunsten aussagt. Sie werden entlassen, aber ohne Geld. Nach ihrer Verhaftung erfährt der Beamte von der der deutschsprechenden Bevölkerung in Pabianice auferlegten Kontribution. Kaum heimgekehrt, werden sie von Gendarmen abgeholt. Es bedurfte vieler Bemühungen, bis ihre Freilassung verfügt wurde.

31. August. Die Lodzer Miliz wird aufgelöst. Die Polizei hat ihre Obliegenheiten wieder übernommen.

Aus Warschau kommen Nachrichten über Verhaftung harmloser Deutscher als Spione. Die sich dort aufhaltenden einheimischen und Reichs-Deutschen sind von Spähern umgeben. Die Gendarmerie soll „ruhige" Arbeit tun.

In russischen Offizierskreisen wird über russische Schlappen getuschelt. Man erzählt sich, daß die russische Kavallerie bei ihrem ungestümen Vordringen in Südpolen in einer Schlacht bei Tschenstochau viertausend Mann verloren habe. Riesige Verluste sollen die Kämpfe in Ostpreußen bringen.

Die Zeitungen bringen uns von überall Nachrichten über glänzende Siege der Feinde Deutschlands. Die Angriffe der Deutschen werden jeden Tag mit ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen. Greueltaten der deutschen Truppen werden von allen Kampffronten gemeldet und auch geglaubt. Das Urteilsvermögen der Leute um uns gerät in eine immer tiefere Verwirrung. Stellt man die den Deutschen nachgesagten Schandtaten in Zweifel und erwähnt, ganz objektiv, daß diese Untaten bei der uns von den Deutschen bekannten Gutmütigkeit und Menschlichkeit unmöglich seien, so wird man von dem Andern als persönlicher Feind behandelt. Die unangenehmste Stunde des Tages ist die nach dem Lesen der neuesten Zeitungen. Man ist empört über soviel Niedertracht und Lüge, direkte Erfindung und heuchlerische Entstellung der Tatsachen. Mehr als einmal ist man versucht, die Zeitungsblätter in der Faust zusammenzuballen. Doch man will ja eine vollständige Sammlung der Dokumente von „unserer Zeiten Schande" zusammenbringen, so legt man sie zu den übrigen.

Die Katastrophe in Ostpreußen.

1. September. Aus einem offiziellen Telegramm des russischen Höchstkommandierenden erfahren wir von einer Katastrophe der russischen Armee in Ostpreußen. Knapp und inhaltreich ist die großfürstliche Meldung: „Infolge der angesammelten Verstärkungen, die dank dem hochentwickelten Eisenbahnnetz von der gesamten Front zusammengezogen waren, warfen sich überlegene deutsche Streitkräfte auf ungefähr zwei unserer Korps, die dem stärksten Feuer der schweren Artillerie ausgesetzt wurden,

wodurch wir große Verluste erlitten. Den vorliegenden Nachrichten zufolge haben sich unsere Truppen heldenmütig geschlagen. Die Generäle Ssamssonow, Martos, Pestitsch und einige Chargen der Stäbe sind gefallen. Zur Abwehr dieses betrüblichen Ereignisses wurden mit vollster Energie und Standhaftigkeit alle notwendigen Maßnahmen ergriffen. Der Höchstkommandierende hofft nach wie vor, daß Gott uns helfen wird, dieselben erfolgreich auszuführen." — Hinter den lapidaren Sätzen taucht das gewaltige Ringen in der deutschen Grenzprovinz auf und uns stockt der Atem, wenn wir an die Einzelheiten des großen weltgeschichtlichen Dramas denken. Wir wissen, daß ein großer Teil der aus Lodz und Umgebung einberufenen Reservisten in die für den ostpreußischen Kriegsschauplatz bestimmten Regimenter eingereiht wurde. Befürchtungen und Vermutungen werden geäußert. Gern möchte man näheres erfahren. Die Petersburger Zeitungen werden durchsucht. Doch sie enthalten nichts, was auf den schrecklichen Ausgang des russischen Eindringens in das deutsche Gebiet schließen läßt. Im Gegenteil, die ausführlichen Berichte über einen Kampf bei Pillkallen, eine Schlacht bei Gumbinnen und die Besetzung von Insterburg ließen alles andere eher als den für die russischen Waffen so jähen Abschluß des ostpreußischen Feldzuges annehmen. — Was uns sonst noch aus den Zeitungsspalten entgegentritt, ist der ungezügelte Haß, die wilde Verleumdung, die den Gegner nicht nur mit der Waffe, sondern auch mit Worten töten möchte. Natürlich wird auch wieder viel Ungereimtes über den deutschen Kaiser vorgebracht. Er wird als geschlagener Mann dargestellt, der, als er die ersten Nachrichten über die russischen Siege erhält, moralisch zusammenbricht. Er hält sich in „Holderstadt in Sachsen" auf, bringt die Abende im Gebet zu, unterhält sich mit seiner Umgebung im schroffsten Ton, klagt über Vereinsamung usw. Der Reichskanzler versucht dem Kaiser Mut zuzusprechen und ihn zu veranlassen, nach Berlin zurückzukehren und dort „irgendeinen Erfolg abzuwarten, der den Mut der durch Mißerfolge geschlagenen Armee wieder heben würde".

Verwundete Lodzer, die zur Heilung in die Heimat entlassen wurden, treffen ein. Nach einer Lokalzeitung erzählen sie „von haarsträubenden Grausamkeiten, die sich die Deutschen zuschulden kommen ließen". — Nach anderen Mitteilungen haben die Beurlaubten viel über niegeahnte Mittel der deutschen Kriegstechnik zu erzählen. Sie glauben nicht mehr an einen dauernden Waffenerfolg der Russen gegen die Deutschen, die — wie sie sich ausdrücken — „schon lange auf den Krieg studiert und sich vorbereitet haben".

Nun, nach dem von autoritativer Seite zugegebenen Mißerfolg der russischen Armee, mehren sich die Stimmen der Skeptiker,

die von einer möglichen Wiederkehr der deutschen Truppen sprechen. Auch in einer Notariatskanzlei, in der ich heute zu tun habe, werden die verschiedenen Möglichkeiten erörtert. Der Notar meint, daß bei einer zweiten Annäherung der Deutschen wohl der größte Teil der Einwohner die Stadt verlassen werde. Den Ausgangspunkt bilden die Ereignisse in Kalisch, über die sich keine Einigung erzielen läßt.

Nach zwölftägiger Bahnunterbrechung kam gestern zum erstenmal wieder ein Personenzug aus Warschau. Er bringt viel Lodzer mit, die vom Krieg in Innerrußland überrascht wurden und auf dem Heimweg große Schwierigkeiten zu überwinden hatten. — Einer der Heimgekehrten, ein Lodzer Tuchhändler, schilderte mir den Verlauf einer Sitzung, die einer der Intendanturgeneräle in Moskau einberief, als die mit der Ausführung von Heereslieferungen beschäftigten Fabrikanten über Rohmaterialmangel und erhöhte Preise für Rohstoffe klagten. Der General wandte sich zunächst an die mitbefohlenen Lieferanten der Fabriken. Mit all der Sachunkenntnis und brutalen Naivität, die manchen russischen hohen Intendanturbeamten auszeichnen, hielt er den anwesenden Reichsdeutschen eine donnernde Standrede, die mit der Versicherung schloß, daß ihnen der Hängetod sicher sei, wenn sie durch Lieferungsverweigerung oder Preiserhöhungen die Lage der den Heeresbedarf deckenden Industrie erschweren sollten. Einer der vielgewandten, eben aus der Kaserne, in der sich die internierten Reichsdeutschen befanden, entlassenen Herren, besänftigte den General mit der Versicherung, daß ihnen die untergeschobene Absicht fern liege; die Übelstände seien Folgeerscheinungen der allgemeinen Marktlage. Händler und Spekulanten haben, indem sie die Preise für die Bedarfsartikel ins Fabelhafte in die Höhe schraubten, Veranlassung zu einigen Preisänderungen gegeben. Eine Anzahl schriftlicher Mitteilungen über stattgefundene Erhöhungen geben dem Gesagten noch besondere Beweiskraft. Die Exzellenz nahm dem Redner die Schriftstücke aus der Hand: „er wolle sich die Leutchen einmal langen!“ Der General ging, wie man sagt, vom Hundertsten ins Tausendste, vermied aber, nach seinen Entgleisungen, nochmals ins Sachliche einzuschwenken. Nur einen Trumph wollte er noch ausnützen. Er knüpfte an den von der ganzen russischen Presse aufgenommenen Feldzug gegen die in deutschen Händen befindliche chemische Industrie Rußlands seine polternden Meinungen über Geschäftsmoral und schimpfte über die betrügerischen Manöver, die so weit gehen, daß jeder Uniformrock anders gefärbt erscheine. Er wies auf seinen Kittel und die des Adjutanten und des Sekretärs, die allerdings drei verschiedene Abtönungen der russischen Schutzfarbe zeigten. Mit verhaltenem Lachen machten ihn die russischen Fabrikanten darauf aufmerksam,

daß die Erzielung einheitlicher Töne in der Hand des Färbers und nicht an den chemischen Produkten liege. Der alte Herr sah ein, daß er sich noch ein übriges Mal blamiert habe und schloß nun rasch die Beratung mit einer väterlichen Ermahnung. Alle Anwesenden wurden mit einem Händedruck entlassen.

Der erste deutsche Zeppelin über Lodz.

2. September. Früh wurden wir, vom Kaffeetisch weg, auf die Straße gerufen. Von allen Seiten schallen uns Rufe: „Ein Zeppelin! ein Zeppelin!“ entgegen. Die Einwohner des ganzen Dorfes stehen vor den Häusern und gestikulieren. Uns wird ein winziges Etwas gezeigt, das als ein in der Sonne glänzender Gegenstand über Pabianice erscheint und langsam in der Richtung des Gleises der Kalischer Bahn auf Lodz zu fliegt. Noch glauben wir an eine Täuschung der Leute. Mir fehlt mein Theaterglas, das mit anderen Wertsachen in die Stadt geschickt wurde. Ich lasse mir die Form des Luftfahrzeuges beschreiben. Der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit rückt näher; es ist wirklich ein Zeppelinluftschiff. Mit Spannung wird die Fahrt des hier noch unbekannten Luftfahrzeuges verfolgt. Und so ist es den ganzen Weg bis nach Lodz, wohin ich auf der Elektrischen fahre. Auch hier sind auf den Marktplätzen, vor den Häusern und an den Straßenecken große Ansammlungen von Menschen, die ihre Ansichten und Vermutungen austauschen und unverwandt nach dem Himmel starren. Das Luftschiff erscheint über uns, macht vom Bahnhof der Kalischer Bahn eine Schwenkung und überfliegt die Stadt im Bogen. Nun ist es in günstigerer Beleuchtung. Von Widzew aus verfolgt es den Weg nach Tuszyn. An der Annastraße begegne ich einigen Droschken mit Dragonern. Die Pferde werden zur Verfolgung angetrieben. Es heißt, daß es Scharfschützen sind, die das Luftschiff, das kaum tausend Meter hoch davonschwebt, herunterschießen wollen. Aus dem Publikum werden den Dragonern Scherze zugerufen, die nicht von hoher Achtung für das Können der Schützen sind. Sie grinsen höflich zurück. Das Luftschiff flog unbehelligt davon.

Urteile über den Krieg und die Kriegführenden.

Über die Ereignisse in Ostpreußen wird in den Zeitungen kein Wörtchen erwähnt. Wieder durchsuchen wir die Warschauer und Petersburger Zeitungen, die mit besonderer Gelegenheit nach Lodz kommen. Aus dem Inhalt geht aber nicht hervor, was sich in den letzten Tagen in demselben Ostpreußen abspielte, aus dem

die Zeitungen noch fort und fort Berichte über frühere russische Siege bringen. — Erfreulich ist es, daß neben all den Verleumdungen der Deutschen und des Deutschen im „Petersburger Kurjer“ sich der russische Schriftsteller Peter Jushny vernehmen läßt, der gegen die von der „Russischen Theatergesellschaft“ propagierte Aufhebung der Anerkennung des geistigen Eigentums feindlicher Staaten Stellung nimmt. Er schreibt:

„Als der König von Preußen 1870 Frankreich betrat, erklärte er: „Ich kämpfe gegen die französischen Soldaten, nicht aber gegen die französischen Bürger!“ Im Jahre 1877 gab der Hauptkommandierende der russischen Armee, Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch, als er die Truppen gegen die Türkei führte, folgenden edlen Befehl: „Die friedlichen Bürger, welchem Glauben und welcher Nationalität sie auch angehören, sollen euch, ebenso wie ihr Eigentum, unantastbar sein.“ Im Jahre 1914 gab die Leitung des russischen Verbandes musikalischer und dramatischer Schriftsteller ein Dekret heraus: „Ihr russischen brüderlichen Schriftsteller, wenn ihr irgendwo im Vorzimmer den Pelz eines deutschen schriftstellerischen Bruders bemerkt, schleppt ihn fort!“... Die Werke der deutschen Autoren sollen für ungeschützt erklärt werden. Rußland kämpft mit den deutschen Soldaten, nicht aber mit dem friedlichen Karl Karlowitsch. Selbst die unzweifelhaften deutschen Grausamkeiten sind nicht imstande, die althergebrachte slawische Ritterlichkeit zu erschüttern, die immer und überall die russischen Helden und Schützer des Vaterlandes begleitet hat. Sollte wirklich ganz Rußland, sollten alle Stände einmütig sein, außer den Schriftstellern?“

Im heutigen Telegramm aus Paris wird zugegeben, daß nun auch das letzte Fort von Lüttich gefallen sei. Der Kommandant habe die Zwecklosigkeit der weiteren Verteidigung eingesehen und das Fort mit Besatzung und allen Magazinen in die Luft gesprengt....

3. September. Nach Mitteilungen von der russischen Südwestfront haben die Russen in Galizien große Siege erfochten. Russische Truppen stehen hart vor Lemberg. Die Nachrichten beleben die seit vorgestern stark herabgedrückte Stimmung unsrer Einwohner.

Das Zeppelinluftschiff, das gestern unsrer Stadt seinen Besuch abstattete, soll bei Sieradz beschossen und zur Landung gezwungen worden sein. Die Besatzung ist angeblich gefangen genommen.

Unsre Stadtverwaltung hat weitschauende Pläne. Sie denkt an große Ersparnisse im Stadthaushalt für 1915. Natürlich soll an Schulen und Ausgaben für Wohlfahrtseinrichtungen gespart werden. Den städtischen Lieferanten wurden die Rechnungen nicht bezahlt, weil die versorgliche Stadtkasse sämtliche

Barbestände der flüchtenden Reichsbankfiliale in Verwahrung gegeben hat. Letztere hat das Geld nach Moskau gesandt. Und das, was einmal in Moskau ist, ist für Lodz nicht mehr erreichbar.

Die Verhaftungen von einheimischen Deutschen, infolge Anschuldigungen Nichtswürdiger, dauern noch an. Ein Nachbar, der mit eigenen Pferden nach Kalisch fuhr, um seine aus einem deutschen Kurort heimkehrende Frau abzuholen, wird auf der Rückreise in Sieradz von Halbwüchslingen beschuldigt, Pferdeaufkäufer für die deutsche Armee zu sein, weil er seine Pferde in Kalisch zurückließ. Man findet einen deutschen Passierschein bei ihm. Seine Aufklärung hilft ihm nichts. Er wird unter Spionageverdacht nach Warschau gebracht.

4. September. In Lodz wird eine großgedachte Verwundetenhilfe ins Leben gerufen. Die Führung beansprucht das „Polnische Komitee vom Roten Kreuz", das 30 Betten stiftet und 70 in Aussicht stellt. Die evangelischen Gemeinden stellen 150 Betten zur Verfügung. Das jüdische Komitee stiftet 500, die Lodzer Industriellen 1000 Betten. Da sich auch sonst noch Gesellschaften, Firmen, Gemeinden und Einzelpersonen verpflichten, eine große Anzahl von Betten auszustatten, so hofft man die Zahl der Betten bis auf 4000 zu bringen.

Die Preise für Lebensmittel steigen ins Ungemessene. Einzelprodukte fehlen ganz oder werden immer knapper, weil Spekulanten sie in geheime Verstecke bringen. Die Sorge aller richtet sich auf den Einkauf von Salz, Petroleum und Kohle.

Heute wurden bei den Reichsdeutschen und Österreichern Pferde, Geschirre und Wagen beschlagnahmt. Angeblich als Vergeltung für ein ähnliches Vorgehen der deutschen Regierung gegenüber russischen Untertanen in Deutschland.

Die gestrigen Siegesnachrichten aus Galizien werden durch die Nachricht von der Einnahme von Lemberg ergänzt.

In den heute eingetroffenen Petersburger Zeitungen sind Besprechungen und Äußerungen über die Niederlage in Ostpreußen enthalten. Über den Tag und Ort der Katastrophe sind auch die Schriftleitungen nicht unterrichtet. Sie nehmen an, daß der Schauplatz das ostpreußische Seengebiet ist. Nun, im Unglück, ist der Ton der Zeitungen ein würdigerer geworden. Einzelne Artikelschreiber haben sogar soviel Einsicht, zu finden, daß man das deutsche Volk, in dem jeder Mann zum Soldaten erzogen worden sei, nicht unterschätzen und nicht in der bisherigen Weise allzu wegwerfend über es urteilen darf. — Im Gegensatz zu diesen Auslassungen steht eine Äußerung der linksstehenden „Rjetsch". Ein Artikelschreiber will eine Vergröberung und Verrohung Deutschlands, des „Landes von Goethe, Schiller, Kant, Hegel und anderen Riesen des deutschen Gedankens" nachweisen. Er führt aus:

„In dem schweren Jahr der Prüfung müssen wir mit allen Kräften in uns die besseren menschlichen Gefühle wahren und die Erbitterung von uns treiben, die in der sorgenvollen Kriegszeit so leicht Herrschaft über die Menschen gewinnt. Man sagt uns, daß die Deutschen unsere Verwundeten niedermachen; wir aber wollen die deutschen Verwundeten verbinden. Man sagt uns, daß die Deutschen abscheulich grob mit unseren Mitbürgern umgegangen sind, die sich im Moment der Kriegserklärung in Deutschland befanden; wir aber wollen nicht vergessen, daß die unter uns lebenden Deutschen vom Unglück getroffen sind und wollen uns bemühen ihr Schicksal zu erleichtern und nicht zu erschweren. Wahrlich, wenn wir die Deutschen in ihrer Grobheit nachahmen, so kommt es heraus, daß sie uns unser Betragen vorschreiben, daß wir uns in unseren Handlungen nicht von Prinzipien und moralischen Grundsätzen leiten lassen, sondern davon, wie die Deutschen vorgehen. Entspricht das unserer Würde? Den Weg der Verfolgung und der Rache zu beschreiten, ist leicht, ihn zu verlassen — schwer. Indessen darf man nicht vergessen, daß der Sieg niemals durch Grausamkeit und Roheit erreicht wird. Im Gegenteil, wenn der Feind weiß, daß ihn in der Gefangenschaft ein gutes Lager und gutes Essen erwartet, wird er sich leichter ergeben. Im Haß, im Rachedurst liegt die größte Gefahr für uns. Die Feinde werden fortgehen. Aber das Gefühl des Hasses, das Gefühl der Feindschaft und der nationalen Abgetrenntheit wird bleiben und wie ein Wurm nagen und unser bestes Besitztum zerstören: das Gefühl der Menschenfreundlichkeit, von dem die Seele des großen russischen Volkes lebt."

Dieselbe „Rjetsch" behauptet in einer späteren Ausgabe, daß in Ostpreußen das 21. deutsche Armeekorps zwischen Ortelsburg und Gilgenburg umzingelt und in verzweifelter, rettungsloser Lage sei.

5. September. Der „St. Petersburger Herold" leistet sich wieder einmal einen seiner gehässigen deutschfeindlichen Artikel. Aus Anlaß der Nachrichten über die Ereignisse in Kalisch schreibt er: „Wir wollen hier nicht einmal von den vielen vom Kriegsschauplatz einlaufenden Klagen über die Greueltaten der Deutschen sprechen, wie das Abschneiden von Nasen und Ohren, das Abhacken von Händen und Totschlagen von Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Alle diese Greueltaten und Unmenschlichkeiten, die bekanntlich offiziell festgestellt worden sind, beweisen die vollständige Entmenschung und eine Degeneration ganzer weiter Schichten des deutschen Volkes, welches von seinen Führern irregeleitet, alles das mit Füßen tritt, was ihm einst heilig war, oder zum mindesten heilig sein sollte. Diese Greueltaten sind niedrig und für die ganze Nation entehrend, obgleich sie vielleicht

nur von einzelnen verübt werden, aber sie fallen durch ihre Schwere auf die Allgemeinheit zurück und werden verallgemeinert. Wenn wir aber lesen, wie die Deutschen in Löwen und in Kalisch vorgegangen sind, und mit welch unmenschlicher Grausamkeit und raffiniertem Barbarismus sie gewirtschaftet haben, der nichts als ihre eigene ohnmächtige Wut und ihre Feigheit bemänteln sollte, so kann schon nicht mehr von den barbarischen Exzessen einzelner, sondern nur von einem systematischen Barbarismus, von einem schmachvollen Vorgehen gegen wehrlose, friedliche Bürger die Rede sein. Hierbei trifft die Schuld schon nicht mehr den einzelnen Soldaten, sondern ihren Führer und damit auch ihren obersten Kriegsherrn. Wenn die preußischen und sächsischen Truppen tatsächlich diese unwürdige Komödie des Erschießens mit 700 Frauen, Kindern und Greisen in Kalisch gespielt haben, so haben sie schlimmer als Bestien gehandelt, die ihre Opfer zerreißen, ohne sich an ihrer Todesangst zu weiden. So wie das deutsche Regiment 155 in Kalisch vorgegangen ist, können nur feige Teufel in Menschengestalt handeln, für die jede Kugel zu schade ist." — Man schämt sich mit, daß eine deutsche Zeitung Rußlands die Selbstbespeiung so weit treiben kann.

6. September. Sonntag. Man fühlt den Drang, sich aus all dem Schmutz und Sumpf, den Verleumdung und Haß um alles was Deutsch heißt gelegt haben, herauszuarbeiten und von heiliger Stätte Erbauung und Trost zu holen. Um nicht fehl zu gehen, besucht man das Gotteshaus, dessen Kanzel heute von einem Pastor betreten wird, der in den Werken Luthers ebensogut zuhause ist wie in den Erscheinungen der neueren deutschen Theologie. Ich setze voraus, daß ein Mann, dessen geistiges Sein so fest in der deutschen Kultur wurzelt, in seinen Äußerungen zum mindesten eine gewisse Zurückhaltung beobachten wird. Der erste Teil der Predigt ist wirklich nach homiletischen Grundsätzen aufgebaut. Umso unangenehmer wirkt es, als der Redner im zweiten Teil seiner Predigt zum Zeitprediger wird. Die Siege bei Gumbinnen und Lemberg werden erwähnt und die Psalmen, die strafend auf „die Leute, die gerne Kriege führen" hinweisen, den Hörern zum Nachlesen empfohlen. Und dann — mir ist es, als ob alle deutschfühlenden Leute unter der Kanzel Herzbeklemmungen haben müssen — werden auch die deutschen Grausamkeiten, nach der Orientierung des „St. Petersburger Herolds", gestreift. Ich bin ebenso empört wie erstaunt über die harmlose Folgerung, daß Gott den Deutschen die „Niederlage bei Gumbinnen" schickte, um sie zu strafen, während die auch in der russischen Darstellung um das Mehrfache überragende Niederlage der Russen in Ostpreußen und das siegreiche Vordringen der deutschen Heere in Frankreich in dem weltgeschichtlichen Rückblick des geistlichen Herrn ganz unterschlagen werden. Doch wohl nur

deshalb, weil das Erwähnen dieser Tatsachen den Aufbau der göttlichen Vorsehung im Plane des Predigers zunichte machen würde. Man stellt sich die Frage: ist auch dieser Mann, der mehr wie andre deutsche Art und Sitte kennen, und auch Bismarcks Worte: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt“ und „die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt“ wissen müßte, ebenfalls ein Opfer der Verblendung und des Deutschenhasses geworden?

7. September. Ein junger Nachbar wollte sich Klarheit über die militärische Lage verschaffen. Er machte sich vor einigen Tagen auf den Weg nach Sieradz. Nach seinen Erkundigungen soll sich hinter der Warthe eine deutsche Armee sammeln. Auf dieser Seite des Flusses stehen die Russen, zumeist Reiterei. Sie warten auf Verstärkungen und Geschütze. Den Einwohnern der Dörfer zwischen Warthe und Zdunska-Wola ist eine zwangsweise Ausfiedelung angekündigt. Im Bedarfsfalle müssen Häuser und Höfe schnell geräumt werden. An der Erzählung von der Herunterholung und der Gefangennahme der Besatzung des Zeppelinluftschiffes bei Sieradz ist kein wahres Wort. Dabei berichteten noch am 4. d. M. die Lodzer Zeitungen alle Einzelheiten der Gefangennahme der in den Gondeln befindlich gewesenen dreißig Mann, darunter zwei Generalstabs- und zwei Artillerieoffiziere, ein Mechaniker, ein Photograph und ein Herr in Zivil!

8. September. Religiöse Regungen und Stimmungen beeinflussen unsere Bevölkerung mehr als sonst. — Die Juden erinnern sich alter Talmudlegenden und sehen den Weltuntergang nahen, weil alle Reiche der Welt miteinander hadern. Man ist versucht, ihnen recht zu geben, denn nach den Meldungen der Zeitungen ist das Eingreifen der bisher noch neutralen Staaten in den Weltkrieg täglich zu erwarten. Deutschland, der Allewelt-Angreifer, hat, wie aus den Telegrammen hervorgeht, die Neutralität Hollands und der Schweiz verletzt und die skandinavischen Reiche vor den Kopf gestoßen. Deutschland hat auf dem ganzen Erdengrund keine Freunde. Was Wunder, daß auch in sonst nüchternen Köpfen der Gedanke an die in der Bibel geweissagte Endzeit Platz greift. Für die mystisch Veranlagten sind die gegenwärtigen Ereignisse erfüllte Prophezeiungen englischer und amerikanischer religiöser Schwärmer, die sich seit Jahrzehnten ihre Köpfe zerbrachen, um eine Deutung der apokalyptischen Reiter und die Namen und Zahlen der Offenbarung Johannis zu finden. Das Ergebnis des unproduktiven Denkens ging in Hunderttausenden von Heftchen mit auffälligen Titeln nach allen Kontinenten. — Die polnischen Zeitungen orakeln über das Eintreffen von Schäferprophezeiungen, die sich mit dem Zusammenbruch Deutschlands und den Sturz der Hohenzollern im Jahre 1914 befassen. — In Gesellschaften erwähnt man die Pariser Wahrsagerin de Thebes,

die, wie immer, so auch diesmal, am Beginn des Jahres grauenvolle Geschehnisse auf dem Welttheater vorhersagte, und wirklich einmal recht zu behalten scheint, da Belgien nahedran ist, seine Selbständigkeit zu verlieren.

Im Fabrikdorf Moszczenica erschien vor einigen Tagen ein Haufe junger Leute. Wie es heißt, waren sie Mitglieder polnischer Turnvereine aus Warschau, die sich zu einem Freiwilligenkorps zusammenschlossen, um Rußlands Macht zu verstärken. Sie suchten in den Wohnungen der deutschen Angestellten des Werks nach Waffen und gebärdeten sich als Herren der Lage. Sie wollten vom Eigentum der Deutschen Besitz ergreifen. Vertreter der legalen bewaffneten Macht, die aus Petrikau herbeigerufen wurden, sorgten für ein vorzeitiges Ende des Streifzugs der Kriegsfreiwilligen. Die Deutschen, denen angedeutet wurde, daß man sie zu vertreiben beabsichtige, verlebten einige aufregende Stunden.

Der offiziöse „Prawitjelstwenny Wjestnik" gibt nun eine gewundene Erklärung über die Ursache und die Folgeerscheinungen des Mißerfolgs der russischen Waffen in Ostpreußen. In den Ausführungen ist nur der Teil interessant, in welchem die deutschen Zeitungen, die von großen Siegen sprechen, der Lüge geziehen werden. Wir schweigen und denken das unsre.

Gutschkow, der bekannte Oktobristenführer, weilte gestern in unsrer Stadt. Er kam als Bevollmächtigter des „Roten Kreuzes", um das Lodzer Kapital für die Zwecke des russischen „Roten Kreuzes" zu mobilisieren. Er hatte für die Vertreter unsrer deutschen Gesellschaft höfliche Worte und versprach, dahin zu wirken, daß die verlogene Meldung der „Nowoje Wremja," die Lodzer Deutschen hätten die deutschen Truppen bei ihrem Durchmarsch festlich bewirtet und ihnen voran ein Bild des deutschen Kaisers getragen, berichtigt werde. Auch den Juden hat er dieselbe Zusage gemacht.

9. September. Ich besuchte einen deutschen Gutsbesitzer in der Umgegend. Er ist ein Selbstdenker, — Eigenbrödler, im bessern Sinne des Wortes. Er hält das ganze Armen-Unterstützungswesen in Lodz für eine verfehlte Sache. Den sentimentalen Regungen unpraktischer Leute verdanke man das Großziehen des privilegierten Müßiggängertums. Er hat versucht in seiner Art Gutes zu tun, indem er einer Anzahl Beschäftigungsloser Arbeit gab. Er mußte sehen, wie die Leute immer wieder wegliefen, „weil sie es nicht nötig hätten, sich abzurackern; in der Stadt bekämen sie ihre Unterstützung, und die lange ihnen zur Not auch." Wir kommen auf den Krieg zu sprechen. Um nicht anzurennen, streckt man die Fühler aus, um die Gesinnung des Gegenübers zu erkunden: ist doch seit Beginn des Krieges eine große Spaltung in unsrer deutschen Gesellschaft eingetreten. Die verworrenen Meldungen der Zeitungen über die Kämpfe im Westen werden

erörtert. Wir hören nur immer von französischen Siegen und von vernichtenden Schlägen gegen die Deutschen — und trotzdem standen die Deutschen schon vor Paris. Was würde man nicht opfern, um die Wahrheit zu erfahren! Werden die Deutschen sich bis zuletzt siegreich behaupten können? Ob es nicht Gottes Ratschluß sei, die Deutschen unterliegen zu lassen, damit sie nicht zu übermütig werden, meint der alte Herr. Und dann beginnt er von der Gutmütigkeit der Russen zu sprechen, unter deren Schutz die Deutschen in Rußland es stets gut gehabt haben. Um ihm zu zeigen, was den Deutschen in Rußland jetzt bevorsteht, wiederhole ich die Forderungen der Petersburger und Moskauer Blätter. Wie schlimm es jetzt schon ist, macht ein Vorschlag ersichtlich, den die Gönner der Deutschen in Rußland machten: jeder Deutschrusse, der während der Kriegszeit unbehelligt bleiben wolle, soll sich durch ein größeres Opfer für einen patriotischen Zweck ein Abzeichen erkaufen, das ihn gegen handgreifliche Äußerungen „der aufkochenden russischen Volksseele“ feie.

10. September. Zu den schon bekannten ungeheuerlichen Beschuldigungen, die gegen die deutschen Truppen erhoben werden, kommen fast jeden Tag neue hinzu. So erzählen verwundete Lodzer, die vom ostpreußischen Kriegsschauplatz eintrafen, daß Luftschiffe über die Schlachtfelder flögen, von denen man ätzende Säuren auf die russischen Verwundeten gösse. Einer Rotekreuz-Schwester seien die Augen ausgebrannt usw.

Eine Pariser Meldung der heutigen Zeitungen besagt, daß der rechte Flügel der deutschen Hauptarmee, „dank der glänzenden taktischen Kombination der verbündeten Armeen“ in eine aussichtslose Lage geriet. Ein französischer Parlamentär sei an den deutschen Armeeführer v. Kluck mit dem Vorschlag geschickt worden, sich zu ergeben. Die deutschen Truppen liefen Gefahr, vollständig aufgerieben zu werden.

Josef Weyßenhoff wertet in einem im polnischen „Kurjer Warschawski“ veröffentlichten, „Ein neuer Kreuzzug“ überschriebenen Artikel, den ein Lokalblatt in deutscher Übersetzung bringt, deutsches und preußisches Wesen. Er sagt u. a: „Wie der Egoismus des Individuums Konzessionen für den Nächsten machen muß, um von ihm toleriert zu werden, so muß der Volksegoismus für die Menschheit erträglich sein. Daran hat Preußen bei der Fabrikation seiner „Kultur“ vergessen. Es wendete seinen Egoismus auf die alldeutschen Interessen an, zwang ihn fremden, eroberten Stämmen auf. Die Welle des Erfolges trug es endlich zu der großartigen Absicht, die ganze europäische Politik den preußischen Interessen zuneigen. Die Preußen brachten der Welt zwei Muster zum Opfer: den Militarismus und die handelsindustrielle Gewandtheit. Das sind zweifellos Erwerbungen. Der preußische Handel und die Industrie überströmen die Welt mit

Marktware, verderben den Begriff des Schönen; die preußischen Rüstungen haben die Rüstungen des ganzen Europa zur Folge gehabt, haben die Lebenskräfte der Völker erschöpft, haben das goldene Zeitalter zur Eisenepoche gedrängt. Die Politik Preußens, die mit unerhörtem Hochmut der Preußen selbst angefüllt war, weckte bis vor kurzem die Bewunderung jener, denen vor allen Dingen plötzliches Resultat imponiert. Preußen richtete schlau seine wirtschaftlichen Angelegenheiten ein, bereitete ganz besonders vorzüglich eine geschichtliche Aktion vor, die in unseren Tagen begonnen hat, am 1. August 1914. Keiner der Staaten besitzt so vollkommene Kriegsvorbereitungen oder Mordmaschinen, keine Organisation ist so für die Saat des Todes geschaffen; keine kollektive Volksseele hat sich so bemüht um die Vernichtung alles was fremdstämmig war. „Deutschland über alles!" — Das ist die einzig aufrichtige Devise in diesem lästerhaften „Staate der Gottesfurcht". Außerhalb der Grenzen des Reiches gibt es keine Nächsten, keine Liebe zum Nächsten, hört die Anwendung der Grundsätze Christi auf, die doch immerhin die Zivilisation der anderen europäischen Völker durchdringen. Der Preußengott ist heidnisch und territorial. Die Folgen einer solchen Kultur und Politik jedoch erwiesen sich als schlecht berechnet nach außen: sie umringten Preußen mit einem riesigen Kreis des Hasses nicht nur der Völker, die durch Gewalt Preußen einverleibt wurden, sondern auch der benachbarten Mächte, die endlich die Falschheit der „freundschaftlichen Ratschläge", die Spionage und Schwindelei Preußens erkannten. Mehr noch, die absolute Hegemonie Preußens im Deutschen Bunde impfte eine Ansteckung in den einst fruchtbaren germanischen Stamm ein, vergiftete seine Früchte, gab den deutschen Namen der Schändung preis. Und es ertönte die Devise: „Fort mit den Deutschen an der Zunge der europäischen Wage, sobald es sich verpreußt hat, ist alles nichtswürdig geworden, was deutsch spricht." Dieses Drängen der Völker gegen die Usurpatoren der Hegemonie und Fälscher der Zivilisation, gegen die Bekenner des preußischen Gottes — ist ein wahrhafter Kreuzzug."

Dieser Artikel und andere derselben Art gelten unsern Schwachdenkenden als Evangelium. Mit diesen Leuten sich über gewisse Fragen zu verständigen, ist ein aussichtsloses Beginnen.

Die altertümliche Fassung des Abschnittes im sonntäglichen Kirchengebet, der vom Krieg spricht, verstößt gegen den Geschmack. Ich vermenschliche mir Gott, während ihm mit Inbrunst die Bitte vorgetragen wird, „er möge den Feind daherjagen, wie Spreu vor dem Winde zerstiebet" und höre ihn gutmütig spottend fragen: „Ja, liebe Kinder, wie denkt ihr euch denn die Ausführung eures Wunsches? Ich soll meine guten Deutschen, die es nicht an ehrlichem Streben haben fehlen lassen, in einer so jämmerlichen Weise vernichten lassen? Und wem zu Gefallen? Wenn ihr den

Übermut oder den Abfall der Deutschen von mir fürchtet, so laßt es nur meine Sorge sein, im Augenblick, wo sie an Überhebung denken, die Zahl ihrer Feinde zu vermehren, damit sie es recht schwer haben den Sieg zu gewinnen. Sie seien gottlos, meint ihr? Ich leite sie schon selbst so, daß sie den Weg zu mir wieder zurück finden!" Ich erkundige mich, ob der Nachdruck im Gebet nicht auf die Bitte um einen baldigen Frieden, der uns entschieden nötiger als die Spreu sei, gelegt werden könnte. Nein! das Konsistorium habe die Fassung vorgeschrieben und über Frieden zu sprechen habe Großfürst Nikolai verboten, wird mir geantwortet. Aus den Äußerungen des geistlichen Herrn geht hervor, daß er gläubiger Weyßenhoffianer ist. Ich suche seine Fehlschlüsse zu widerlegen. Er echot andere Zeitungsmeinungen. Ich weise auf Christus, der ebenso verleumdet wurde, als Pharisäer und Sadduzäer sich die Hand reichten, um seinen Untergang zu beschließen. Es ist schwer, sich mit voreingenommenen Leuten auseinandersetzen. — Deutsche Gottesfurcht? Gibts nicht! „Komitee Konfessionslos", Kirchenaustrittsbewegung, leere Kirchen in deutschen Städten, die stark nachgedunkelten Bilder in den Schilderungen der Abwehrarbeit gegen die Los-von-der-Kirche-Bewegung — alles zusammen hat ein Gemälde geschaffen, das den Herren das deutsche Christentum als etwas Minderwertiges erscheinen läßt. Da prallen auch alle Hinweise auf die Wärme und Innigkeit deutscher Religiosität, die eine Verinnerlichung des Daseins bezweckt, ab.

11. September. Ein russischer Offizier erzählt interessante Einzelheiten. Von der galizischen Front kämen allein nach einem bestimmten Sammelpunkt täglich dreitausend russische Verwundete. Er ist überzeugt, daß die kriegführenden Mächte bald Frieden schließen werden. Kein Reich sei in der Lage dauernd die ungeheuren Verluste zu tragen.

12. September. In Lodz wird an Ausrüstung eines eigenen Sanitätszuges gedacht. Man rechnet mit demnächst in unserer Nähe zu erwartenden Schlachten, obwohl an der Warthe weiter Ruhe herrscht.

Ein großer Teil der durch Lodz gezogenen Reitermassen soll nach dem Süden zur Verstärkung der galizischen Front abgerückt sein. Auch wird von einem gegen die deutschen Truppen in Oberschlesien gerichteten Flankenangriff gesprochen.

13. September. Sonntag. Ich besuche heute eine andere Kirche. Der Pastor gilt als Polonisator, doch besitzt er Takt und versteht den Verhältnissen gerecht zu werden. In seiner Predigt weicht er in wohltuender Art ab von dem Redegrundsatz seines Amtsbruders, den ich vor acht Tagen hörte. Er nimmt auf die Gefühle seiner reichsdeutschen Zuhörer Rücksicht, obwohl auch er „russischorientiert" ist. Im Kirchengebet wird der Wunsch nach Frieden recht kräftig zum Ausdruck gebracht. Der letzten Siege

der russischen Waffen in Galizien wird gedacht und stehend „Nun danket alle Gott“ gesungen. Ich erinnere mich der Geschichte des Liedes. Wie oft wohl wird es auch auf deutscher Seite in diesem Kriege gesungen worden sein! Vor einigen Tagen hat ein Russe, der die ersten Kriegswochen in Berlin verlebte, in einem Petersburger Blatte seine Eindrücke geschildert und hämische Bemerkungen über die Feier deutscher Siege in Berlin gemacht, wo die Häuser angeblich täglich beflaggt wurden. Und so wie der Besonnene aus der Karrikatur immer noch das Bild des wirklichen Seins fassen kann, ließ sich auch aus dem die Tatsachen entstellenden Artikel das eine entnehmen, daß man in Berlin berechtigten Grund hat, Siege zu feiern.

14. September. Lodzer, die Ende August aus Kopenhagen wegfuhren und jetzt hier eintrafen, berichten, daß sie in dänischen Zeitungen Meldungen über ungeheure russische Verluste bei den Niederlagen im Ostpreußischen Seengebiet gefunden haben. Allein an Gefangenen sollen die Russen an 90,000 Mann verloren haben.

Die russischen Beamten, die bei Beginn des Krieges Lodz verlassen haben, beginnen zurückzukehren. Schulen, Gerichte und Behörden wollen ihre Tätigkeit aufnehmen. Unser bürgerliches Leben soll in das normale Gleis zurückgeführt werden.

15. September. Das Hauptinteresse der Lodzer Gesellschaft erstreckt sich auf Verwundetenfürsorge und Organisation von Lazaretten. In engeren und weiteren Kreisen finden täglich Beratungen statt. Junge Leute lassen sich in Samariterkursen zu „Schwestern“ und „Brüdern“ ausbilden.

Berichterstatter der Residenzblätter erscheinen auf unseren Straßen und entdecken zum soundsovielten Male die „Seele“ des kosmopolitischen Lodzers. Sie möchten neue Tatsachen zum alten Thema über die Untreue der Lodzer Deutschen in Erfahrung bringen und bedauern immer wieder hören zu müssen, daß die ihnen unsympathischen Deutschen in der Grenzprovinz sich „ultraloyal“ verhalten.

16. September. Aus Rußland laufen Bestellungen ein. Einige Fabriken arbeiten wieder. Andere beabsichtigen in nächster Zeit ihren Betrieb aufzunehmen. In Petrikau sollen noch größere Kohlenvorräte sein. Auch hofft man über Warschau südrussische (Donez-) Kohle zu erhalten.

17. September. Die Theoretiker der russischen Militärzeitung „Russkij Inwalid“ machen sich über die deutschen Strategen lustig. Sie führen im einzelnen aus, wann und wo die deutschen Heerführer in Frankreich gegen Moltkes, Schlieffens oder Bernhardis Grundsätze gefehlt haben. Das tiefe Wissen der Herren überrascht. Auch einfache Leute werfen öfter im Gespräch die Frage auf: sind die Deutschen wirklich die Trottel, als die sie uns

geschildert werden? Bisher hörten wir, daß ihr militärisches Können auf unerreichter Höhe stehe, und nun sollen sie von allen andern überflügelt sein!

18. September. Der Herbst naht. In anderen Jahren haben sorgsame Hausväter um diese Zeit sich ihren Winterbedarf in Kohle eingedeckt. Diesmal ist sie unerschwinglich; man verlangt den vierfachen Preis, 5 Rbl. für den Korzec. In der näheren und später auch in der weiteren Umgegend werden alle Torfvorräte ausfindig gemacht. Auch die Torfpreise steigen um das Dreifache. Die Fabriken, die ihre Kohlevorräte schon aufgearbeitet haben, lassen Holz zur Kesselheizung fahren. Die große Nachfrage hat nun gesteigerte Preise für Holz zur Folge. Petroleum, Salz und Zündhölzer sind eine Zeitlang gar nicht zu haben. Heute sind einige Sendungen angekommen, die rasch verkauft werden. Der Winter mit seinen Bedürfnissen steht vor uns als drohendes Fragezeichen.

19. September. Die Zeitungen berichten von einer Revolution in Bulgarien, wo der deutschfreundliche Zar Ferdinand entthront werden soll. In Petersburg war die Nachricht von seinem plötzlichen Tod verbreitet.

Um die Bedürfnisse des städtischen Haushalts befriedigen zu können, bemüht sich das Bürgerkomitee beim Petrikauer Gouverneur um Befürwortung einer Anleihe von 2 Millionen Rubel.

20. September. Die deutschen Truppen sollen eine befestigte Stellung zwischen Tschenstochau und Wielun einnehmen. Die verängstigten Lodzer, die unsere Stadt schon inmitten kriegerischer Ereignisse sahen, beruhigen sich allmählich. Die Bevölkerung, auch manche Militärs, denken sich Lodz als Stützpunkt hinter der russischen Front.

Rückzugsvorbereitungen.

21. September. Am Morgen trifft aus Pabianice die überraschende Nachricht ein, daß die Polizei aus Sieradz, Zdunska-Wola und anderen Städten des Kalischer Gouvernements eingetroffen sei. Bei Blaszki, Wielun und anderen Stellen sollen Kämpfe stattgefunden haben. Angeblich sind die deutschen Truppen wieder im Anrücken. Auch in Lodz greift die Beunruhigung um sich, als bekannt wird, daß der Gouverneur der Polizei den Befehl erteilt habe, sich reisefertig zu machen. Die Bürgermiliz übernimmt heute wieder die Obliegenheiten der Polizei.

Um die Mittagszeit fuhr ich nach Pabianice. Hier finde ich große Aufregung. Die Polizei bricht auf. Unterwegs begegnen mir allerlei requirierte Gefährte. Wieder einmal ist die Beamtenschaft auf der Flucht. Am Markte in Pabianice stehen hunderte von polnischen Bauernburschen, die ihre Kleiderbündel

in der Hand halten und ratlos dreinschauen. Wir erkundigen uns, warum sie aus der Heimat flüchteten? Es sei ihnen gesagt worden, daß die „prussoki“ (bauernpolnisch: Preußen) die jungen Mannschaften ausheben werden, und da seien sie aus ihren Dörfern geflüchtet!

Auch verschiedene Familien aus der Pabianicer Intelligenz sind im Begriff wegzufahren. Vor dem Hause einer befreundeten Familie sehe ich einen Reisewagen stehen. Nichts gutes ahnend trete ich ein. Die Familie ist beim Packen, sie will nach Warschau reisen. Die Leute tun mir leid. Ich stelle ihnen ihr behagliches Heim, und im Gegensatz dazu die Beschwerlichkeiten der Reise und die Unbequemlichkeiten eines längeren Aufenthaltes an einem oder mehreren fremden Orten vor. Der Mann stimmt mir bei. Die Frau des Hauses erinnert sich der Angst, die sie ausgestanden hat, als vor einem Monat, bei dem ersten Durchzug deutscher Truppen durch Pabianice, ihr Mann als Geisel ausersehen war. Ich mache den Vorschlag, falls je wieder Gefahr im Vorzuge sei, querfeldein nach unserem Haus zu gehen. In den bisher erlebten stürmischen Tagen erschien uns unser Heim als Ruheport. Da meint die Frau, sie habe sich einen Schwur geleistet, nie wieder die peinvollen Stunden wie damals zu verleben und sobald die Polizei Miene mache, Pabianice zu verlassen, ebenfalls aufzubrechen. Wenn Frauen schwören, Kinder für die wechselnden Bilder einer aufregenden Reise sind, haben die Gründe der Männer zu schweigen. So nahmen wir Abschied.

22. September. Die gestrige Panik scheint verfrüht zu sein. In Lodz nahm heute früh an Stelle der Miliz die Polizei wieder ihren Dienst auf. Die Post, die gestern ihre Büros schloß, öffnete heute wieder ihre Räume. Auch die Bahn verkehrt weiter.

Auf der Pabianicer Chaussee das schon bekannte Bild: Scharen Flüchtender. Diesmal noch belebt durch die polnischen Bauern, die auf ihren Wagen und Wägelchen einige Habseligkeiten mit sich führen; ihnen hat man Schauermären über die „Preußen“ eingeredet. Sie ließen Haus und Hof im Stich, um nur nicht in den Gefahrbereich des preußischen Barbarentums zu kommen.

Unsere Bevölkerung macht sich den mangelhaften Ordnungsdienst zunutze. An der Kalischer Bahn werden Bretterzäune abgerissen, die Kohlenvorräte der Bahn geraubt und die Holzbaracken und Schießhäuser des Militärs hinter der Bahn auseinandergeschleppt. Auch an anderen Stellen reißt man Zäune und Brücken ein.

23. September. Die Landpolizei von Lask und Zdunska-Wola ist wieder nach ihren Dienststellen zurückgeschickt worden. Gestern wollten besonders gut Unterrichtete wissen, daß auch Zdunska-Wola schon von deutschen Truppen genommen sei.

Heute abend war über Lask stundenlang ein mächtiger Feuerschein zu sehen. Man behauptete, daß die Brücke über die Warthe bei Sieradz in Brand gesteckt sei. Später ließen sich Leute hören, die zu berichten wußten, daß die abziehenden Russen bei Lask die dort lagernden Vorräte angezündet haben. In Lodz hat das Feuer, dessen roter Widerschein über den halben Himmel schlug, große Aufregung verursacht. Die Leute standen stundenlang auf den Straßen, Frauen und Kinder weinten. Es geht eine Ahnung von kommendem Unheil durch das Volk.

24. September. Wir erleben abermals aufregende Stunden. Heute wurde bekannt, daß Zdunska-Wola wirklich von deutschem Militär besetzt sei. Am Nachmittag wurde das Gerücht verbreitet, die Russen hätten in einem siegreichen Gefecht die Deutschen bis über Sieradz hinaus zurückgedrängt.

Über Lodz erscheint wieder ein deutscher Flieger.

Die Fabriken, die Lieferungen russischer Besteller ausgeführt haben, suchen die hergestellten Waren nach Warschau zu schaffen, bevor Lodz wieder abgeschnitten ist. Die Bahn ist nicht imstande, die nötige Wagenzahl zu stellen. So kam es, daß Fabriken die Waren auf eigenen oder gemieteten Gespannen nach Warschau schicken.

25. September. Ein deutsches Lokalblatt druckt aus einer Petersburger Tageszeitung einen Briefwechsel zwischen Romain Rolland und Gerhart Hauptmann ab. Hauptmanns Antwort wird nur im Auszuge mitgeteilt; sie ist zudem durch einige häßliche Begleitzeilen entstellt. Und doch: einmal etwas anderes als das ewige Sichindiebrustwerfen der Gegner der „preußischen Kultur". Und mit den zitierten Worten des deutschen Schriftstellers kommt endlich wieder einmal ein würdiger Ton in die Zeitungsspalten. Wir sind dem Blatt für den uns unbewußterweise geleisteten Dienst dankbar, und geneigt, so manche der deutschen Sache angetane Kränkung zu verzeihen.

Um auf die aufgeregten Menschen in Lodz beruhigend zu wirken, bleibt man bei der Behauptung, die deutschen Truppen seien tatsächlich bis Sieradz zurückgedrängt worden. In Pabianice, wo ein Teil des russischen Trains sich befindet und reges militärisches Leben herrscht, weiß man es bereits besser. Die russische Artillerie hat Stellungen bei den Dobroner Sandhügeln zwischen Lask und Pabianice bezogen. Russische Infanterie und Kavallerie soll sich in Lask befinden. In Pabianice ist große Not. Alle Brot- und Futtervorräte sind requiriert worden.

26. September. In Pabianice verlautet, daß die Anhöhen bei Dobron stark befestigt wurden. Die Bahn soll viel Fußvolk nach Pabianice bringen. Entscheidende Kämpfe werden in den nächsten Tagen erwartet. Pabianicer Getreidehändler sind

geschlagen und verhaftet worden, weil sie angeblich Hafer versteckt haben. Soldaten suchen in der ganzen Umgegend nach diesem raren Artikel.

Ein junger Nachbar, der bei Beginn des Krieges als Reservist einberufen wurde und jetzt bei der Lubliner Bahnhofswache Dienst tut, ist auf einige Tage beurlaubt. Er erzählt, daß er und seine Kameraden auf den Fußböden der Schuppen oder den Brettern der Eisenbahnwagen ohne Stroh und Decken liegen müssen. Nach einigen Stunden des Schlafes erwachen sie in den ersten Morgenstunden mit erstarrten Gliedern, da die Nächte schon sehr kühl sind. Erst ein mehrstündiges Laufen verhilft ihnen zu der normalen Körperwärme. Das russische Heer sei furchtbar verlaust. Seine Schilderungen sind eine Reihe Jammerlieder.

Die Pabianicer Elektrische brachte heute Verwundete nach Lodz.

27. September. Sonntag. In Lodz wird heute ein Flaggentag zugunsten des „Roten Kreuzes" abgehalten. Das Polnische Komitee des Roten Kreuzes beabsichtigt eine fliegende Sanitätskolonne auszusenden. Der Ertrag des Flaggentages ist für diese Unternehmung bestimmt. Ein Heer von Verkäuferinnen der Abzeichen ist mit männlichen Begleitern seit dem frühen Morgen unterwegs. Stadt und Land werden ausgiebig in Anspruch genommen. Am unangenehmsten sind die Angriffe auf die Fahrgäste der Straßenbahnen. Auf der Pabianicer Elektrischen meinte eine Offiziersdame, die mit zwei Militärs im Abteil der zweiten Klasse fuhr, zu dem Verkäuferpaar, mit dem ich einige deutsche Begrüßungsworte wechselte: „Verkaufen Sie nur nicht deutsche Abzeichen!" Nun, deutsche gab es nicht, dagegen in bunter Folge Flaggen aller uns „befreundeten" Staaten, wie Serbien, Japan, Montenegro, England usw. Für viele war das Anstecken und Tragen der Abzeichen dieser „Edlen" peinlich.

Vielfach sind jetzt pessimistische Äußerungen über den Ausgang des Krieges zu hören.

28. September. Seltsame Gerüchte durchschwirren die Stadt. Wie noch immer an Montagen — werden doch die Feststellungen der Kaffeegesellschaften vom Tage vorher ausgetauscht — wird Ungeheuerliches erzählt und geglaubt. Die einen behaupten, Lemberg sei den Russen wieder entrissen worden. Die andern wissen, daß die Festung Kowno gefallen sei. Die Meldung der heutigen Morgenausgabe des „Rozwój", daß in der Nähe von Druskienniki Kämpfe stattfinden, gibt der letzteren Behauptung einen Grad von Wahrscheinlichkeit. Und da die russische Regierung in diesem Kriege schon so viel verheimlicht hat und uns immer noch die Aufklärung über den Ausgang des siegreichen Vordringens bis nach Königsberg schuldig geblieben ist, so ist ein jeder bereit, das Schlimmste zu glauben.

Der kommandierende General Charpentier macht bekannt, daß die Kampflinie Gostynin—Kutno—Lenczyce—Zgierz—Lodz—Pabianice—Petrikau nicht überschritten werden darf. Den Zuwiderhandelnden droht der Tod.

Bei Dobron, hinter Pabianice, ist ein Bauer, der über Feld ging, erschossen worden. Ähnliches wird aus anderen Gegenden berichtet.

Die Elektrischen nach Zgierz und Pabianice stellen heute vormittag auf höheren Befehl den Verkehr ein. Warum wohl? Die Reisenden fahren nun wieder, wie in früherer Zeit, auf den berühmten „Perschoinenwagen“ und schimpfen weidlich über die kurzsichtigen Maßnahmen der derzeitigen Gewalthaber.

Die Stimmung ist gedrückt. Die Post hat wieder einmal geschlossen. Auch die Lodzer Polizei ist geflüchtet.

29. September. In der Nacht und auch tagsüber ist ein furchtbarer Regensturm. Um mich über die Lage zu unterrichten, ging ich heute zu Fuß nach Pabianice. Ich empfing unklare Eindrücke. Die Behauptungen widersprechen einander. Es war mir möglich, telephonische Verbindung mit Lodz zu bekommen. Wohl zum letzten Mal, denn die Leitung soll zerstört werden. Pabianice ist seit gestern ohne Zeitungen.

Das Lodzer Bürgerkomitee nimmt im Auftrage der Kohlengruben des Donezbeckens Anmeldungen Arbeitsloser, die gewillt sind, als Grubenarbeiter nach Südrußland zu gehen, entgegen. Es könnten 20,000 Arbeiter, die der Stadt zur Last fallen, abgeschoben werden. Wird aber eine Reise der Leute nach Rußland noch möglich sein?

Am Spätnachmittag, während wir in unserem Garten Äpfellese halten, erschüttern zweimal heftige Detonationen die Luft. Wir mutmaßen, daß die Eisenbahnbrücken zwischen Pabianice und Lodz gesprengt werden. — Artillerie und Kavallerie verläßt Pabianice nach der Richtung Rzgow und Lodz. — Auch die Pabianicer Polizei nimmt wieder Abschied.

In der Nacht werden die Brücken- und Bahnhofssprengungen fortgesetzt.

30. September. Die Elektrische verkehrt noch nicht. Ich gehe zu Fuß nach Lodz. In der Stadt wird viel von Gefechten bei Baby und Kutno erzählt, die ungünstig für die russischen Waffen verliefen.

Auf den Straßen ist ein reges Leben. Alle haben nur einen Gesprächsgegenstand: die Lage. Eine Abteilung Tscherkessen, an ihrer Spitze ein alter Herr, dem ein langherabwallender weißer Bart ein würdevolles Aussehen verleiht, ist auf dem Wege nach Pabianice. Die groteske Reiterschar wird von den auf den Bürgersteigen in dichten Reihen Stehenden eifrig besprochen.

Recht Törichtes ist da zu hören. Nach einigen Stunden kehrte dieselbe Reiterabteilung nach Lodz zurück. Artillerie folgte ihr im beschleunigten Tempo.

Der letzte Eisenbahnzug hat gestern nachmittags Lodz verlassen, man glaubt nicht, daß er Warschau erreichen konnte. Die Beamten, die bisher noch hier geblieben waren, sind auch schon weg.

Die Leute in der Stadt sind verschüchtert und niedergeschlagen. Bewohner der Flecken und Dörfer des Kalischer Gouvernements ziehen scharenweise zu Fuß und auf Wagen mit ihrem Vieh auf der Chaussee entlang nach Lodz und, als sie sehen, daß auch zahlreiche Lodzer sich reisefertig machen, weiter auf Warschau zu. Auf Fragen, warum sie ihre Heimatstätten verließen, schauen uns die Leute hilflos an und stottern allerlei ihnen vom Hörensagen Bekanntes über die Greueltaten der „Preußen", die sie da und dort verübt haben sollen. Auch von genotzüchtigten polnischen Bauernfrauen wird erzählt. Wir suchen den Leuten eine bessere Meinung vom deutschen Heer beizubringen. Unser Tun ist vergeblich. Alles flüchtet, unter Preisgabe des Besitztums; man will nur das nackte Leben retten. Auch der gewöhnlichen Leute in der Stadt bemächtigte sich Furcht vor dem Kommenden. Hauswächter, Dienstmädchen, Kellner — alle flüchten aus Lodz. Aber auch viele gebildete Familien haben Lodz verlassen. Alle handeln unter derselben Zwangsvorstellung, daß ihnen von den anrückenden „Preußen" nur Böses drohe.

Von allen Seiten treffen Mitteilungen über den Vormarsch der deutschen Truppen ein. Auch die Zeitungen berichten schon Einzelheiten, nachdem die Militärzensoren ihre Aufgabe als beendigt ansehen und sich ebenfalls in Sicherheit bringen. Die russische Armee bei Lodz scheint in einem fest geschlossenen Ringe umkreist zu sein. Nur ein schmaler Streifen, mit der Chaussee nach Lowitsch in der Mitte, darf als Rückzugslinie nach Warschau betrachtet werden. Von Kolnschki angefangen, soll rings um Lodz die ganze „zweite" deutsche Armee im Anmarsch sein.

Die Russen auf dem Abmarsch.

Der dritte Kriegsmonat beginnt. Ein gewaltiger Ruck war bei Beginn des Krieges durch uns gegangen. Wir dachten in Lodz Zeugen einer in unserer nächsten Nähe sich entwickelnden Katastrophe von größter Tragweite zu werden. Die Weisen, die in früheren Jahren über Wirkung und Dauer des künftigen „europäischen Krieges" geschrieben hatten, ließen durchblicken, daß der gegenseitige Massenmord nach einem Monat zu Ende sein werde, da dann niemand mehr weiter kämpfen könne. Jetzt

waren zwei Monate des Krieges verflossen, ohne daß wir besonders weltbewegenden Geschehnissen beigewohnt hätten. Wir dachten in einen Strudel hineingezogen zu werden und rechneten mit der Möglichkeit unseres Unterganges. Und statt dessen waren wir in den ersten Augusttagen Beobachter der überstürzten Flucht der russischen Beamtenschaft und der „strategischen Rückwärtsbewegung" des russischen Heeres. Und kaum hatten wir in Lodz den Durchmarsch eines deutschen Bataillons gehabt, als auch schon der Rückzug der deutschen Truppen aus dem Lodzer Bezirk erfolgte. Nun, Ende September, ging der zweite Abmarsch des russischen Heeres vor sich. Irgendwo waren „feste Verteidigungsstellen" vorbereitet; irgendwo wurde geschossen. Uns durchzog ein Gruseln, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß ein Kampf der feindlichen Armeen bei Lodz beginnen und wir in das Toben der modernen Schlacht geraten könnten. Und wir waren von Herzen froh, daß die Vorbereitungen auf einen abermaligen Rückzug der russischen Truppen schließen ließen. Aber manche grollten doch der russischen Armeeleitung, weil sie durch ihre Maßnahmen uns um den Nervenkitzel einer „Schlacht bei Lodz" gebracht hatte. Statt des Ringens auf blutigem Wahlfelde sahen wir um uns einen Kampf um Lebensmittel. Das blutsaugerische Spekulantentum umfaßte uns mit seinen schmierigen Fangarmen. Auch das Gespenst der Pöbelherrschaft drohte uns.

* * *

1. Oktober. Die Pabianicer elektrische Fernbahn hat gestern noch die Erlaubnis erhalten, den Betrieb wieder aufzunehmen. In demselben Wagen der Elektrischen, mit dem ich nach Lodz fuhr, befanden sich vier deutsche Kriegsgefangene aus Pabianice. Zwei von ihnen waren verwundet. Die Gefangenen sollen Sachsen sein.

Heute wurden an den Straßenecken Bekanntmachungen des Bürgerkomitees geklebt. Der Kommandierende General Charpentier gab bekannt, daß „alle Personen, die in der Richtung Petrikau, Kalisch oder Schadek gehen oder fahren würden, erschossen werden sollen". Merkwürdig nimmt sich der Schlußsatz der Bekanntmachung aus: „Es liegt augenblicklich nicht der geringste Anlaß zu irgendwelcher Unruhe und umsoweniger zu einer Panik vor, da Lodz genügend durch Truppen geschützt ist. Sollten aber trotzdem die Truppen aus strategischen Gründen sich gezwungen sehen, sich hinter die Linie der Stadt Lodz zurückzuziehen, so wird General Charpentier nicht verfehlen, dies rechtzeitig zur Kenntnis der Bevölkerung der Stadt zu bringen." — General Charpentier hat nicht mehr Zeit gefunden, den Einwohnern seinen „strategischen Rückzug" bekannt zu geben.

Auf dem Kalischer Bahnhof entrollten sich gestern wieder unbeschreibbare Bilder. Menschenmörderisches Gedränge. Fahrgäste auf den Dächern der Wagen.

Eine Anzahl geflüchteter Postbeamter wurde gestern nach Lodz zurückgeschickt, um „die Postoperationen wieder aufzunehmen". Die Beamten zogen vor, heute zu verschwinden. Die Post blieb geschlossen.

Bei Koluschki haben gestern Kämpfe stattgefunden. Bei Tuschin soll eine deutsche Ulanenpatrouille aufgerieben worden sein.

2. Oktober. In der Nacht klatschte der Regen an die Fenster unseres Schlafzimmers. Und auf der Chaussee fuhren stundenlang Wagen an Wagen; das russische Heer zog sich zurück. Wiederholt fuhren wir in dieser unheimlichen Nacht aus dem Schlafe auf. Das ununterbrochene Geräusch der Wagenräder begleitete unseren Schlummer. Wir bedauerten die Soldaten, die in dem Unwetter einem ungewissen Geschick entgegenfuhren. Am Morgen hörten wir, daß sich die russische Armee dem anrückenden deutschen Heere gegenüber zu schwach fühle und die Verteidigungsstellung bei Dobron kampflos preisgegeben habe. Auf Wagen, die den Bauern auf dem Markte in Pabianice weggenommen oder aus den Dörfern der Umgebung herbeigeholt wurden, fuhren die russischen Infanteristen auf der Chaussee nach Lodz. Dazwischen kamen Abteilungen Dragoner, Kosaken und Tscherkessen. So setzte es sich den Vormittag über fort. Der Regen hatte früh nachgelassen; wir erhielten einen sonnigen Tag.

Das Bürgerkomitee macht bekannt, daß beim Einzug deutscher Truppen Menschenansammlungen auf den Straßen und Gespräche mit Militärpersonen verboten seien; auch müssen die Zugänge zu den Dachräumen verschlossen gehalten werden.

Einen Kuriositätswert hat der heute in den Zeitungen veröffentlichte „neueste Fahrplan" der Kalischer Bahn.

Unsere Zeitungen bemühen sich auch heute noch redlich, ihren Lesern die offizielle „Mitteilung": „daß gegenwärtig in unserer Stadt keine Veranlassung zur Beunruhigung vorliege" zu erläutern.

Der Bahnverkehr ist eingestellt. Die Ängstlichen, die bisher noch mit ihrer Abreise gewartet haben, begeben sich schleunigst in Droschken und anderen Fahrgelegenheiten nach Lowitsch, um von dort mit der Bahn nach Warschau zu fahren. Auch Kaufleute und Fabrikbesitzer, die ihre Warenvorräte auf Wagen oder mit der Bahn weggeschickt haben oder ihre Guthaben bei der russischen Kundschaft retten wollen, suchen über Warschau nach dem inneren Rußland zu kommen.

Der Pöbel nutzt die unruhigen Tage aus und reißt in und außerhalb der Stadt die Zäune nieder. Die Holzgebäude der Bahnhöfe wurden auseinandergeschleppt. In den Wäldern bei der Stadt sind Tausende dabei, die Bäume zu fällen. Unser

Volk vertiert. Im Stadtwald wird ein achtzehnjähriger Arbeiter unter einem gefällten Baum begraben. Keiner der vielen, die den Baum zersägen, kümmert sich um ihn. Gefühllos hantiert man weiter; die Leiche bleibt liegen. Erst nach vielen Stunden erfährt die Mutter ganz zufällig den Tod ihres Sohnes. — Einige Eigentümer von Zäunen bewaffnen sich und geben Warnungsschüsse in die zerstörungswütige Menge, doch kein Mensch achtet ihrer; auch dann nicht, als einzelne angeschossen wurden. Das Volk scheint von einer Raserei befallen zu sein; denn es mehren sich die Fälle, wo größere Posten des geraubten Holzes für ein geringes Entgelt an gewissenlose Händler abgegeben werden.

3. Oktober. Heute mittag kamen die ersten deutschen Vorposten nach Lodz. Eine Kavalleriepatrouille ritt, aus der Richtung Rzgow kommend, bis zum Geyerschen Ring und bog in die Zarzewer Straße ein. Eine halbe Stunde später war der kurze Besuch in ganz Lodz bekannt.

Fast noch mehr als die militärischen Gäste regte uns heute wieder das Verhalten des Lodzer Janhagels auf. Die Gebäudeteile vom Kalischer Bahnhof und Bretter von auseinandergerissenen Zäunen wurden tagsüber durch die Straßen der Stadt geschleift. Am Bahnhof wollte die Miliz dem Auseinanderreißen der Gebäude Einhalt tun. Vergeblich; sie wurde ausgelacht. Auf die Schreck- und Warnungsschüsse einzelner Milizmänner wurde gar nicht geachtet. Und den Milizianten fehlte der Mut, um im entscheidenden Augenblick mit äußerster Strenge vorzugehen. — An der Neuen Ziegelstraße nahmen die Holzräuber eine drohende Haltung ein, als sie von der Miliz beim Zäuneniederreißen gestört wurden. Die flüchtende Miliz wurde verfolgt. — Das Bürgerkomitee richtet einen Aufruf an die Bevölkerung und stellt unentgeltliche Verteilung von Holzmaterial in Aussicht.

Am Nachmittag sah man auf der Gluwna-Straße eine zweite deutsche Patrouille. Auch in der Altstadt tauchten einige Ulanen auf.

In Erwartung der deutschen Truppen.

4. Oktober. Einer unserer Dorfgenossen, der als russischer Reservist Anfang August eingezogen worden war, kehrte nach Hause zurück. Er erzählt: Mit anderen Dorfnachbarn war er zuerst in einem Barackenlager bei Warschau, bis alle nach Charkow geschickt wurden. Unterwegs mußten die Reservisten sich selbst beköstigen. Als sie von einem General angeredet wurden, faßte er Mut, ihm hierüber Meldung zu erstatten. Der hohe Offizier meinte leichthin, sie sollten sich das verauslagte Geld nach ihrer Ankunft in Charkow vom Rottenkommandeur (Kompagnieführer)

zurückerstatten lassen. In Charkow wurden sie ausgelacht, als sie mit ihrem Anliegen hervortraten. Derartige Prellereien sollen an der Tagesordnung sein; bei den Reservisten ist die Erbitterung groß. Die Kost war gut. In Charkow brachte man die Reservisten in den Schulen unter; sie schliefen auf dem Fußboden, Stroh fehlte. Als später viele Verwundete und Erkrankte kamen, wurden die Reservisten nach einem Zeltlager gebracht. Auch hier mußten sie, je sechs Mann in einem Zelt, auf dem Erdboden liegen. Stroh scheint in dem fruchtbaren Gebiete ein rarer Artikel zu sein. Auch Decken gab es nicht. Sie froren ungeheuer. Ihre Bündel oder Stiefel dienten ihnen als Kopfunterlage. Die armen Schlucker wundern sich selbst darüber, wieviel ein Mensch auszuhalten imstande sei. Nur die Reservisten, die in die neuformierten Regimenter kamen, erhielten Uniformen; die anderen müssen noch immer in ihren eigenen, stark mitgenommenen Kleidern gehen. Ihr Schuhwerk ist vielfach zerrissen. Stiefel bekommen sie nicht; so laufen sie barfuß und gleichen richtigen „Bossjakis“ (Landstreichern). Den Truppenformationen in Charkow fehlte es an Offizieren. Die in der Ausbildung befindlichen Kompagnien werden von Reservefähnrichen befehligt. Nur der Oberst ihres Regiments sei Berufsoffizier. In letzter Zeit seien schlitzäugige Offiziere eingetroffen, die man für Japaner halte. Offiziere und Mannschaften sinnen auf Mittel, um nicht an die Front zu kommen. Krankheiten werden einstudiert und ärztliche Zeugnisse über Felddienstuntauglichkeit erschlichen und erkauft. Sehr große Mengen Verwundeter kämen vom galizischen Kriegsschauplatz; meistens findet man einzelne Finger der linken Hand abgeschossen, weil angeblich viele Verletzungen durch feindliche Geschosse während des Zielens im Schützengraben vorkommen. Die Verwundetenlazarette sollen gut eingerichtet sein. Dagegen liegen die vielen Kranken in den Garnisonsspitälern ebenfalls auf der Fußdiele. Wohin man auch schaue, alles ist schlecht organisiert. Einen Appell gibt es nicht. Die Reservisten gingen ohne Wissen ihrer Vorgesetzten auf Tage oder gar Wochen weg. Unser Nachbar hörte in Charkow, daß in der Gegend um Lodz alles niedergebrannt sei. Er war in Sorge um seine Angehörigen und da er auf dem Standpunkt war, daß er nicht mehr viel zu verlieren habe, so machte er sich — angeblich mit Einwilligung seines Feldwebels, der es dem Kompagnieführer sagen wollte — auf den Weg nach Lodz. Bis Warschau gelangte er ohne auf der Bahn angehalten zu werden; niemand verlangte Fahrkarten. Von Warschau fuhr er bis Lowitsch; von dort kam er zu Fuß nach der Heimat.

Um den Sicherheitsdienst in Lodz zu verstärken, sollen bewaffnete Feuerwehrpatrouillen nach den gefährdeten Stellen der Stadt ausgesandt werden. — Bei den vorgestrigen und gestrigen Kämpfen mit der Miliz gab es eine Anzahl Verwundeter.

In Neusulzfeld (Nowosolna) und Andrzejow sind deutsche Patrouillen gesehen worden. — In Tuschin soll ein großer deutscher Heerhaufen angekommen sein. — Bei Lenczyce hat ein Gefecht stattgefunden. Die russischen Streitkräfte zogen sich nach Lowitsch zurück.

5. Oktober. Am Nachmittag erschien über Lodz ein deutsches Flugzeug. Auf dem Rückwege überflog es unser Dorf in mäßiger Höhe.

Die Einwohner der Dörfer bei Lodz erzählen in der Stadt, daß Ulanenpatrouillen ihnen begegnet wären.

Hofbesitzer aus unserem Dorfe, die mit ihren Wagen die russischen Truppen begleiten mußten, sind jetzt zurückgekehrt. Bei Strykow wurde die russische Nachhut beschossen. Nicht nur Soldaten, auch Zivilisten und Pferde fielen. Unsere Dörfler ließen ihre Gefährte im Stich; sie freuen sich, mit heiler Haut davon gekommen zu sein.

Eine der Ulanenpatrouillen, die vorgestern in der Altstadt waren, soll auf dem Rückwege von einer Kosakenabteilung, die sich im Lagiewniker Walde versteckt hält, aufgerieben worden sein.

Schwarze Husaren, die aus Rzgow kamen, erkundigten sich bei Bewohnern der Pabianicer Chaussee nach den Zuständen und Verhältnissen in Lodz.

6. Oktober. Die Lodzer Fabriken, die vor einigen Wochen im Hinblick auf die Verkehrsmöglichkeit mit Rußland den Betrieb aufgenommen hatten, haben die Arbeit wieder eingestellt.

Unsere Nachbarn behaupten, daß auch in der Nähe von Rokicie sich noch eine Kosakenabteilung versteckt halte.

Unsere Zeitungen wiederholen angebliche Äußerungen deutscher Offiziere und Mannschaften, daß die deutschen Truppen Lodz nicht besetzen werden, weil in der Stadt der Hunger herrsche und durch die ungünstigen gesundheitlichen Verhältnisse das Heer leicht verseucht werden könnte.

Deutsche Truppen in Pabianice.

7. Oktober. Heute früh sagte mir ein Schaffner der Elektrischen, daß Pabianice bereits von den „Preußen“ besetzt sei. — Am Nachmittag fuhr ich nach Pabianice und suchte ein befreundetes Haus auf, in dem ich Einquartierung vermutete. Meine Annahme traf zu. Ich hatte Gelegenheit, einen Vizefeldwebel, im Zivilberuf Professor an einer Bergakademie, und einen Leutnant, im Privatleben Oberlehrer, kennen zu lernen. Bei der diesmaligen Einquartierung war es in manchen Häusern etwas stürmisch hergegangen, weil einige Familien — im Gedenken an die Wiederkehr der Russen und die Wiederholung

der im August getroffenen Strafmaßregeln „für den überaus liebenswürdigen Empfang des Feindes“ — sich weigerten, die Quartiergäste aufzunehmen. Auch der Professor, der als Quartiermacher kam, hatte an einer Stelle einen unfreundlichen Empfang gefunden, so daß er, dem die Ursache der Weigerung nicht bekannt war, heftig frug: „ob man denn meine, daß die Deutschen zu ihrem Vergnügen Krieg führten?“ Nun, nachdem ihm hier von den Wirtinnen der Sachverhalt auseinandergesetzt worden war, hatte er das an der Nachbartür gefallene scharfe Wort bedauert. Er hatte wenig Professorales an sich; das scharfgeschnittene Profil, die harte Bildung der Kinnpartie und die knappe, sachliche Ausdrucksweise ließen auf einen energischen Tatmenschen und nicht auf einen stillen Gelehrten schließen. Was er aus den letzten Kriegsmonaten zu erzählen wußte, klang uns wie Offenbarung. Vor allem die Kunde von dem großen Feldherrn Hindenburg, dessen Namen uns bis heute verheimlicht worden war. Ich sprach — nach russischer Geschichtsklitterung — vom russischen Sieg bei Gumbinnen, von dem ihm nichts bekannt war, und er erzählte von der Schlacht bei Tannenberg, die, in Entwicklung und Ausgang, uns wie ein wahrgewordenes Märchen oder ein Sang aus alter Zeit erschien; besonders noch nach den höhnenden Prophezeiungen der slawischen Blätter, daß man den „Preußen“ ein zweites „Grunwald“ (so wird nach polnischer Geschichtschreibung die vor fünfhundert Jahren bei Tannenberg stattgefundene Schlacht genannt, in der der deutsche Orden von dem vereinigten polnisch-litauischen Heere vernichtend geschlagen wurde) bereiten werde! Welch eine Wendung! Die heutigen Zeitungen hatten in übereifriger Dienstwilligkeit davon berichtet, daß Paris gefallen sei. Diese Nachricht stellte er als Fabel hin. Ich sah, zum ersten Mal nach zehn Wochen wieder, bei ihm reichsdeutsche Zeitungen und beim Aufschlagen des ersten Blattes sprangen mir die vielen Todesanzeigen der auf dem Felde der Ehre Gefallenen in die Augen. Es durchrieselte mich kalt, als ich hörte, welche Lücken die beiden ersten Kriegsmonate in vielen, vielen Familien Deutschlands gerissen haben. Und trotzdem die ungeheuren Scharen freiwilliger Kämpfer, von denen wir bis jetzt nichts wußten! Auch mein Gegenüber hatte einen im Kampfe gebliebenen Bruder zu beklagen; ein zweiter Bruder war verwundet worden. Und noch manches andere wurde erörtert. Die heute nach Pabianice gekommenen 10,000 Mann sind als Nachhut für die nach Warschau vorrückende Kampfarmee gedacht; sie sollen als Besatzungstruppen auf der Etappenlinie Verwendung finden. Unser Herz krampfte sich zusammen über die Kosakengreuel in Ostpreußen, die wir schon geahnt hatten. Rennenkampfs verlustreicher Rückzug von Königsberg, die große Zahl gefangener Russen in Deutschland, — alles Nachrichten, die mich mit ihrer

übergeschichtlichen Größe packten und mich wortarm machten, weil die abgegriffenen Ausrufsworte der Monumentalität des Geschilderten gegenüber zu bedeutungslos waren. Als ich mich am Abend in die Elektrische begab, bestiegen auch zwei der durch die Pabianicer Straßen bummelnden Landsturmmänner den Wagen und besichtigten in eingehender Weise die technische Einrichtung. Ich konnte es, trotz der vielen Aufpasser um uns, nicht unterlassen, die beiden Männer anzureden. Sie waren Fahrer der Breslauer elektrischen Straßenbahn. Ich erhielt bereitwillig Auskunft über das Leben in Breslau, nachdem ich ihnen gesagt hatte, daß ich eine Schwägerin habe, von der uns Nachrichten fehlen. Zuhause hatte man sich um mich geängstigt und ich lernte einige neue Variationen des alten Themas vom „Sich-Mutwillig-in-Gefahr-begeben" kennen. Als ich aber die mir überlassene letzte Sonntagsnummer der „Schlesischen Zeitung" auseinanderbreitete, genossen wir an unserem Tisch unvergeßliche Feierstunden beim Lesen des Blattes, dessen einzelne Teile, einschließlich der Anzeigenseite, die ja auch so beredt vom Kriege zeugten, uns gleich wichtig waren. Noch nie hatten wir eine Zeitung mit solcher Andacht gelesen. Anstelle der giftgeschwollenen Lüge und der geifernden Entstellung, die uns bisher täglich aus den Zeitungsspalten entgegengrinsten, wieder einmal deutsche Wahrheit und deutsche Aufrichtigkeit! Gern hätte ich das Blatt, das — angefangen von dem seit lange vermißten sachlichen Leitartikel — mit seinem ganzen Textteil das hunderttausendmal geschmähte deutsche „Kulturträgertum" bezeugte, allen Schimpfern zu einem Vergleich mit den am selben Tage hierzulande hergestellten Druckerzeugnissen überlassen. Ob sich wohl in hundert hiesigen Zeitungen zusammen soviel Würde und Sachlichkeit gefunden hätte, wie in dem einen deutschen Blatte?

Die Deutschen zum zweiten Mal in Lodz.

8. Oktober. In der Nacht hatten wir den ersten Frost. Auf der Chaussee herrscht seit frühem Morgen reger Verkehr. Ulanen, Radfahrerkommandos und dazwischen Abteilungen Jäger, die man hier, ihrer Kopfbedeckungen wegen, als Österreicher hält, sind auf dem Wege nach Lodz. Nach zehn Uhr nähert sich unserem Hause Musik. Bald darauf marschieren einige Bataillone Infanterie vorbei. Aus den Marschkolonnen werden Fragen an die vor unserem Hause stehenden Dorfbewohner gerichtet, und als Antworten in deutscher Sprache erfolgen, werden uns manche Scherzworte zugerufen. Der Truppe folgt eine schier kein Ende nehmende Trainkolonne. Wißbegierige zählten über hundertfünfzig große Wagen. Unsere Nachbarinnen kommen nicht aus dem Staunen

heraus, als sie auf den hochbeladenen Wagen neben Kisten und Säcken auch allerhand Geräte, Kessel und Waschzuber, eiserne Bettstellen, Tische und Stühle sehen; sie glauben, daß die Bagage nur den nach Lodz marschierenden Landsturmbataillonen gehöre, die im Falle eines Rückzuges Mühe haben werden, ihre „Familienausstattungen" zu retten. Eine beherzte deutsche Kolonistenfrau läßt sich mit einem der Trainsoldaten in ein Gespräch ein und erkundigt sich nach der Behandlung der in Deutschland zurückgebliebenen russischen Untertanen; sie möchte gern wissen, wie es ihrem nach Holstein auf Arbeit gegangenen Sohn geht. Er widerspricht den von ihr erwähnten Zeitungsmeldungen über grausame Behandlung der Ausländer und meint: „Nun, Holz hacken wir nicht auf euren Leuten!" — „Na, es sind ja auch keine Stumpen!" gibt sie schlagfertig zurück. Die Frau ist eine überzeugungstreue Deutsche. Sie hat ihrer deutschen Gesinnung wegen schon viel Bitteres von ihren polnischen Nachbarn erfahren müssen. Gleich nach Ausbruch des Krieges kam sie weinend zu uns: ein Nachbar hatte sie und alle Deutschen in den höllischen Abgrund gewünscht. Wir hatten Mühe, sie wieder aufzurichten. Nun ließ sie es sich immer wieder bestätigen, daß an den Zeitungsmeldungen über deutsche Greueltaten kein wahres Wort sei. Noch vor einigen Tagen hatte man Schauermärchen über Vergewaltigung aller Bauernfrauen eines polnischen Dorfes erzählt. Sie brachte das Blut des Landsturmmannes in Wallung, als sie in ihrer forschen Art losfuhr: „Was habt ihr bloß mit den polnischen Frauen gemacht!" und dann die Einzelheiten der Erzählung wiedergab. Sie freute sich und hörte mit strahlendem Gesicht zu, als er bei seiner Ehre als Familienvater beteuerte, daß deutsche Soldaten solcher Schandtaten nicht fähig wären.

Mittlerweile war auch die Elektrische gekommen. In ihr fand ich einen mir bekannten Fabrikbesitzer, der soeben seinen letzten Wagen mit Ware nach Warschau abgefertigt hatte und selber nachfahren wollte. Er äußerte eben seine Hoffnung, noch rechtzeitig durch die Linien zu kommen, als an einer der nächsten Haltestellen ein rundlicher Landstürmer in unser Abteil kam, — vielmehr kommen wollte, denn der Eintritt machte dem bepackten Manne Mühe und ich mußte ihm behilflich sein. Kaum konnte ich mir das Lachen über das Verhalten meines Fahrtgenossen verbeißen, der sich beim Hineinkommen des „Feindes" mit komischwirkender Plötzlichkeit zum Fenster kehrte und während der zwanzigminutigen Fahrt in dieser genickverdrehenen „Korrektheit" verblieb, um nicht am Gespräch teilnehmen zu müssen, das der ermüdete Krieger begann. Die Elektrische holte bald die marschierenden Truppen ein. Vor Lodz fanden wir rastende Ulanen und Radfahrer. Auf der Petrikauer Straße wogten unruhige Menschenmassen.

Um zwölf Uhr hatte ich Gelegenheit, auch dem zweiten Einmarsch deutschen Militärs in Lodz beizuwohnen. In den letzten Wochen waren auf der Petrikauer Straße viele Läden mit großen Schaufensterscheiben durch hohe Bretterverschläge verbarrikadiert worden; wurden doch Straßenkämpfe und Pöbelrevolten befürchtet. Nun, in Erwartung des deutschen Heeres und einer sich möglicherweise entwickelnden Straßenschießerei, wurden auch die Türen verschlossen und die Fensterläden an den kleinen Häusern des südlichen Teiles der Petrikauer Straße zugemacht. Neugierde, vermischt mit etwas Gruseln, hatte die Menschen, die jetzt beide Seiten der Straße säumten, hinausgelockt. Frauen und Mädchen freuten sich an der Musik und auch Männer äußerten sich anerkennend über das in Lodz unbekannte Pfeiferkorps. Ein nachdenklicher polnischer Arbeiter machte die Bemerkung: „Die, — wie wollen sich denn diese zarten Menschen gegen unsere Russen halten, die auf dem Schnee schlafen können!“

Ganz ohne Zwischenfall ist der Einzug der „Preußen“ doch nicht verlaufen. Augenzeugen erzählen, daß an der Ecke der Hauptstraße, wo sich eine größere Menschenmenge staute, weil sich auch Kirchgänger, die vom Kirchweihgottesdienste aus der Johanniskirche kamen, ansammelten, eine Frau ihre Henkelkanne auf die eiserne Straßenbrücke fallen ließ. Andere behaupteten, daß ein exaltiertes Weib mit einer Kanne nach den Soldaten warf. Eine Panik entstand. Die Leute strebten in die Hauptstraße oder nach den rettenden Torwegen der benachbarten Häuser, da man fürchtete, daß das Militär in die Menge hineinschießen werde. Doch nichts dergleichen geschah. Die Offiziere und Unteroffiziere riefen den Fliehenden und sich Drängenden zu, stehen zu bleiben, es werde ihnen nichts geschehen. Hüte, Schirme und Gesangbücher waren während des hastigen Drängens verloren gegangen.

Während die Musik auf dem Neuen Ring deutsche Vaterlandslieder spielte und die Bataillone nach den Kasernen auf der Konstantiner Straße abmarschierten, führte im Magistratsgebäude Oberst Hoffmann mit den Vorstehern der Miliz eine Unterhaltung und legte den Milizältesten dringend ans Herz, zum Wohle der Stadt dafür Sorge zu tragen, daß sich ähnliche Vorkommnisse wie in Kalisch und Tschenstochau hier nicht wiederholen, da sonst mit unnachsichtlicher Strenge verfahren werden würde. Auch Angehörige des russischen Heeres, die sich in Zivilkleidern in den Straßen der Stadt herumgetrieben haben, müßten sich sofort melden. Die Vertreter der Stadt mußten Auskunft über die Bank- und Kassenverhältnisse geben. Oberst Hoffmann setzte den Rubelkurs auf 1,40 M. fest; Karbid und Benzin wurde beschlagnahmt, der Einwohnerschaft anbefohlen, die Waffen abzuliefern und noch einige Bestimmungen über Verkehr und Leistungen der Stadt an das Militär getroffen. Der Straßenverkehr wurde nur bis neun Uhr gestattet.

Unsere Zeitungen „beruhigen“ unentwegt weiter. In einem heutigen Morgenblatt lasen wir die erheiternde Mitteilung, daß der Verkehr zwischen Lodz und Warschau auf der Lodzer Fabrikbahn „in Kürze wieder aufgenommen werden wird, umsomehr, da die deutschen Vorposten Koluschki bereits seit einigen Tagen verlassen haben.“

9. Oktober. Gestern abend sahen wir in unserem Dorfe über der Stadt einen mächtigen Feuerschein; zeitweise erschien eine mächtige Feuersäule. Unsere Dorfklugen rechnen mit wichtigen Geschehnissen in Lodz und mutmaßen, daß die rätselhafte Erscheinung auf Lichtsignale der in der Stadt versteckten Russen zurückzuführen sei. Sie glauben, daß es dem deutschen Militär schlecht ergehen werde. Heute früh erfuhr ich in Lodz, daß der lodernde Himmel des gestrigen Abends nicht durch ein Signalfeuer verursacht war. Diesmal war es der Widerschein eines der in früheren Zeiten nicht seltenen Lodzer Fabrikbrände. Es brannte die schon zu wiederholten Malen abgebrannte Shukowskische Fabrik in der Nähe der Kasernen auf der Konstantiner Straße. Bei dem gestrigen Einmarsch der deutschen Truppen zeigte sich unser Straßenpublikum recht widerspenstig gegen die Anordnungen der Miliz. Eine Anzahl der besonders Widersetzlichen wurden „abgeführt“.

Viel bemerkt wird, daß das Lodzer Hetzblatt „Rozwój“, ein Ausbund aller Gehässigkeiten gegen alles Deutsche, plötzlich andere Seiten aufzieht und sogar einem deutschen Offizier — dem Vertreter der so oft gescholtenen „Barbaren“ — Recht gibt, weil er den sich auf der Straße drängenden Frauen den Rat gab, nach Hause zu gehen und ihre Töpfe zu versehen. — Und weil „preußische“ Soldaten vor der Karte des Königreichs Polen, die in der Fensterauslage des „Rozwój“ sich befindet, stehen bleiben und sie betrachten, streicht der heutige „Rozwój“ die Intelligenz der deutschen Heeresangehörigen heraus. Eine gewaltige und groteske Wandlung in der Beurteilung von Menschen! Nun, Herr „Rozwój“-Mann, welche Wünsche werden Sie den „Preußen“ nachschicken, wenn die Russen zurückkehren?

Zum Platzkommandanten ist Major v. Paschke ernannt worden, der eine Reihe von Verordnungen erläßt. — Auf dem Ringplatz haben wir heute das Schauspiel einer Vorführung der noch in der Stadt verbliebenen Reitpferde. Die Petrikauer Straße ist sehr belebt. Zwischen Ring und Andreas-Straße sind Offiziere und Mannschaften in Wohnungen und Geschäftslokalen, deren Inhaber verreist sind, untergebracht. An den Toren der betreffenden Häuser befinden sich blaubeschriebene Zettel, die Auskunft über Truppenteil usw. geben. Zettel und Posten werden angestaunt. — Der Stab hat Aufenthalt in dem vor kurzem erneuerten Grand-Hotel genommen. Die Kommandantur fand Unterkunft in der Wolga-Kama-Bank

auf der Meyerschen Passage. Das Militär macht große Einkäufe in den Läden, die schon lange keine Käufer mehr hatten.— Im Laufe des Tages finden weitere Truppendurchmärsche statt. Zgierz und Brzeziny sind die Ziele dieser Abteilungen.

Ein Pole äußert sich über das rasche Sichzurechtfinden der „Preußen" in unserer Stadt: „Es sieht aus, als ob die Deutschen die Einheimischen wären. Man muß zugeben: Zug liegt schon in ihrem System!"

10. Oktober. Der Platzkommandant hat den Befehl erlassen, in sämtlichen Fronthäusern, die Einquartierung haben, während der Nacht ein Fenster zu beleuchten. Eine schwer auszuführende Anordnung, da Petroleum schon lange nicht mehr zu erhalten ist. Öl und die im Preise sehr gestiegenen Stearin- und Paraffinlichter müssen Ersatz bieten.

Auch eine unserer deutschen Zeitungen folgt dem Beispiel des „Rozwój". Noch am 8. Oktober wurde ein Artikel aus dem „St. Petersburger Herold" ohne Kommentar abgedruckt, der sich in Schmähungen gegen Kaiser Wilhelm und die Deutschen erging, alten Zeitungsklatsch aufwärmt und im Grunde genommen viel unbewußte Selbstironie enthält. Und drei Tage später wird uns in derselben Zeitung ein Artikel der „Schlesischen Zeitung" durch zusatzlosen Nachdruck vor die Augen gerückt, der das Gegenteil behauptet. Wo steckt nun die wahre Gesinnung unserer Zeitungsmänner?

Auch heute finden wieder Truppendurchzüge statt. — Die Lodzer Bäckereien sind verpflichtet worden, für das Militär 30 000 Pud Brot zu backen. — Die Waffenbesitzer beeilen sich mit der Abgabe ihrer Waffen, da auf Nichtablieferung Todesstrafe steht.

Zwischen deutschen Truppen und der im Lagiewniker Walde bei Zgierz versteckten Kosakenabteilung soll heute ein Scharmützel stattgefunden haben.

Auch gestern abend brannte wieder eine Fabrik nieder, die noch im Betrieb war. Der weithin sichtbare Feuerschein gab in den Nachbarorten Anlaß zu dem Gerede, Lodz werde vom deutschen Militär eingeäschert.

11. Oktober. Bis zum gestrigen Tage war es noch möglich, von und nach Warschau zu fahren. So kam es, daß die hiesigen Zeitungen immer noch einige, wenn auch gefärbte Kriegsnachrichten erhielten. Nun ist der Verkehr nach Warschau unterbunden. Die Zeitungen helfen sich mit in Lodz entstandenen „Spezialnachrichten" aus. Heute lesen wir, daß Krakau von den Russen genommen sei.

In Lodz wurden eine Anzahl Fahrräder requiriert. — Ein deutscher Panzerzug befuhr die Strecke der Lodzer Fabrikbahn bis zur zerstörten Brücke. In Koluschki und Andrzejow zeigten sich

russische Kavalleriepatrouillen. — Gestern Abend kreuzte über Lodz ein Zeppelinluftschiff, das vom Flugplatz bei Petrikau gekommen sein soll.

Gestern kam es bei Strykow zu einem Gefecht. Die Russen wurden genötigt, sich zurückzuziehen. Die deutschen Truppen folgten ihnen bis Lowitsch, wo es zu einer Schlacht kam. Auch Lowitsch ist seit heute früh in deutschem Besitz. Gestern und heute war Geschützdonner vernehmbar. Deutsche Verwundete wurden in Autos durch Lodz gefahren.

Viel gesprochen wird über den „ältesten Soldaten der deutschen Armee", der sich bei der Lodzer Besatzung befindet. Der siebzigjährige Vizefeldwebel Gustav Büttenmann, Gasthofbesitzer in Niklausdorf bei Lauban, der bereits die Feldzüge von 1866 und 1870—71 mitgemacht hat, hat sich bei Beginn des Krieges als Kriegsfreiwilliger gestellt und ist in den Landsturm aufgenommen worden. — Es scheint aber, daß wir auch — wenn noch nicht den jüngsten so doch — die jüngsten Soldaten der deutschen Armee beherbergen, denn öfters begegnen uns kleine Knirpse auf Rädern. — Die Beweise einer sich selber opfernden Vaterlandsliebe unter Alter und Jugend werden hier so ausgelegt, als ob Deutschland schon ganz von Männern entblößt sei und für den Krieg Altersschwache und Schulkinder zusammenraffen müsse.

Deutsche Pioniere haben heute Gleis- und Brückensprengungen bei der Überführung der Ringbahn an der Chaussee in Rokicie vorgenommen. Wir hören in unserer Bevölkerung verschiedene Erklärungen des befremdlichen Tuns.

12. Oktober. Warschau ist vorgestern von zwei deutschen Fliegern besucht worden, die durch Bombenwürfe den Bahnhof der Warschau-Wiener Bahn beschädigten.

Seit heute unterliegen die Lodzer Zeitungen der Militärzensur. — Die „Kattowitzer Zeitung", die über Petrikau nach Lodz kam, ist im Straßenverkauf zu erhalten. — Unsere Zeitungen können nun aus reichsdeutschen Quellen gespeist werden. — Tiefen Eindruck macht die heutige Meldung vom Fall Antwerpens. In unserer Gesellschaft befestigt sich die Meinung, daß auch das „uneinnehmbare Warschau" binnen kurzem bezwungen werden wird.

Ich wollte heute versuchen, einen Passierschein für eine Fahrt nach Deutschland zu erhalten. Vor der Kommandantur erfahre ich, daß mein Bemühen vergeblich sei, da nur Reichsdeutsche Erlaubnis zur Reise nach Deutschland erhielten. Das Bild vor der Kommandantur fesselt mich; ich stelle mich als Beobachter auf. Unsere Leute bleiben sich immer gleich, auch unter deutscher Militärherrschaft. Vor dem Eingang zur Kommandantur steht eine wogende Menge. Ein Revieraufseher der Miliz versucht — allerdings ziemlich ungeschickt — Ordnung in den Menschenknäuel zu bringen. Niemand folgt seinen, im schreienden Ton gegebenen

Anordnungen. Einige junge Leute verbitten sich das Schubsen. Es kommt zum Wortwechsel. Nun wirft sich der Milizbeamte in die Brust, er will zeigen, was er kann und ruft zwei Milizianten heran, um einen jungen Mann abzuführen. Die ankommenden oder weggehenden Militärs müssen sich selbst einen Weg bahnen. Vor der Tür stehen zwei Landsturmmänner; ihrer harten Aussprache nach Polen aus dem Posenschen. Sie fahren ab und zu mit einem „Donnerwetterrr!“ drein, wenn die Menge ihnen zu dicht auf den Leib rückt! In langen Zwischenräumen werden einzelne der Zunächststehenden in den Torweg gelassen. Vor dem Tor nimmt das Schreien des heiseren Revieraufsehers, der die ganze Ohnmacht der zweiten Miliz verkörpert, an Heftigkeit zu. Einem Offizier, der die Kommandantur verläßt, geht das Keifen des Mannes auf die Nerven und er untersagt ihm den lauten Ton. Kleinlaut macht ihn der Milizbeamte aufmerksam, daß er als Ordnungshüter herbestellt sei, er zeigt seine blaue Armbinde und erzählt von den Obliegenheiten der Miliz. Und er jammert, daß er den drängenden Menschen schon hundert Mal erklärt habe, daß die Ausgabe von Passierscheinen nach der Richtung Kalisch erst am Nachmittag erfolgen werde, keiner der vielen Harrenden rührte sich vom Flecke. Auf Befehl des Offiziers schaffen die Landstürmer mit ihren Gewehrkolben einen Durchgang, der sich aber hinter ihnen sofort wieder schließt. Auf dem Bürgersteig naht uns ein älterer Offizier. Die Menge gewährt ihm respektvoll Durchlaß. Nun sieht ihn auch der Blaubebänderte, der sich diensteifrig und polternd an ihn herandrängt. „Nun, sagen Sie mal, was ist denn hier los“ fragt der Offizier. „Die Laite woll'n zum Kommandanten!“ antwortet der Unermüdliche. „So, so! Nun, dann lassen Sie mich vorbei, ich bin der Kommandant!“ meint der hohe Offizier. Es ist Generalleutnant v. Liebert, der seit heute Kommandant ist.

Lodz unter deutscher Herrschaft.

13. Oktober. Unser Straßenbild ist voll Leben und Bewegung. An manchen Stunden gewinnt man den Eindruck, daß sich die ganzen Einwohner unserer Arbeitervorstädte in das Stadtinnere ergossen haben. Auf Wunsch der Militärbehörde erläßt das Zentralkomitee der Bürgermiliz ein Verbot, sich in Gruppen zu versammeln, auf der Straße stehen zu bleiben, gruppenweise auf der Petrikauer Straße zu spazieren und mitten auf der Straße zu gehen.

Die Militärbehörde verfügt die Einführung der mitteleuropäischen Zeit in Lodz. — Es wird erzählt, daß demnächst ein deutsches Postamt für die Einwohner eröffnet werden soll. — Auch andere Einrichtungen, die uns wieder normalen Verhältnissen nähern, sollen in Aussicht stehen.

Nun ist auch Skierniewice genommen. Die Russen, die in Gefahr stehen, von den rasch vorrückenden deutschen Truppen umfaßt zu werden, sollen sich nach Warschau zurückziehen. In Lodz wird mit dem Fall der Festung Iwangorod gerechnet.

14. Oktober. Eine neue Erscheinung in Lodz: die legendären polnischen Legionäre. Im heutigen „Nowy Kurjer Lodzki" ist ein Aufruf des „Kommandos der polnischen Truppen" enthalten, der hier noch nie gehörte Töne anschlägt. Sollte es möglich sein, daß die Werber der Legionäre unter den hiesigen Polen, die sich seit Kriegsausbruch in einem ebenso extremen Deutschenhaß wie extremer Russenliebe ergehen, Erfolge erzielen? Man nennt einen polnischen Lodzer Arzt, der sich den Legionären angeschlossen hat. Die einzeln auftretenden Legionäre werden auf den Straßen angestaunt; überall erregen sie das größte Aufsehen.

Der Lodzer Pöbel raubt jetzt schon die Bahnschwellen von dem Poznanskischen Nebengleis. Auch mit der Ausholzung der entfernteren Wälder wird begonnen. Die Forstwache in Lagiewniki hat heute auf die raubende Menge geschossen. Ein Arbeiter hat sein Leben eingebüßt.

Der erste Eisenbahnzug der Warschau-Wiener Bahn kam heute über Koluschki nach Lodz.

Es sind Aussichten vorhanden, daß die uns fehlenden Mittel des ersten Bedarfs durch das Entgegenkommen der deutschen Militärbehörde beschafft werden können. Aus Wloclawek soll Salz und aus Petrikau Kohle kommen. Große Sorge macht die Brotversorgung. Der Preis für das Pfund Brot ist auf fünf Kopeken gestiegen. Da uns die Zufuhr aus Rußland benommen ist, so stellt sich das Hungergespenst ein.

15. Oktober. In Lodz wird jede Art Beschäftigung zur guten Einnahmequelle. Zu den gewinnbringenden Gewerben, die dem Kriege ihr Dasein verdanken, gehört auch das der Briefvermittler. Es finden sich noch immer Leute, die nach Warschau durch die kämpfenden Linien fahren wollen und gefälligerweise Briefe mitnehmen, — allerdings gegen ein Entgelt von einigen Rubeln für jeden Brief. Heute kam aus Warschau die Nachricht, daß der Belagerungszustand erklärt sei und bestimmte Linien nicht überschritten werden dürfen. Trotzdem machen sich auch jetzt noch Vorwitzige — oder sind es Geriebene? — anheischig, den Briefverkehr mit Warschau zu vermitteln. — Und andere Gefällige machen durch Zeitungsanzeigen bekannt, daß sie bereit sind, Briefe und Besorgungen für Deutschland zu übernehmen. Ich erteile einem dieser Reisenden einige Aufträge und sehe, daß er einige Listen mit einer reichen Anzahl „Nummern" in Händen hat und jede Nummer kostet drei Rubel.

Die letzten Zäune in der Umgegend der Stadt verschwinden. Der Janhagel machte sich heute an das Niederreißen des Zaunes

um den jüdischen Friedhof. Die benachrichtigte Bürgermiliz sandte zum Schutze des Wächters eine bewaffnete Abteilung aus. Es kam zu einem Handgemenge. Die Milizianten hatten nicht den Mut, von ihren Waffen ernsthaft Gebrauch zu machen, sie schossen in die Luft und ließen sich von den Holzdieben verprügeln. Der Zaun wurde vollständig niedergerissen.

Es verlautet — und auch die Zeitungen schreiben darüber —, daß demnächst größere Truppenmengen nach Lodz kommen werden. Große Proviantvorräte sollen angelegt und der Rennplatz in Ruda zu einem Viehdepot eingerichtet werden.

16. Oktober. Seit einigen Tagen geht auf der Lodzer Ringbahn ein emsiges Zerstörungswerk vor sich. Alle Straßenüberführungen und Weichen werden gesprengt. In der Elektrischen wandten sich heute zwei Pioniere an mich um Auskunft über die Wegeverhältnisse. Sie erwähnten ihre Sprengarbeit. Ich kann die Bemerkung nicht unterlassen, daß es doch sinnlos sei, die Gleise zu zerstören, die ihnen in Zukunft für die Aufrechterhaltung des Bahnverkehrs Dienste leisten sollen. Sie meinen, daß man die Spurweite ändern müsse, und da sei es gut, gleich gründliche Arbeit zu tun und das Alte und Hindernde zu zerstören. Ich lächele sie an und meine, daß es doch immerhin merkwürdig sei, daß man Bestehendes so gründlich zerstöre, um Mangelhaftes zu verbessern. Sie schwiegen sich über die Frage, die alle Welt interessiert und die Köpfe zerbrechen läßt, aus. Wie es die weitere Unterhaltung ergibt, gehören sie der gebildeten Gesellschaft an. Sie interessieren sich für Bevölkerungsfragen und erkundigen sich über die Höhe der Lodzer Garnison in Friedenszeiten. Man horcht in unserem Abteil auf. Ich antworte ausweichend. Die Pioniere erzählen, daß sie heute früh in Koluschki waren und dort einen Zug mit russischen Kriegsgefangenen durchfahren sahen. Vor Warschau sollen gestern wieder große Kämpfe stattgefunden haben, das Gerücht wisse von 110,000 gefangenen Russen zu erzählen. Der Fall Warschaus sei in den nächsten Tagen zu erwarten.

Die Lodzer Zeitungen weisen immer häufiger leere Zensurflecken auf. Harmlosere erklären sie damit, daß aus militärischen Gründen manche Nachrichten unterdrückt werden sollen. „Gewitztere“ meinen, daß es den Preußen schlecht gehe und daß sie viel zu verbergen haben. — Die heutigen Blätter berichten über die Einnahme von Piaseczno und die Beschießung der Warschauer Forts. Polnische Zeitungen orakeln, daß nach der Einnahme Warschaus sich „ein Akt von hervorragender Bedeutung für die gesamte Einwohnerschaft Polens vollziehen werde“. Aus Gesprächen mit „Gutunterrichteten“ geht hervor, daß man einen Habsburger- oder einen Hohenzollernprinzen als künftigen Lenker

der Geschicke des Landes vor Warschau erwarte. — In den Kaffeehäusern blüht das Geschäft der sinnreichen politischen Kombination.

17. Oktober. Die heutigen Zeitungen enthalten eine halbamtliche Darstellung der letzten Kämpfe vor Warschau, Iwangorod und Góra Kalwarja. An allen drei Fronten sind Angriffe der russischen Übermacht verlustreich für sie zurückgeschlagen worden. Unter den russischen Truppenteilen befanden sich auch sibirische Korps, denen nach 35tägiger Bahnfahrt nur drei Tage Erholung gegönnt wurde, bevor sie in die Schlacht geschickt wurden.

Wir leben inmitten einer widerspruchsvollen und rätselreichen Welt. Während vom Kriegsschauplatz Berichte kommen, die die Einnahme Warschaus als Frage weniger Stunden erscheinen lassen, werden rings um Lodz alle Bahnbrücken, so die über die Chausseen bei Widzew und Zgierz und die Bahnhofsanlagen gesprengt.

Der heutige Schauplatz des Waldfrevels ist der Rudaer Wald, wohin jetzt vom frühen Morgen an Tausende strömen. Schon in den Vormittagsstunden und dann bis zum Abend sieht man die Leute nach Hause ziehen. Auf Kinderwägelchen oder auch nur Hälften solcher Wägelchen, Karren und Schlitten werden Stämme und Äste gefahren und geschleift. Andere wieder befestigen inmitten der Schnittflächen der zersägten Fichtenstämme, die ästefrei gemacht wurden, Nägel und binden Hanf- oder Drahtseile daran; sie erreichen damit, daß die Stämme walzenartig und leicht beweglich werden und gezogen werden können. Männer, Frauen und Kinder befassen sich mit dem Abholzen des Waldes. Ein neuer Weg, der über Äcker und Wiesen geht, ist über Chojny und Rokicie zur Verkürzung der zurückzulegenden Strecke gangbar und durch die rollenden Baumstämme fahrbar gemacht; er bietet sich dem Auge als spiegelglatte Fläche dar.

18. Oktober. Einer unserer vielen Kronsfeiertage. In früheren Jahren brachten an solchen Tagen die Zeitungen die Notiz: „Den Bürgern unserer Stadt ist erlaubt, die Häusern zu beflaggen und am Abend zu illuminieren.“ Schon gestern wurde überall erörtert, ob eine Beflaggung unter den veränderten Umständen am Platze sei. Da ein Verbot vom Gouvernement nicht erging und die Miliz die Weisung gab, die Häuser zu beflaggen, so wurden heute an den meisten Häusern die russischen Fahnen hinausgehängt. — Es ist Sonntag. Offiziere und Mannschaften schicken sich an die Gottesdienste zu besuchen. Vor der Johannis-Kirche sammelt sich um zehn Uhr Militär an, das in die Kirche gehen will. Ein Kirchenvorsteher macht einzelne Offiziere darauf aufmerksam, daß in der Kirche der übliche Galagottesdienst, bei

dem für das russische Kaiserhaus gebetet werde, stattfinde und hindert so eine peinliche Lage für sie und andere. Sie warten den Beginn des Hauptgottesdienstes vor der Kirche ab.

Unser Denken bewegt sich in diesen Tagen zwischen Extremen. Wir sind vielleicht im Augenblick überzeugt, daß Warschau schon in den nächsten Tagen in den Besitz der deutschen Truppen übergeht, da bringt ein Nachrichtenjäger, den wir zu anderen Zeiten mit seinem Wissen nicht ernst genommen hätten, unsere Schlußfolgerungen ins Wanken. Irgendwelche Verbindungen mit der russischen Front müssen bestehen. Das was wir ab und zu über Vorkommnisse jenseits der Schlachtlinie hören, klingt zu bestimmt, wir können es nicht in das Gebiet der Fabel verweisen. — Heute läuft in Lodz die Nachricht um, die Deutschen seien bis Lowitsch zurückgedrängt und die Russen im Anzuge.

Am Abend fahre ich in der Elektrischen mit einem Beamten der Feldpost. Er ist vom guten Ausgang der deutschen kriegerischen Unternehmungen vor Warschau überzeugt. Ich habe Gelegenheit, Einblick in die heutigen Breslauer Zeitungen zu tun.

Die deutsche Militärverwaltung hat eine gute Entdeckung gemacht. Ein geheimes, von einem Spekulanten oder Betrüger angelegtes Magazin mit russischen Militärmänteln ist ausfindig gemacht worden. Nun sehen wir die deutschen Landstürmer in den gelbgrauen russischen „Schinells".

Unzufriedene Arbeiter, die mit dem gebotenen Lohnsatz nicht einverstanden sind, haben das Haus eines Pabianicer Fabrikbesitzers mit einer Bombe „belegt". Zum Glück wurde nur die Türfüllung herausgerissen. Wie allem Ungewöhnlichen in dieser Zeit, wird auch diesem Vorfall eine besondere Bedeutung gegeben und mit schlimmeren unbesonnenen Taten Verführter gerechnet.

Was geht vor?

19. Oktober. Schon früh beobachte ich auf der Elektrischen ein eifriges Getuschel. Ich höre, daß die elektrische Fernbahn nach Zgierz infolge militärischer Anordnung ihren Betrieb einstellen mußte. Nun ist allen Vermutungen breitester Spielraum gegeben. In Lodz erstehe ich die Morgenausgabe des „Rozwój". Das Blatt beginnt mit einem mehrzeiligen Telegramm, weist dann zwei freie Spalten mit dem Aufdruck „konfisziert" auf. In der dritten Spalte wird dasselbe Telegramm, nur mit einem andern Wortlaut, wiederholt. Der Ursprungsort beider Telegramme scheint Lodz zu sein. Wir erfahren aus ihnen, daß zwischen Warschau und Iwangorod eine riesige Schlacht stattfindet. Es folgen vier weitere weiße Spalten, unterbrochen durch ein drittes Telegramm. — Auf den Straßen bewegen sich große Menschenmengen. Die Schranken, die die Miliz in den letzten Tagen

durch Verhaftung einiger Widerspenstiger dem beliebten ungehinderten Gehen und Stehenbleiben in Gruppen auf den Straßen gezogen hat, sind durchbrochen. Überall wird die Lage erörtert. Alle behaupten, daß die Deutschen viel zu verheimlichen haben. Krakau sei gefallen. Bei Sochatschew habe eine für die Deutschen verlustreiche Schlacht stattgefunden und das deutsche Heer sei bis Lowitsch und darüber hinaus zurückgeworfen worden.

Vor dem Knabengymnasium auf der Nikolai-Straße ist, wie immer in den letzten Tagen, ein mächtiger Menschenandrang. Hier haben die polnischen Legionäre ihr Werbebüro. Die Miliz sucht die sich auf dem Bürgersteig Ansammelnden in Bewegung zu bringen. Das Verhalten der Milizianten bestätigt die Behauptung, daß sie mit den Legionären auf gespanntem Fuß leben. Das Tor des Vorgartens öffnet sich. Ein Führer zu Pferde und einige Reiter, denen Legionäre zu Fuß folgen, verlassen das Gebäude. Sie sehen in ihren neuen grauen Tuchuniformen und dem frischen gelben Lederzeug recht schmuck aus. Die Reiter tragen die bekannte polnische Tracht, ergänzt durch Konföderatka und Dolman. Sie erwecken einen guten Eindruck und man ist versucht, sich des schönen Straßenbildes zu freuen und über die Mischung von soldatischer Bravour mit sichselbstschmeichelnder Theatralik hinwegzusetzen. Man flüstert sich zu, daß der Führer mit dem kühnen Gesichtsschnitt Pilsudski, der Brigadier der Legion, selbst sei. Pilsudski ist in Lodz bekannt, er betrieb hier eine geheime revolutionäre Druckerei, bis er von der politischen Polizei ermittelt wurde. Er soll den Händen seiner Peiniger unter abenteuerlichen Umständen entronnen sein. Ich komme mit einem mir bekannten polnischen Herrn in ein Gespräch über das Legionärwesen. Er äußert sich sehr wegwerfend über die Legionäre, die die uniformierten Nachfolger der berüchtigten Kampfesorganisation der „Polnischen Sozialistischen Partei“ (kurzweg P. P. S. genannt) seien. Ich nehme sie in Schutz und sage, daß die Angehörigen der Partei in dem Augenblick eine Läuterung erfahren haben, wo sie nicht mehr im Versteck ihre für den Meuchelmord bestimmten Bomben herstellen, sondern bereit seien, auf freiem Felde für ihre Ideale zu kämpfen und zu sterben.

Auf der Petrikauer Straße finde ich Fahrdamm und Bürgersteige voller Menschen. Ein jüdischer Geschäftsfreund schließt sich mir an und schildert seine Sorgen. Er ist Russenfeind und „polnischorientiert“ und befindet sich mit vielen seiner Stammesgenossen in einem ihnen wehtuenden Gegensatz zu den hiesigen Polen, die seit Ausbruch des Krieges, insbesondere aber seit den großfürstlichen Versprechungen, „russischorientiert“ sind. Er bleibt bei seiner Seelenmalerei, auch als ich über Menschen und Dinge einige ironische Äußerungen fallen lasse. Ich höre von seinen schlaflosen Nächten, von dem Kummer über seine in aller

Welt zerstreuten Verwandten und den Befürchtungen, die sich an die — er sieht sich gewohnheitsmäßig um und rückt mir näher — bevorstehende Wiederkehr der Russen knüpfen, weil die unteren polnischen Bevölkerungsschichten sich auf tausendfache Angebereien gegen Deutsche und Juden vorbereiten. Er schließt mit der Frage: „Wer ist vor wem sicher?“

In der Altstadt trennt sich mein Gefährte von mir. Er fühlt sich hier nicht mehr sicher. Aufgeregte Gruppen stehen vor einigen jüdischen Läden. Pogromstimmung. Die Miliz beschlagnahmt Petroleum, das von jüdischen Spekulanten mit 30 Kopeken für das Quart verkauft wurde. In der Nähe der Wartehalle der Zgierzer elektrischen Fernbahn stehen drei in Lodz zurückgebliebene Wagen. Der Verkehr nach Zgierz ist untersagt. Den Zgierzern, die hier gruppenweise stehen, wird der Rat gegeben, nach Alexandrow zu fahren und zu versuchen, von dort aus zu Wagen oder zu Fuß nach Zgierz zu kommen. Überall wird über die bevorstehenden Ereignisse gesprochen. — Ich gehe weiter und komme durch Radogoszcz. Man sagt mir, daß am Neubau des jüdischen Irrenasyls Schützengräben aufgeworfen werden. Ich richte an einzelne Gruppen der vor ihren Türen stehenden Bewohner Fragen; man antwortet zögernd und wortkarg und überlegt jedes Wort. Die Gesichter der Juden sind bleich; Frauen und Männer schauen verängstigt nach der Richtung Zgierz. Sie denken weniger an die etwa in der Nähe sich entwickelnden Kämpfe, als mehr an die Kosaken, ihre Knuten und Gewohnheiten, denen sie während eines zwölftägigen Traumes für immer entrückt zu sein glaubten.

Juljanow ist in Sicht. Vor dem jüdischen Irrenhause steht eine Militärabteilung, die niemand weiter läßt. Rechts und links sind Gräben aufgeworfen. Auf dem höchsten Punkt der Chaussee bei Juljanow werden Erdbefestigungen sichtbar. Es scheint, daß dort Maschinengewehre aufgestellt sind, die in gerader Linie die Chaussee nach Zgierz bestreichen können. — Ich schaue nach Zgierz hinüber. Infolge des fehlenden Straßenverkehrs liegt die Gegend ruhiger als sonst vor mir. Welches Schicksal droht uns aus jener Richtung? Wird den Russen der große Umgehungsversuch, von dem man in der Stadt spricht, gelingen? Sollte Lodz dennoch der Schauplatz von Kämpfen werden?

20. Oktober. Ein Zug deutscher Landsturmleute hat die Absicht, russische „Wodka“ kennen zu lernen, schwer büßen müssen. Bei den Sprengungsarbeiten auf dem Kalischer Bahnhof fielen den Soldaten auch einige Kisten mit denaturiertem Spiritus in die Hände. Ohne sich über die Beschaffenheit des Getränks klar zu sein, kosteten sie den Spiritus, dessen Geschmack sie durch Beimischung von Himbeersaft zu verbessern suchten. Alle erkrankten an Vergiftungserscheinungen. Elf Mann mußten ihre

Unbedachtsamkeit mit dem Tode büßen. Gestern nachmittag zog eine aus Petrikau kommende Abteilung Legionäre mit Fahne und klingendem Spiel in Lodz ein. Heute früh begegnete ich einer ihrer Trainkolonnen. Auch kleine Autos der Legionäre beginnen zu verkehren. Ein junges, kaum fünfzehn Jahre altes Bürschchen, dessen Pferd vor der Elektrischen scheut, wird allgemein bedauert. Die Stimmung zerreißt durch die Worte eines polnischen Arbeiters, der dem jungen Kriegsfreiwilligen zuruft: „Ei, wie wirst du laufen, wenn die Kosaken dich mit ihren Knuten bearbeiten werden!“

Erst heute wird bekannt, daß die deutschen Truppen in Lodz in der Nacht von vorgestern auf gestern ernsthaft mit einem Rückzug rechneten. Die Sachen waren gepackt. Alles stand in Alarmbereitschaft. Erst im Laufe des gestrigen Tages trat wieder normaler Zustand ein. Die in Privatquartieren liegenden Militärs teilten ihren Wirten mit, daß sie nun wieder hier bleiben werden. — Unsere Zivilstrategen nehmen an, daß die Umgehungsabsicht der Russen vereitelt wurde und daß frische deutsche Kräfte, die aus Thorn gekommen sein sollen, den russischen rechten Flügel angriffen.

Die Schützengräben in Radogoszcz sind gestern noch vermehrt worden. Einzelne Hausbesitzer mußten ihre Wohnungen räumen und in die Stadt ziehen. Auch die Elektrische nach Alexandrow hat infolge eines militärischen Befehls den Betrieb einstellen müssen. Heute hat wieder Beruhigung Platz gegriffen. Die elektrischen Fernbahnen nach Zgierz und Alexandrow verkehren wieder.

21. Oktober. Ein jüdischer Kaufmann aus Lodz klagte mir heute früh sein Leid. Bei Ausbruch des Krieges habe er mit seiner Familie in einem deutschen Kurort geweilt. Die wiederholten Bemühungen, nach Lodz zu kommen, seien ergebnislos verlaufen. An der Grenze haben sie noch lange Kreuz- und Querzüge machen müssen, bis sie die Erlaubnis erlangten, über Wilhelmsbrück und Sieradz in die Heimat zu fahren. In Lask wurde ihm gestern gesagt, Lodz sei schon wieder in russischem Besitz, die Pabianicer Elektrische verkehre nicht mehr, er möge die Hoffnung, Lodz zu erreichen, aufgeben. Er sei in einer fürchterlichen Stimmung gewesen, weil ihnen bevorstand, nach allen Erlebnissen, „die drei dicke Bücher füllen können“, angesichts der Heimat wieder umkehren zu müssen.

Die „Gutunterrichteten“ in Lodz erzählen, daß die öffentlichen Gebäude in Lodz, wie Reichsbank, Post und auch das Eckhaus Rozwadowska und Neue Promenade — in dem früher der Polizeibezirk und jetzt deutsche Truppen untergebracht waren — unterminiert seien, um in der Stunde des Rückzuges der Deutschen als „Wiedervergeltung für Ostpreußen“ in die Luft gesprengt zu

werden. Daß auch ernste Menschen diesen Erzählungen Glauben schenken, erfuhr ich heute in der Handelsbank, wo die Fenster, in Erwartung der Sprengung der gegenüberliegenden Reichsbank, offen gehalten wurden, um die Scheiben vor den Wirkungen des Luftdruckes zu schützen.

Der Haß gegen die einheimischen Deutschen und das Angebertum der hiesigen Bevölkerung zeitigt häßliche und schmachvolle Erscheinungen. Ein Pastor aus dem Kalischer Gouvernement ist vor einigen Wochen mit zehn seiner angesehensten Gemeindeglieder als „Organisator der deutschen Spionage" an einem Sonntag vor Beginn des Gottesdienstes von einer Kosakenabteilung, die Kirche und Pfarrhaus umstellt hatte, verhaftet und auf dem Etappenwege über Lodz nach Warschau geschickt worden.

22. Oktober. Die Kommandantur hat für heute eine Pferdemusterung angeordnet. Sämtliche Pferde müssen vorgeführt werden. Eine große Zahl von Pferden wird requiriert.

Zwischen Skierniewice und Lowitsch soll eine Schlacht im Gange sein.

Zeitungsnachrichten bestätigen das vor einigen Tagen in Umlauf gewesene Gerücht, daß eine große russische Kavallerieabteilung westlich Sochatschew eine Umfassung des linken deutschen Flügels versuchte, aber zurückgeschlagen worden sei. Die deutsche Bevölkerung unserer Stadt, die schon sehr aufgeregt war, beruhigt sich.

23. Oktober. Die Lodzer Abteilung der Legionäre gibt eine Zeitschrift „Do broni" heraus; sie ist berufen, dem Legionärwesen Anhänger und Rekruten zu verschaffen. In den letzten Tagen sind die Legionäre zahlreicher aufgetreten, so daß sie zu einer bekannten Erscheinung in unserem Straßenbild werden. Auch in der näheren und weiteren Umgebung der Stadt tauchten sie auf. Allenthalben wird über sie geklagt. Sie entwöhnen die Bauernburschen, denen sie goldene Berge versprechen, noch mehr von der Arbeit und „requirieren" nicht nur für ihre militärischen, sondern auch für ihre persönlichen Bedürfnisse. Das alte ungebundene Leben der „Kampfesorganisation" mit ihrer „Expropriationsstrategie" scheint sich zu wiederholen. — Ein Lodzer Pole meint: „Die Legionäre werden mit ihrer Agitation kein Glück haben, da sie, leider, Feinde markieren! Der Schriftsteller Gustav Danilowski, der als Offizier in Lodz weilt, schrieb einen schönen Artikel; ohne Zweifel würde er bei den Polen zünden, wenn er gegen die Deutschen gerichtet wäre! Das politische Vertrauen zu Deutschland existiert bei den Polen russischer Untertanenschaft nicht mehr!"

Vor einigen Tagen sind die Fußböden der Reichsbank — in der die Legionäre ihr Quartier aufgeschlagen haben — und

der Handelsbank von einer deutschen Militärkommission untersucht worden. Der Kommandantur soll gemeldet worden sein, daß die russische Reichsbank vor ihrem Verschwinden eine Million Rubel in Gold in einem geheimen Versteck zurückgelassen habe.

24. Oktober. Ein anderssprachiger Bekannter, der sich etwas auf sein philosophisch geschultes Denken einbildet, versteigt sich heute zu einem Lobpreis der russischen Kriegsführung. Die Greueltaten in Ostpreußen seien durch die Schuld der Bevölkerung, die auf russische Patrouillen schoß, verursacht worden. Vor Warschau hätten die Deutschen jetzt ungeheure Schlappen erlitten. Alle Zeitungsnachrichten aus deutschen Quellen über die gegenwärtigen politischen und kriegerischen Ereignisse müßten, um als Schilderung der Wirklichkeit gelten zu können, in ihr Gegenteil umgekehrt werden. Die Vorkommnisse in Kalisch und Löwen seien allein durch die Deutschen verschuldet, die als „Schrittmacher der Kultur" auch dann nicht berechtigt waren, mit äußerster Strenge vorzugehen, wenn es erwiesen gewesen sei, daß die Einwohner auf deutsche Truppen geschossen haben. Der neuzeitliche Geschichtsphilosoph übersprudelt mich mit haßerfüllten Äußerungen über den „preußischen Militarismus", als ich seine „doppelte Buchführung" ironisiere.

Der Lodzer Pöbel plünderte gestern und heute die Station Karolew der Lodzer Ringbahn. Bei den Sprengungen der Gebäude war Feuer entstanden. Und das, was das Feuer übrig ließ, wurde von der vom Zerstörungstrieb befallenen Volksmenge auseinandergeschleppt.

25. Oktober. Das Ausbleiben von Kriegsnachrichten über die Ereignisse der letzten Tage läßt die Vermutung, daß eine große Wendung in der Entwicklung der Kämpfe eingetreten sei, fast bis zur Gewißheit reifen. Es wird viel geraunt, man zieht Folgerungen und stellt täglich neue Hypothesen auf.

Während wir heute vormittag in der Pabianicer Kirche weilen, erfolgen zwei Detonationen. Der Verkehr der elektrischen Fernbahn ist unterbrochen, weil in Rokicie die über die Chaussee führende Brücke gesprengt wird. Auch am Nachmittag erfolgen einige Sprengungen. In der Elektrischen geben zwei junge Polen ihrer Freude über das Ende der „preußischen" Herrschaft unverhohlen Ausdruck. Sie schimpfen über die „Kulturrtreggerr", die während ihres zweiwöchigen Hierseins ihre Kulturhöhe lediglich im Zerstören bekundeten und ergehen sich in giftigen Redensarten über „deutsches Barbarentum". Der eine von ihnen, der sich besonders hervortut und wie ein kleinstädtischer Spießer die großen Dinge des Weltgeschehens aus seinem engen Gesichtswinkel bewertet, läßt sich „Herr Ingenieur" nennen. Wir sind erstaunt über die Beschränktheit seines Denkens. Es ist das ewige Unvermögen, deutsches Wesen zu verstehen. Mit strahlendem

Gesicht erzählt er, daß die Kosaken bereits in Sieradz seien, daß die deutsche Armee umzingelt sei, so daß es für sie kein Entrinnen mehr gebe. Eine polnische Dame meldet sich: sie habe heute früh bei Sieradz über die Warthe gesetzt; in Sieradz sei sie keinem Kosaken begegnet, das Leben dort gehe seinen gewöhnlichen Gang. Der Ingenieur ist erbost; er erkundigt sich nach der Stunde ihrer Abfahrt und will ihren Worten nicht Glauben schenken. Als sie fest bleibt, macht er allerlei geheimnisvolle Andeutungen, als ob er noch mehr wüßte.

26. Oktober. Die elektrische Fernbahn hat durch die gestrigen Sprengungen Betriebsstörungen erlitten. Das Kabel mußte zerschnitten werden. Vor der Eisenbahnbrücke in Rokicie müssen wir umsteigen, auf der anderen Seite der Brücke steht ein Wagen der Zgierzer Elektrischen, dessen Motor vom Strom der Lodzer Straßenbahn gespeist wird. In der Wartezeit klettern wir auf den Bahndamm und besichtigen die zerstörten Brücken. Die Brücke über die Landstraße in Alt-Rokicie, dicht an der Chaussee, ist ganz in sich zusammengesunken. Unten sind unsere fleißigen Holzdiebe dabei, die vom Brückenwerk losgelösten Bahnschwellen auseinanderzuschleppen. Die eiserne Brücke über die Chaussee ist an einigen Stellen gesprengt, die Schienen sind nach unten oder oben gebogen, die Eisenplatten weisen einige Löcher auf, aber die Brücke als zusammenhängendes Ganzes steht noch. In der Nähe sind die Dächer von Sprengstücken oder durch den Luftdruck eingedrückt. Die Fenster der umliegenden Häuser waren ausgehoben und sind unbeschädigt geblieben. Man erzählt uns von einigen Unfällen. Ein Mann wurde durch ein Eisenstück verletzt; ein anderer soll den Verstand verloren haben. Die die Sprengungsvorbereitungen beaufsichtigenden Offiziere hatten die Nachbarschaft vorbereiten lassen; sie trifft also keine Schuld.

Am Nachmittag mache ich einen Spaziergang nach dem Rudaer Wald. Auf der Chaussee wird eifrig an der Ausbesserung gearbeitet. Einige hundert Arbeiter sind hier unter Aufsicht pfeifenrauchender Landstürmer beschäftigt, die Löcher auszufüllen und die jahrelang liegengebliebenen und fast zu historischen Stätten gewordenen Unebenheiten zu beseitigen. Man muß staunen über das, was die Leute in zwei Tagen geleistet haben! Autos, die wohl aus Petrikau kommen, flitzen vorbei. — Im Walde finde ich die Holzräuber an der Arbeit. Es ist ein planloses Hantieren. Hier ist eine Partie dabei, gemeinsam einen Baum zu fällen, dort werden Stämme zersägt und an einer dritten Stelle zerhackt man Äste. Ein altes Mütterchen hat sich mit einem Sack Kleinholz beladen; es geht über ihre Kräfte, sie stöhnt, setzt ab, geht wieder ein Stück und setzt aufs neue ab. Andere Frauen haben Äste zusammengebunden und hinten und vorn einen Bund hängen. Interessant sind die vielen Schieb-,

Schleif- und Fahrgelegenheiten. Man bewundert die Erfindungsgabe unserer Leute und bedauert, daß sie nicht einer besseren Gelegenheit nutzbar gemacht wurde. Hundertfünfzig Morgen Wald sind vernichtet worden. — An einer Stelle des Waldes stoße ich auf einen bekannten polnischen Herrn. Er erzählt mir von seinem Schaden. Vor einigen Wochen noch hat ein Holzhändler ihm 3000 Rubel für die Abholzung seiner Waldparzelle geboten. Er rechnete sich einen Holzerlös von 4500 Rubel aus und forderte diesen Betrag. Der Holzhändler verzichtete auf das Geschäft und meinte: „Sie werden sehen; in einigen Wochen wird man Ihnen gar nichts bieten!“ Und das prophetische Wort des Geschäftsmannes ist in Erfüllung gegangen. Als die Menge bei der Vernichtung der Gutswaldungen war und einzelne bereits Abstecher in die nächsten Privatparzellen machten, stellte er sich an seinen Stacheldrahtzaun und redete den Leuten zur Vernunft. Man lachte ihn aus und rief ihm höhnisch zu: „Sie sind wohl Polizeispitzel! Wenn Sie nicht sofort schweigen, so kriegen Sie eins drauf!“ Der neue Stacheldrahtzaun wurde niedergetreten; das Verwüstungswerk begann nun auch hier, er mußte ohnmächtig zusehen. Nun rettete er den Rest der Bäume; einige Arbeiter stellten Klafternholz zusammen.

27. Oktober. Mit der Pabianicer Fernbahn konnte ich heute nur bis zur Kraftstation gelangen. Es hieß, die Lodzer Kommandantur habe jeden Verkehr auf der Strecke Zgierz—Lodz—Pabianice, der Petrikauer Straße und ihren Ausläufern verboten, da der Durchmarsch großer Truppenmengen erwartet werde. So ging ich zu Fuß weiter. Auf der gestern noch mit hastiger Hand ausgebesserten Rzgower Chaussee wogte es in ununterbrochenen Kolonnen heran: Infanterie, Artillerie, Kavallerie und Train. In Rokicie packten einige Wagenführer ihre Ladungen aus, die aus Kisten mit Keks bestanden. Die den Kisten entnommenen Pakete wurden an die vorbeimarschierenden Truppen mit der Losung „Weitergeben!“ verteilt. Es war eine Freude der Verteilung zuzusehen. Welch ein Unterschied gegen das russische Heer! Als ich an einem heißen August-Nachmittag einer vor unserem Hause rastenden russischen Dragonerabteilung einen Korb mit Birnen zur Labung hinausschickte und um Verteilung des Inhaltes ersuchte, wurde zwar auch rasch zugegriffen, aber doch so, daß einzelne die Beute erhielten und die anderen das Nachsehen hatten. — Aus Lodz kamen einige Abteilungen Legionäre mit ihrer Musikkapelle. Die deutschen Soldaten riefen: „Spielen! Spielen!“ doch ohne Erfolg. In Rokicie hörte ich, daß die deutschen Truppen aus Tuschin kämen, wo sie übernachteten. Ein Offizier soll sich geäußert haben, daß sein Korps schon in Belgien und Ostpreußen gekämpft und nun nach Polen verschlagen sei. Vermutungen werden geäußert, daß das Militär

auf dem Wege nach Strykow sei, wo eine Schlacht — vielleicht die Entscheidungsschlacht um den Besitz von Lodz — bevorstehe. Die jungen Mannschaften müssen viele Märsche hinter sich haben, sie sehen strapaziert aus. Der schwere Tornister zieht ihre Schultern herunter. Sie suchen sich die Last zu erleichtern, indem sie die Hände unter die Tornister stecken und sie nach oben schieben. — Bekannte Herren, die ebenfalls zu Fuß in die Stadt zu kommen versuchten, kehrten zurück und berichteten, daß die Straßeneingänge abgesperrt seien und Zivilisten in die Stadt nicht gelassen werden. Ich biege nach Chojny ab und gelange im großen Bogen über Wiesen und Moorflächen nach dem im embryonalen Zustand sich befindenden Anfang der Widzewer Straße. An der Ecke der Zarzewer Straße stoße ich auf eine Menschensammlung. Um die Ecke fahren in unübersehbarer Reihe Geschütze. Die Mannschaften singen vaterländische und Heimatslieder. Zwei deutsche Frauen, echte „Neuschlesierinnen", äußern ihr Erstaunen, daß die „Preußen" wirklich „daitsche" Lieder singen. Ich schließe mich der Artilleriekolonne, die in die Emilienstraße einbiegt, an und gelange über die wie ausgestorben daliegende Widzewer, Haupt- und Evangelische Straße zur Petrikauer Straße, wo ich in einer Konditorei den Einzug des deutschen Militärs, das vor der Stadt Rast gemacht hat, abwarte. Kurz vor ein Uhr kommen die ersten Abteilungen. Ihnen folgen in zwei Reihen, auf der rechten und linken Seite des Fahrdammes Fußtruppen und Artillerie. Der Zug will kein Ende nehmen. Die Mannschaften haben die Konditorei entdeckt: viele springen von ihren Geschützen herunter und strömen mit den Infanteristen hinein. Back- und Zuckerwaren und Schokoladen werden in Massen eingekauft. Die ganze Familie des Besitzers samt Bäckerei- und Ladenpersonal wird zur Bedienung der in und vor dem Laden sich drängenden Käufer herangeholt. In einer Stunde ist der Laden ausgeräumt. An den Tischen entwickelt sich ein fröhliches Kaffeehaustreiben. Man ist froh, nach langen Zeiten der Entbehrung sich wieder einmal die Genüsse, die die Konditorei zu bieten hat, zu verschaffen. „Ganz wie in der Heimat!" sagt ein langer Artillerist, dessen großer Kriegerbart gar nicht zu seinem jugendlichen Gesicht passen will, als er beim Öffnen der Tür das rege Leben an den Tischen beobachtet. — Zwischen den beiden Straßenkolonnen sausen Autos mit Stabsoffizieren und einigen Zivilisten durch. — Einzelne Pferde, Opfer der Überanstrengung, fielen. Wo auf ein Aufkommen nicht mehr zu rechnen war, setzte ein Gnadenschuß aus einem Revolver dem Leben des treuen Zuggefährten ein Ziel.

Die Kommandantur beansprucht eines der örtlichen Spitäler zur Aufnahme von Verwundeten. — Ein bei Ozorkow gefallener deutscher Offizier, Leutnant J. v. Schwerin, wird auf dem evan-

gelischen Friedhof in Doly beerdigt. — Zwischen unserem auf Raub ausziehenden Janhagel und der Miliz kam es heute früh wieder zu einem Kampf. Es gab auf beiden Seiten Verletzte.

28. Oktober. Artillerie und Infanterie zogen heute früh in kleineren Abteilungen an unserem Hause vorüber nach Pabianice. Auch nach Tuschin sollen einige Batterien der gestern von dort gekommenen Artillerie zurückgeschickt worden sein. Es sind manche Fragen, die uns beschäftigen und auf die wir gern Auskunft erhalten möchten. Das in Lodz eingetroffene Militär ist nicht zur Schlacht geschickt worden, sondern verlebt heute in Lodz einen Rasttag. Alle Kasernen, Polizeibezirke und andere Gebäude sind durch Einquartierungen besetzt. Husaren, Kürassiere, Dragoner, Ulanen, auch österreichische Husaren, die zum ersten Mal in Lodz auftauchen, sind vertreten. Vor dem Grand-Hotel herrscht reges Leben. Militärautos kommen und gehen.

Heute früh hörten wir auf dem Lande Geschützdonner aus der Richtung Zgierz. In der Stadt verschlang der Straßenlärm das Dröhnen der Kanonen. In Lodz wußte man nichts von dem in der Nähe sich abspielenden Artilleriekampf. Gar zu gern hätte ich die militärische Lage ergründet. Ich fuhr mit der Elektrischen nach Zgierz. Hinter dem Zgierzer Friedhof, in der Nähe der zerstörten Bahnbrücke, hatte sich auf einem Hügel ein Häuflein Schlachtenbummler angesammelt. Vor Strykow stand deutsche Artillerie, die Batterienfeuer gab. Infanterie schwärmte in Schützenketten aus, es sah wie Vorbereitung zu einem Angriff aus. An einer Stelle flammte ein von den Russen in Brand geschossenes Gehöft auf. Die Luft war klar. Von unserer Anhöhe hatten wir eine gute Übersicht. Hoch über uns kreiste ein Flieger, er nahm den Weg nach Lenczyce und verschwand zeitweise in den Wolken. Nach kurzer Zeit kam er zurück. Als er über unseren Köpfen war, machte es den Eindruck, als ob er stehe. Der Haufen stob auseinander. Es konnte ja ein russischer Flieger sein, der die Ansammlung auf dem „Feldherrnhügel" fälschlich für einen deutschen Stab hält und ihn mit einer kleinen Bombe zu begrüßen sucht. — Am Nachmittag war das Schießen verstummt.

Die Bäckereien waren genötigt für das Militär zu backen. Mehl und Brot sind in Lodz knapp geworden. Viele Bäcker mußten ihre Läden schließen. Für das Pfund Brot werden heute schon 6 Kopeken verlangt.

Weil heute ein Teil der gestern angekommenen Truppen nach der Richtung Rzgow abmarschierte, ist der größte Teil unserer polnischen Bevölkerung überzeugt, daß das deutsche Heer in Lodz eingeschlossen sei und nicht mehr ein noch aus weiß.

Bei einem Einkauf schildert mir die jüdische Besitzerin einer Papierhandlung ihre Befürchtungen. Sie habe viele Ansichtskarten an das deutsche Militär verkauft und gestern bei dem

Einzug der Truppen einem Soldaten, der ihren Laden betrat, auf seine Bitte ein Glas Wasser gereicht. Er habe sich auf einen Stuhl niedergelassen und sich mit ihr unterhalten. Diese harmlose Szene sei beobachtet worden. Die Polen drohen den Juden und einheimischen Deutschen mit dem Verrätertode, dem Gehängtwerden. Sie habe heute das Herz gefaßt, einen Offizier, der Einkäufe machte, zu fragen, ob es wahr sei, daß die deutsche Armee umzingelt sei. Da habe er unmutig geantwortet: „Wie können Sie nur solchen Unsinn glauben? Wir führen das russische Heer und bringen es dorthin, wohin wir es zu haben wünschen!“

Deutscher Rückmarsch.

29. Oktober. Seit frühem Morgen finden Truppendurchmärsche statt. Ein Landstürmer, der hinter seinem Bataillon zurückgeblieben war, grüßt beim Vorübergehen. Ich frage: „Wo geht es denn hin?“ Er antwortet: „Zurück! Wir haben die Russen 'n bissel verhauen und gehen jetzt in die Heimat!“ — Ein anderer Nachzügler äußert sich zu den vor unserem Hause stehenden Nachbarn, es beginne in Polen unwirtlich zu werden, da wolle man in Breslau Winterquartiere beziehen.

In den Morgenstunden hörten wir in der Richtung Pabianice einzelne Kanonenschläge. Sollte den Russen dennoch eine Umgehung der deutschen Armee gelungen sein? Um den Stand der Dinge zu erkunden, fuhr ich am Vormittag nach Pabianice. Auch hier sind die Detonationen gehört worden, aber sie schienen aus der Richtung Lodz zu kommen. Man vermutet, daß noch Sprengungen an der Bahnlinie vorgenommen wurden. In den letzten beiden Tagen und Nächten fanden große Truppendurchmärsche durch Pabianice statt. Heute früh ist der Stab einer Armee eingetroffen. Um elf Uhr will ich nach Lodz fahren, da heißt es, die Elektrische fahre nicht mehr, militärischerseits sei der Betrieb verboten worden. Ich muß zu Fuß nach Hause gehen. Das Ungewisse der Lage peinigt mich, so beschließe ich die Strecke bis Lodz zurückzulegen. Die Straße ist menschenleer und ohne Wagenverkehr. An der Mündung der Rzgower in die Pabianicer Chaussee befindet sich ein Infanterie-Regiment in Ruhestellung. Vor dem freien Platz beim Friedhof in Rokicie sind Gewehrpyramiden aufgestellt. Ich erkundige mich bei dem Posten, ob es statthaft sei, nach Lodz zu gehen, und setze meinen Weg am Gleise der Elektrischen fort, als die Frage bejahend beantwortet wird. Die Bahnstrecke wird von der Rokicier Miliz bewacht, die auch darauf achtet, daß Fenster und Türen geschlossen gehalten werden. Bei den Brücken und auch auf freien Plätzen und hinter den Häusern vor der Stadt stehen Militärposten. Von rechts her tönt

Kanonendonner. Auf dem Leonhardtschen und dem Geyerschen Ringe stehen einige Kompagnien. Ein Offizier erteilt an der Schleife der Straßenbahn den eingeschüchterten Wagenführern mit weithinschallender Stimme Befehle. In den Wagen der Straßenbahn sind nur vereinzelte Fahrgäste. Auch die an anderen Tagen zu dieser Stunde überfüllte Petrikauer Straße ist heute leer. Die Miliz hat jeden Straßenverkehr untersagt. Ich beeile mich mit meinen Besorgungen. Man erzählt mir, daß die Einwohner von Neusulzfeld (Nowosolna) aus Furcht vor der angedrohten Beschießung in die Stadt geflüchtet seien; in Widzew habe man Geschütze aufgestellt. Die Stadt machte mit ihren leeren Straßen und den verängstigten Mienen ihrer Einwohner einen noch unheimlicheren Eindruck als die vom Militär besetzte Chaussee. Auf dem Rückwege werde ich von der Miliz angehalten; sie will mich nicht aus der Stadt lassen. Ich muß Erklärungen geben. Am Geyerschen Ringe ruft mich ein Zeitungsjunge an; er zeigt mir mit verschmitzter Miene unter seinem Rock den verbotenen „Kurjer Warszawski", den er feilbietet. Ich bin froh, als ich mich wieder auf der Chaussee sehe und beschleunige meine Schritte, die Dämmerung naht. Der Kanonendonner ist näher gerückt. Anscheinend beteiligen sich auch jetzt die in Widzew und Ruda aufgestellten Geschütze an der Unterhaltung der Artillerie. Eine Anzahl für den Verwundetentransport eingerichteter Wagen der Lodzer Straßenbahn fahren mit Verwundeten nach Pabianice. Auf der Pabianicer Chaussee finde ich noch alles unverändert. Hinter Wolffówka scheint das Leben still zu stehen. Kein Mensch, kein Tier auf der Straße; alle Häuser geschlossen. Kurz vor unserem Hause holt mich eine Kavalleriepatrouille ein. Ich werde angehalten: „Sprechen Sie deutsch?" „Ja!" „Wie heißt die nächste Stadt?" „Pa—bia—ni—ce." „Wie weit ist es noch bis dahin?" „Fünf Kilometer!"

Kaum hatte ich mit dem Vorlesen der mitgebrachten Zeitungen begonnen, als am Tor geläutet wurde. Mit der Vorahnung, daß uns heute abend noch etwas besonderes bevorstehe, ging ich hinaus. Auf dem Hofe begegne ich einem Offizier, der sich vorstellt und in höflichster Form um Aufnahme von drei Offizieren und einer Anzahl Pferde für die Nacht ersucht. Ich zeige die vorhandenen Hofräume; er findet, daß fünfzehn Pferde untergebracht werden können. Er muß aber noch mehr Pferde einstellen; er spricht von einer Trainkolonne, die hier ihre Ladung abgeben müsse. Ich weise ihm den Weg zu Nachbarn, die größere Stallungen und Scheunen besitzen. Meine Frau trifft Vorbereitungen zur Aufnahme der Offiziere. Da wird wieder an der Glocke gezogen und als ich hinausgehe, sehe ich mich einigen Offizieren gegenüber, die mir mitteilen, daß wir eine ganze Sanitätskompagnie als Quartiergäste bekämen. Ich spreche von der Ansage des zuerst

erschienenen Offiziers; man sucht an Tor und Tür nach Kreideaufschriften, die eine Inbesitznahme des Quartiers melden, findet aber keine und meint, die Herren müßten sich ein anderes Quartier beschaffen. Wir zeigen unsere Zimmer und Schlafgelegenheiten. Eine Einigung über die Zahl der aufzunehmenden Sanitätsoffiziere war bald erzielt; einige jüngere Herren werden zu einem polnischen Nachbarn geschickt, als ich erwähne, wie gefährlich es für die einheimischen Deutschen sei, wenn sie als Quartiergeber bevorzugt werden. Meine Frau sucht Unmögliches möglich zu machen und mit unserem morgigen Mittagsbraten und sonstigem Notbehelf eine Mahlzeit für acht Personen fertig zu machen. Und es gelang. Die Herren waren überrascht, wieder einmal an einem sauber gedeckten Tisch sitzen zu können und äußerten sich darüber, wie sehr sie während des viermonatigen Feldzuges reine Tischwäsche entbehrt haben. Ein einziges Mal hätten sie den Vorzug gehabt, sich an einem gedeckten Tisch niederzulassen; in Lüttich, bald nach der Einnahme der Festung, im Hause des gefangen genommenen Gouverneurs, der die auf den Tisch gebrachten Speisen „vorkosten“ mußte. Seitdem habe der Krieg sie nach den zerstörten Wohnstätten Ostpreußens und über Galizien in das Gouvernement Radom von Iwangorod, und von hier über Neusulzfeld und Widzew, wo sie heute standen, zu uns geführt. Bei Krakau habe die Sanitätskompagnie auf einem Gutshofe gelegen, wo die Damen des Hauses nicht versäumten, bei den Mahlzeiten ihre Geschmeide zur Schau zu stellen, während auf dem Tisch eine unsaubere und reparaturbedürftige Decke lag. Und es reiht sich noch manch anderes Beispiel von den Entbehrungen an, die der Krieg dem Kulturmenschen auferlegt. Wir sprachen auch über den Rückzug der deutschen Armee, über seine Ursache und die zu erwartenden Wirkungen. Ich erwähne, wie sehr gerade hierzulande, wo man die russischen Truppen für unüberwindlich halte, das Waffenansehen der deutschen Armee leiden werde. Der Oberstabsarzt ist zuversichtlich und vertrauensvoll. Den Zweck des Rückzuges sähen die Offiziere auch nicht ein, doch sie verlassen sich auf Hindenburg. Auch in Ostpreußen hätten sie manche Rückzüge machen müssen, und manchmal, wenn die Plage, niemals zur Ruhe zu kommen, bei den ausgedehnten Tag- und Nachtmärschen besonders fühlbar gewesen wäre, erschienen ihnen die Bewegungen sinnwidrig, bis dann der große Erfolg kam. Seitdem hätten sie unbegrenztes Vertrauen zu Hindenburgs Feldherrgenie; sie nähmen an, daß er auch jetzt wieder einen großen Schlag vorbereite. Die Herren hatten in der letzten Nacht kurz und schlecht geschlafen. So lag für sie das Bedürfnis vor, bald zur Ruhe zu kommen. Wir brachten sie in allen Zimmern unter; unsere Kissen reichten zur Not gerade noch aus.

Bis spät in der Nacht dauerte der Durch- und Zuzug. Noch um ein Uhr kamen einzelne Sanitätssoldaten, die schon in Nachbar-

häusern geschlafen hatten, aber von neuangekommenen Truppen „hinausgeworfen“ worden waren. Sie behaupteten, daß alle Häuser überfüllt seien und baten um Überlassung eines Winkels; sie wollten auf blanker Fußbodendiele liegen. Ich suchte mit ihnen die letzten Heureste in der Scheune zusammen und trat meine Matratze ab, da man es nicht über sich gewinnen konnte, sie in dieser frostig-windigen Nacht hinauszuweisen.

30. Oktober. Ich verließ schon in der Morgendämmerung mein Lager. Meine Knochen spürten den harten Fußboden, den die dünne Unterlage kaum gemildert hatte. Auch die dreißig Kilometer, die ich am gestrigen Tage zurückgelegt hatte, verursachten einen Wadenkrampf. Beschämt errinnert man sich der großen Marschleistungen und der täglichen Anforderungen an Entsagung an die Truppen in diesem Feldzuge. — Auf dem Fußboden der Küche lagen zwölf Sanitäter. Im Hofe war die Feldküche bereits in Tätigkeit. Der Küchenmeister hatte den Weg zu Holzschuppen und Kohlenkeller auch ohne Nachfrage und ohne Schlüssel gefunden. Der Hof glich einem Heerlager. In zwei Linien aufgereiht standen sieben Wagen des Roten Kreuzes. In allen Hofgebäuden, sogar in der gedielten Backstube befanden sich Pferde; man hatte es fertig gebracht, vierzig Pferde unterzubringen. Die Soldaten erwiesen sich auch in anderer Beziehung findig. — In der Nacht war Frost eingetreten, verstärkt durch einen heftigen, schneidenden Wind. Trotzdem hatten es die halbentkleideten Soldaten nicht unterlassen, sich am Morgen an der Pumpe mit dem eisigen Wasser zu waschen.

Der in der Nacht erwartete Befehl zum Aufbruch war nicht gekommen, so konnten Offiziere und Ärzte am Morgen länger der Ruhe pflegen. Wir brachten noch einige Stunden der Unterhaltung am Kaffeetisch zu. Ansichten über die Ursache und Urheber des Krieges, die Treue der Deutschen in Rußland, die bevorstehenden Verfolgungen und die Entrechtung der nach Rußland verschlagenen Deutschen und die Kosakengreuel in Ostpreußen wurden besprochen. Inzwischen bot sich vor unseren Fenstern manches fesselnde Straßenbild. Deutsche Artillerie und Kavallerie, polnische Legionäre, eine Abteilung russischer Gefangener, darunter auch einige Zivilisten, zogen an unseren Fenstern vorbei. Und während die Herren an unserem Tische saßen und mit Seelenruhe auf den Befehl zum Aufbruch warteten, zeigten sich in den Nachbardörfern schon Kosakenpatrouillen. Einer der Offiziere, die die Trainkolonne führten und am gestrigen Abend bei ihrer Wiederkehr das belegte Quartier besetzt fanden, erschien mit der Mitteilung, daß unsere Wagenremise zu einer Haferverteilungsstelle eingerichtet worden sei. Sie hatten ihre Ladungen, die aus Hafer bestanden, an die durchziehende Artillerie verteilt und zogen jetzt mit leeren Wagen ab. Ein Unteroffizier wurde mit der Verteilung der Restmenge betraut.

Interessant war es zu beobachten, wie die Hafersäcke auf die Protzkästen der im beschleunigten Tempo vorbeifahrenden Artillerie geworfen und aufgefangen wurden. Vor unserem Tore hatten sechs Feldküchen ihre Mittagsmahlzeiten „beigesetzt". Die Wintervorräte im Gemüsekeller meiner Frau waren von den Köchen einer gründlichen Musterung auf ihre Verwendbarkeit unterzogen worden. Inzwischen hatten auch unsere Gäste den erwarteten Befehl erhalten und sich reisefertig gemacht. Sie verabschiedeten sich herzlichst und dankten für die Aufnahme, die ihnen „einen Lichtblick in ihrem Feldleben geboten habe". Unser Hof leerte sich, die Sanitätskompagnie nahm die ihr angewiesene Stelle in dem Gefüge der Nachhut des Rückzuges ein. — Ja, war denn das Bild, das sich vor uns in diesen Vormittagsstunden aufgerollt hatte, und das eher einem Manöver oder einer Probe militärischer Exaktheit glich, wirklich ein Rückzug? War mit dem Begriff des Wortes Rückzug nicht ängstliches Wesen, Furcht vor Überrumpelung durch den nachsetzenden Gegner und eilige Flucht verknüpft? Und die Truppen, die wir heute gesehen hatten, treten ihren Weg in guter Laune und ohne die Spur einer Furcht vor dem Kommenden an!

Nach einer Stunde folgte die leichte Artillerie, die in Chocianowice, unweit der Kraftstation der elektrischen Fernbahn, zur Deckung des Rückzuges aufgestellt war. Und dann kamen in Zwischenräumen noch kleinere Abteilungen Kavallerie, die die Telegraphensäulen gekappt und die Chausseebrücken gesprengt hatten.

Brot und Fleisch fehlten bei uns und im ganzen Dorfe. Aber auch in Pabianice sollen keine Nahrungsmittel vorhanden sein. Zur Mittagsmahlzeit hat es die Erfindungsgabe meiner Frau noch fertig gebracht, dem Magen etwas vorzutäuschen. Am Abend müssen wir ohne gegessen zu haben zu Bette gehen.

Die Russen sind wieder da!

31. Oktober. Der Nahrungsmittelmangel in unserem Hause bewog mich, heute zu Fuß nach Lodz zu gehen. Die Elektrische verkehrte nicht. — Am Morgen hatten Kosaken elf gefangene deutsche Soldaten an unserem Hause vorbei nach Lodz geführt. Auch in unserem Dorf war ein deutscher Soldat zurückgeblieben. Er erklärte, nicht mehr mitmachen zu können. Alle Häuser des Dorfes hatten vorgestern abend Einquartierung gehabt; am meisten die unweit der Chaussee gelegenen. In den Stuben unserer Einwohner war jeder Winkel belegt gewesen; die Nachzügler hatten sich unter Tischen und Webstühlen zusammengezwängt.

Auf der Chaussee begegnete ich dem ersten Kosaken. Er hatte einen Bauern angehalten und war nach erhaltener Auskunft,

wohl auf der Suche nach zurückgebliebenen deutschen Soldaten, querfeldein geritten. An der Dorfstraße in Chocianowice lag ein räderloser deutscher Patronenwagen. Wohl über hundert Telegraphensäulen waren auf der Strecke nach Lodz gekappt. Die Nerbrücke an der Kraftstation der elektrischen Fernbahn ist stark beschädigt. Nur in der Mitte kann ein leichter Wagen vorsichtig hinüberfahren. Das Teilstück der Brücke, das das Gleis trägt, ist infolge der Sprengung zusammengebrochen. Handwerker sind dabei, auf neuen Bohlen ein Verbindungsstück des Gleises festzumachen. An der Biegung, bei der Abzweigung nach Ruda, sind die Weichen gesprengt; die Kabelsäulen sind dort umgehauen. Die breite Holzbrücke über den Abflußkanal in Rokicie ist in sich zusammengebrochen. Sie wurde gesprengt und angezündet. Ein Einwohner schildert mir den schaurig-schönen Anblick der brennenden Brücke und bedauert, sie nicht photographiert zu haben. Hier an diesem Graben hatte sich noch gestern früh die Nachhut der deutschen Armee festgesetzt und in den umliegenden Häusern Verteidigungsstellungen eingerichtet. Die Fenster wurden ausgehoben und an den Fensteröffnungen Brustwehren aus Säcken, Matratzen usw. errichtet. Die Soldaten forderten die Einwohner auf, ihre Häuser zu verlassen, da hier Kämpfe zu erwarten seien. Die Russen rückten erst einige Stunden später nach. Unterdessen hatten sich die Deutschen zurückgezogen. An der Obermannschen Färberei warfen die Russen gestern abend Schützengräben aus. In den Häusern und Feldern in Rokicie übernachteten einige tausend Mann Infanterie; auch russische Geschütze waren aufgestellt.

Die eiserne Eisenbahnbrücke in Rokicie ist noch einmal, und zwar in der Mitte, gesprengt worden. Die beiden gesenkten Teile greifen in der Mitte der Straße ineinander. Ein darunter geschobener Wagen der Elektrischen mit zum Teil eingedrücktem Dach sperrt vollends die Straße.

In Rokicie traf ich einen Fabrikbesitzer, der auf der Suche nach Heu und Stroh für dreihundert in seinen Räumen untergestellte Artilleriepferde war. Er erzählt mir, daß die bei ihm einquartierten Menschen und Tiere hungrig und abgetrieben seien. Überall hätten sie leere Läden und Scheunen getroffen; die Deutschen seien ihnen beim Requirieren von Nahrungsmitteln zuvorgekommen. Offiziere und Soldaten erzählten von den zwölftägigen Kämpfen vor Warschau grauenvolle Einzelheiten. Erst am dreizehnten Tage hätten sich die Deutschen, sonderbarerweise ohne geschlagen zu sein, zurückgezogen. Die Russen hätten große Verluste gehabt; dreimal hätten die russischen Regimenter aufgefüllt werden müssen. Auf der ganzen Verfolgungsstrecke fanden die Russen die Dörfer von Vorräten entblößt; die Deutschen hätten alles aufgekauft.

Je mehr ich mich der Stadt nähere, um so mehr Kosaken und Infanteristen begegnen mir. Sie sehen verkommen und

verhungert aus; sie erwecken den Eindruck von Leuten, die sich seit Wochen nicht mehr gewaschen haben.

In Lodz sind alle Fleischwarenhandlungen und Bäckereien ausgeräumt. Brot und geräuchertes Fleisch werden mir von einer befreundeten Familie überlassen. — Die ersten russischen Truppen sind gestern vormittag in Lodz eingetroffen. Kosakenpatrouillen haben in verschiedenen Straßen einzelne zurückgebliebene deutsche Heeresangehörige gefangen genommen. Der Jubel über das Wiedererscheinen der Kosaken soll groß gewesen sein. Unsere kosakentreue Bevölkerung ist oder tut begeistert. Überall, wo Truppen durchzogen, wurden an die Offiziere Blumen und an die Soldaten Zigaretten und Eßwaren verteilt. Und auch mit Getränken wurden die Truppen bewirtet. Man flüsterte ihnen allerlei Lügen über die Juden zu und suchte sie in eine pogromlustige Stimmung zu bringen. Eine Abordnung, bestehend aus dem Vorsteher der Miliz, dem Oberrabbiner und einigen anderen Herren begab sich zum russischen Kommandanten, um zu bitten, die Juden gegen blutige Ausschreitungen zu schützen. Er versprach den erbetenen Schutz. Man traut aber dem Frieden nicht und befürchtet Gewalttätigkeiten gegen Juden und Deutsche.

Der „Rozwój" ist natürlich seit gestern wieder preußenfeindlich. Er erzählt eine Räubergeschichte von dem Überfall einiger „preußischen Marodeure" auf einen Ladenbesitzer.

Der russische Politiker Gutschkow, der jetzige Hauptbevollmächtigte des russischen Roten Kreuzes ist wieder in Lodz eingetroffen.

1. November. Die Angestellten der elektrischen Fernbahn haben im Laufe des gestrigen Tages die Schäden soweit beseitigen können, daß der Verkehr auf der Bahn heute wieder aufgenommen werden konnte. Ich besuchte die Kirche in Pabianice. Nach dem Sonntags-Gottesdienst wurden mit den Pabianicer Freunden die Erlebnisse der letzten Tage besprochen. — Am Abend des Rückzuges hielten sich in Pabianice eine Anzahl deutscher Bundesfürsten auf, so der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Herzog von Sachsen-Meiningen, der Fürst Reuß u. a. Auch die Herren aus der Begleitung des Fürsten verwahrten sich gegen die Annahme, auf dem Rückzuge nach einer verlorenen Schlacht zu sein. Man nähme aus strategischen Rücksichten einen Frontwechsel vor. — Seit gestern finden ununterbrochen Truppendurchzüge statt. Das Militär muß, da die Brücken auf der Chaussee zwischen Lodz und Pabianice zerstört sind, den Umweg über Rzgow machen. Der eisige Wind hält seit zwei Tagen an; heute scheint er noch an Stärke zugenommen zu haben. Die Soldaten, die ihre Baschliks über die Ohren gebunden und sich auch sonst vermummt haben und verhungert aussehen, dauern uns. — Ich äußere in einem Bekanntenkreise, daß man sich angesichts des Elends der russischen

Soldaten nicht wundern dürfe, wenn sie mit Forderungen in die Häuser treten. Als ich das Haus verlasse und meine Winterhandschuhe über die Hände streifen will, tritt ein Soldat aus den Reihen einer vorbeimarschierenden Infanterieabteilung auf mich zu, faßt die Handschuh an und sagt: „Barin (Herr), verkaufe mir deine Handschuhe.“ Der unerwartete Überfall überrascht mich unangenehm; ich ziehe die Handschuh heftig zurück und sage: „Sie sind nicht zum Verkauf!“ Ein Blick auf die blaugefrorenen Hände des Zudringlichen, der bei seinem Wunsche beharrt, in seine Tasche greift und mich fragt: „Barin, willst du einen Rubel?“ läßt mich den Fall mit anderen Augen ansehen. So sage ich: „Nimm sie als Geschenk; verkaufen kann ich sie dir nicht!“ — Unterwegs werde ich immer wieder von Soldaten angehalten, die zu wissen wünschen, wo Brot zu haben ist. In der Altstadt treten die auf den Straßen befindlichen Juden während des Durchmarsches der Soldaten in die Torwege.

Die russischen Streitkräfte sollen schon bis über Lask hinausgedrungen sein. Sie folgen den deutschen Truppen zögernd und bedächtig. Oder ist es nur der erschöpfte Zustand von Mensch und Tier, der diesen Eindruck macht? — Ein Bürger erzählt mir, daß er über Nacht in seinem Hause einen Artillerieobersten gehabt habe. Der Mann sei sehr ängstlich gewesen und habe zu seinem Schutze zwanzig Soldaten in einem Nachbarzimmer unterbringen lassen. Unter ihnen befanden sich ältere Leute, die dem Quartierwirt weinend gestanden, daß sie sich fürchten, der deutschen Armee nachzueilen, die so nahe ihrem Lande stehe, während die Russen in so weiter Entfernung von ihrer Heimat den Teufelskünsten der Deutschen ausgeliefert seien. — In einem anderen Bürgerquartier äußerte sich auch ein Offizier recht hoffnungslos über die Aussichten für das russische Heer, das den zur Vollkommenheit gediehenen technischen Hilfsmitteln der deutschen Armee nicht gewachsen wäre. — Ein russischer Oberst, der gestern mit den ersten Truppen ankam, meinte, daß Pabianice am Tage vorher in Gefahr war, von der russischen Artillerie, die schon in Rzgow stand, beschossen zu werden. Man habe in Rzgow erzählt, daß die Bevölkerung die Stadt verlassen habe, deshalb beabsichtigte man Granatengrüße an die in Pabianice sich aufhaltenden deutschen Truppen zu schicken. Vielleicht hat der Mann nur renommiert!

Als ich nach Hause kam, erzählte mir meine Frau von einem Besuch, den sie während meiner Abwesenheit hatte. Ein Oberst mit seiner Begleitung, drei Offizieren und eine Rote-Kreuz-Schwester in Reithose und mit Papacha, der sibirischen Lammfellmütze auf dem Kopfe — also einer Erscheinung, wie sie uns aus Wjereßajews und anderer Schilderer des Lebens hinter der Front während des japanischen Feldzuges bekannt ist — hatten ihren Ritt unterbrochen, um sich bei uns zum Morgenkaffee anzumelden.

Frisches Hausbrot und Mus hatte die Anerkennung der Herrschaften gefunden. Sie spielten die liebenswürdigen Gesellschafter. Zwei Offiziere, gebürtige Litauer, waren des Polnischen mächtig. Mit der Gesellschaft war ein Knabe gekommen, der sich in der Küche nützlich machte. Meine Frau stellte die Frage: „Müssen den auch solche Maltschischki (Jüngelchen) in den Krieg gehen?“ — „O, die leisten gute Kundschafterdienste. Einer von ihnen ist bereits mit dem Georgskreuz ausgezeichnet worden!“ antwortete der Oberst. Die Herren erkundigten sich nach der deutschen Einquartierung und fragen, ob man auch bei uns viel gestohlen habe. Sie sind von der erhaltenen Antwort nicht befriedigt und meinen, daß sie im ganzen Lande Klagen über die Raubgier der Deutschen gehört haben. Bei der Verabschiedung meint der Oberst: „Nun freuen Sie sich, der Krieg wird nicht mehr lange dauern. Jetzt setzen wir den Deutschen nach und vernichten sie mit unserer großen Macht. Und dann kommt der Friede!“ Unserem Mädchen, einer deutschen Kolonistentochter, schenkt er einen Rubel. Und als das verdutzte Mädchen eine Frage nicht versteht, spricht einer der Offiziere sie deutsch an.

2. November. Der Petrikauer Gouverneur und andere Beamten erscheinen heute wieder in Lodz. — Zwischen Zdunska Wola und Sieradz soll eine große Schlacht stattfinden. — Die Zeitungen bringen rührende Erzählungen von dem guten Einvernehmen zwischen unseren Einwohnern und den sonst so verhaßten Kosaken. — Trotz der Versicherungen der höheren Offiziere, es zu keinem Pogrom kommen zu lassen, finden doch Ausschreitungen gegen die Juden statt.

Die Petersburger Telegraphen-Agentur bringt in ihrer läppischen Art eine Nachricht über „einen meuchlerischen Überfall der türkischen und deutschen Schiffe auf die russischen Küstenstädte des Schwarzen Meeres“. Im Bericht fallen Lücken auf; über die Ursache des „Überfalles“ bleiben wir im Zweifel. Man will uns also wieder etwas verheimlichen!

Vorgestern abend ist die Frau eines polnischen Chemikers unter der Beschuldigung, Beziehungen zu den Legionären unterhalten zu haben, verhaftet worden. Der Polizeimeister von Zdunska Wola, der in Tscherkessenuniform bei der geheimen Feldpolizei Dienst tut, hat eine Haussuchung gehalten. Die ihn begleitenden Gendarmen haben eine Anzahl Wertsachen verschwinden lassen. Der Gatte der Verhafteten behauptet, daß sie zufällig einmal auf der Straße in ein Gespräch mit einem Legionär kam, den sie auf das Gefährliche seines Handelns aufmerksam machte. Durch Bemühungen anderer hat er erreicht, daß seine Frau nicht auf dem Etappenwege, sondern mit ihrem Mann in einem Auto unter Bewachung nach Warschau fahren darf. Man meint hier, daß ihr Leben verwirkt sei. — Eine Szene, die sich in der Zeitungs-

druckerei, die die Legionär-Zeitschrift druckte, abspielte, wird mir wie folgt geschildert: Kosaken unter Führung eines Offiziers betreten den Raum, in welchem sich der Besitzer und sein Personal aufhalten. Der Offizier wendet sich an den Besitzer (dessen Physiognomie einen semitischen Stich hat, obwohl er Nationalpole ist) mit der Frage: „Sind Sie X?“ „Ja.“ „Also obendrein noch Jude?“ „Nein, ich bin Pole und Katholik!“ „Umso schlimmer!“ Und auf einen Wink des Offiziers fallen die Kosaken mit ihren Knuten über ihn her.

Die nach Lodz gekommenen Offiziere erzählen freimütig, daß die Führer der vor Warschau kämpfenden Truppenteile die Absicht gehabt haben, sich hinter Warschau zurückzuziehen, da sie den heftigen Angriffen des deutschen Heeres nicht mehr länger Stand halten konnten. Da sei Großfürst Nikolai gekommen und habe noch im letzten Augenblick den Rückzug vereitelt. Nach den Behauptungen der Offiziere habe es sich nur noch um Stunden gehandelt. Der Großfürst habe sich unerkannt in die von den Frontoffizieren bevorzugten Warschauer Vergnügungslokale begeben und die Offiziere, die, statt in der Kampflinie zu weilen, sich hier mit den Warschauer Halbweltdamen belustigten, geohrfeigt. Die neuangekommenen sibirischen Korps sollen der Lage von Warschau eine andere Wendung gegeben haben. — Polnische Zeitungen berichten, daß man im Tagebuch eines vor Warschau gefallenen deutschen Soldaten für den 19. Oktober die Vornotiz fand: „Einnahme von Warschau.“ Die wirkliche oder erfundene Tatsache wird häßlich kommentiert.

In die elektrische Fernbahn stiegen heute Offiziere ein. Die Burschen brachten ihre Bagage, darunter auch einen deutschen Helm, der als Siegestrophäe besonders hoch geschätzt wird. Ein bekannter Herr, der erst vor einigen Jahren aus der deutschen Reichsangehörigkeit in die russische Untertanenschaft hinüberglitt, will seine russische Vaterlandsliebe beweisen. Er wendet sich an einen der Burschen und führt aus, wie die Russen es anstellen müßten, um den Deutschen an der Warthe den Weg abzuschneiden und sie auf einmal zu vernichten. Und als der Bursche seinen Worten nicht die erhoffte Aufmerksamkeit schenkt, wendet er sich an die anderen Fahrgäste mit allerlei wirren Behauptungen: Die deutsche Nachhut im Bestande von 5000 Mann sei gefangen und Tschenstochau nach einem verlustreichen Kampf wieder in den Besitz der Russen gelangt.

Ein als russischer Reservist eingezogener einheimischer Deutscher hat die Schlachtfelder bei Warschau besichtigt. Bei einem gefallenen deutschen Krieger fand er einen Brief, den die Frau an ihren Mann gerichtet hat. Sie ermahnte ihn, sich nicht lebend von den Russen gefangennehmen zu lassen. Sollte er keinen Ausweg mehr haben, so müßte er sich den Bauch aufschlitzen.

Die Militärattachés der mit Rußland verbündeten Staaten sind heute in Lodz eingetroffen.

Während meiner Abwesenheit waren zwei Soldaten in unser Haus gekommen. Sie behaupteten, gehört zu haben, daß die „Germanzy" bei uns Hafer versteckt haben. Meine Frau, die nicht darüber unterrichtet war, daß sich während der letzten Stunden des Rückzuges der deutschen Armee ein Haferlager auf unserem Hofe befand, sagte, man habe sie mit Lügen bedient. Sie blieben bei ihrer Behauptung. Meine Frau ließ sich nicht in weitere Erörterungen ein. Sie fertigte sie kurz mit der Aufforderung: „Nun, dann sucht doch den Hafer!" ab. Die Soldaten lenkten ein; sie baten um Zigaretten.

3. November. In Lodz stehen seit frühem Morgen Tausende auf den Straßen, besonders aber auf dem südlichen Teile der Petrikauer Straße. Sie warten auf die fünftausend deutschen Soldaten, die angeblich bei Zdunska Wola gefangen genommen wurden. Ihre Ausdauer bleibt unbelohnt. Die Erzählung von der Gefangennahme der deutschen Nachhut erweist sich als glatte Erfindung. Sie findet aber Gläubige.

Der Durchmarsch des halbverhungerten russischen Heeres und die unterbrochene Zufuhr verursachen in Lodz Mehl- und Brotmangel. — Mit den russischen Truppen sind auch Militärlieferanten eingetroffen, die große Bestellungen auf Wirkwaren machen. Die Lodzer Industrie hebt sich wieder. — Zwischen Lodz und Warschau ist ein Automobilverkehr eingerichtet. Allerdings werden für eine Fahrt unerschwingliche Preise gefordert. — Die Organisationen für Verwundetenfürsorge nehmen wieder ihre Tätigkeit auf, wird doch in den nächsten Tagen eine große Schlacht an der Warthe erwartet. — Die russischen Militärs sind sehr zuversichtlich und von dem guten Ausgang ihrer neuesten kriegerischen Unternehmung überzeugt. Die Feld-Gendarmerie fahndet nach intelligenten sprachkundigen Leuten, die im „eroberten Deutschland" Kundschafterdienste leisten können. — Polizei-, Magistrats-, Bahn- und Postbeamte kehren wieder nach Lodz zurück; die Amtsbüros wollen noch in dieser Woche mit ihrer Tätigkeit beginnen.

4. November. Lodz kriegt von Tag zu Tag ein kriegerischeres Aussehen. Infolge der großen Einkäufe der Militärbehörden verschwinden nicht nur unsere Brot-, sondern auch die Kolonialwarenvorräte. Wir fragen uns voller Sorge, was werden soll, wenn die Zufuhr aus dem Reiche ausbleiben wird.

Neben der zerstörten Brücke über den Abflußkanal in Rokicie ist eine Notbrücke entstanden. An der Bahnbrücke ist man mit den Aufräumungsarbeiten so weit, daß ein Durchfahren der Überführung möglich ist. Auf unserer einige Tage hindurch stillgebliebenen Chaussee beginnt nun wieder ein ununterbrochener

Wagenverkehr. Auf ungezählten Wagen aller russischen Bauarten und auf Lastautos werden den Truppen Proviant und Munition nachgefahren.

Gestern begann man auf der Chaussee mit dem Legen einer Telephonleitung. Die Drähte liegen auf der Erde. Vor unserem Hause sind sie hochgehoben und laufen am Zaun entlang. Die Anwohner der Chaussee sind verpflichtet, die Leitung zu bewachen. Meine Frau wird in schlaflosen Stunden der Nacht von dem Gedanken geplagt, daß freundnachbarliche Gesinnung sich in dem Durchschneiden des Drahtes, worauf Todesstrafe steht, kundgeben könnte.

Wir haben Einquartierung bekommen: zwei Sibirier, die mit dem Legen des Telephons beschäftigt sind und mit dem struppigen Pferdchen und ihrem zweirädigen Werkzeugwagen einige Tage bei uns zu bleiben gedenken. Beide sind gutmütige Kinder, wie man sie bei den nichtverhetzten Russen früher öfters fand. Sie erzählen, daß sie mit ihrem Regiment 21 Tage unterwegs waren, bis sie nach Warschau kamen. Vor Warschau hätten ihre Regimenter sehr gelitten; von den 2000 Mann ihres Regiments seien kaum 200 übrig geblieben. Auf den Schlachtfeldern sahen sie Berge Gefallener. Sie jammerten, daß gerade wegen der Serben der schreckliche Krieg ausbrechen mußte. Meine Frau klärte sie über die Vorkommnisse vor Ausbruch des Krieges auf. Sie sind sehr erstaunt. Einer von ihnen ist verheiratet. Er sorgt sich um Frau und Kind im Gouvernement Orel. Sie sind überaus dankbar für alles Empfangene.

Zwei Flugzeuge flogen heute über unser Dorf. Gestern ist von einem deutschen Flieger eine Bombe geworfen worden, die auf ein Feld in der Nähe des Friedhofes in Pabianice fiel.

Russisches.

5. November. Die Judenverfolgungen in Lodz haben sich wiederholt. — Auch in Pabianice führten Halbwüchsige die Kosaken in jüdische Läden und forderten sie auf, zu plündern. — Eine alleinstehende achtzigjährige Greisin, deren Kinder von einer Kurreise nach Deutschland noch nicht zurückgekommen sind, schilderte mir die furchtbaren Stunden, die sie vor einigen Tagen erlebte. Am Tage des Einzugs der russischen Truppen, bald nach dem „feierlichen und begeisterten Empfang" durch Ehrenjungfrauen und andere Mitglieder der Pabianicer Gesellschaft, kamen einige von jungen Burschen geführte Kosaken in ihre Wohnung und verlangten Wein. Eine Flasche nach der anderen wurde ausgetrunken oder an den Pöbelhaufen, der sich vor der Tür angesammelt hatte, gegeben — immer bessere Sorten verlangt. Man verhöhnte die alte Jüdin,

die in Todesängsten war. Ein mitleidiger Nachbar meldete den Vorfall an die Milizverwaltung. Ein höherer Offizier hörte von dem Unwesen, er schickt einen jüngeren Offizier mit dem Auftrag, nach dem Rechten zu sehen. Der findet eine wüste Szene und schlägt auf die berauschten Kosaken und den Pöbel, der sich eben anschickt, die Wohnungseinrichtung zu plündern, ein.

6. November. Mit den durchziehenden Truppen kam ein Reservist aus der Nachbarschaft wieder zu den Seinen. Er soll ganz verlaust sein und sich wundern, daß das Ungeziefer ihn noch nicht „aufgefressen" habe. Er freut sich königlich, wieder einmal frischgewaschene Wäsche anziehen zu können. Er erzählt, wie er hinter seinem Geschütz wiederholt in äußerster Lebensgefahr gewesen war. Auf den Schlachtfeldern finde man nicht nur schreiende, sondern vor Schmerzen brüllende Verwundete. Bomben aus deutschen Flugzeugen sollen angeblich vierzig Menschen zerrissen haben.

7. November. Großfürst Nikolai soll heute über Lodz und Pabianice nach Sieradz zur Kampffront fahren. In Pabianice fand ich am Nachmittag die Häuser beflaggt und in der Altstadt die jüdische Bevölkerung, Männer und Frauen, Groß und Klein, Spalier bildend auf beiden Seiten des Fahrdammes am Rande des Bürgersteiges. Die armen Schächer wollten oder mußten solcher Art ihre Loyalität bekunden.

Der Wagenverkehr auf der Chaussee nimmt zu. Heute fuhr eine Kollonne von vierzig Lastautos. „Wissende" behaupten, daß sie den Deutschen abgenommen seien. Auch die Mär von den 5000 Gefangenen spukt immer noch in den Köpfen.

8. November. Sonntag. Während wir am Nachmittage einige Stunden bei einer befreundeten Familie in Pabianice zubringen, trifft die Nachricht ein, daß der Bruder der Damen des Hauses gefangen durch Pabianice geführt wird. Die Bemühungen, ihm durch Fürsprache angesehener Bürger Befreiung oder Erleichterung zu verschaffen, bleiben ohne Erfolg; die örtlichen Machthaber, einschließlich des Kreischefs, erklären sich gegenüber der Schwere des Vergehens, dessen er angeklagt ist, als unzuständig. Der Verhaftete wohnte in Kalisch. Seine Familie ist nach dem Bombardement der Stadt nach Lodz übergesiedelt. Die in der zweiten Oktoberhälfte getroffenen Maßnahmen der deutschen Behörden in Kalisch, die auf eine Räumung der Stadt schließen ließen, bewogen ihn, die bei Kalisch erwarteten Kämpfe nicht abzuwarten. Er will versuchen, zu Frau und Kindern nach Lodz zu kommen. In Sieradz wartet er mit anderen Reisenden den Einzug der Russen ab. Junge Burschen, Milizleute und andere Feinde der einheimischen Deutschen zeigen die Reisenden als Spione an. Sie behaupten vor dem einziehenden Kosakenoffizier, ihn früher in Begleitung deutscher Offiziere auf Autos gesehen zu haben. Der Offizier darf

sich mit seiner Abteilung nicht lange aufhalten. Die Angaben der Halbwüchsigen, die mit großer Bestimmtheit abgegeben werden, genügen ihm. Die Spionageverdächtigen sollen gehängt werden. Die Verzweifelten müssen mit dem Leben abschließen, ihre Unschuldsbeteuerungen begegnen tauben Ohren. Da erbitten sie die Gunst, in ihre Pässe ein letztes Lebewohl für ihre Familien einschreiben zu dürfen. Die Sicherheit des Offiziers wankt, als er in den zurückgegebenen Pässen die Unschuldsversicherungen liest. Er läßt die Verhafteten zur Verfügung des Führers einer folgenden Abteilung zurück. Noch einmal müssen die Ärmsten Todesqualen ausstehen, als sich vor einem anderen Offizier dasselbe Spiel wiederholt. Nun sind sie auf dem Wege nach Lodz. Die gegen sie erhobene Anklage soll geprüft werden.

9. November. Man ist versucht zu behaupten, Halbwüchsige hätten die moralische Leitung des russischen Heeres an sich gerissen. In Lodz führten gestern und heute abermals junge Burschen die Soldaten in die Läden der Altstädter Juden und reizten sie zu Gewalttätigkeiten. Auf der Straße soll ein Jude erschlagen, andere verprügelt worden sein. Auch den jüdischen Milizianten erging es übel. — Damit dem sich ankündenden Pogrom eine Ursache untergeschoben werden kann, warnt der in Lodz weilende Petrikauer Gouverneur in einer heuchlerischen Bekanntmachung die jüdische Bevölkerung vor Beschädigung der Feldtelegraphenleitungen. Wer als Frevler betroffen wird, soll auf der Stelle erschossen werden. Ein ungeheurer Schrecken geht durch die Juden. Sie übernehmen gezwungenerweise die Bewachung der Telegraphenleitungen in der Umgebung.

Ich versuchte heute im Büro der Geheimpolizei etwas über das Schicksal der in Sieradz festgenommenen Reisenden zu erfahren. Rastlose Schwesternliebe hatte schon vorher einen Weg, mit dem gefangenen Bruder in Verkehr zu treten und ihm Nahrung und Wäsche zukommen zu lassen, gefunden. In der Kanzlei sind eben schlechte Menschen am Werk, ihre andersgläubigen und andersprachigen Nachbarn ins Unglück zu bringen. Polnische Arbeiterfrauen aus der Altstadt beschuldigen ihre jüdischen Stubennachbarn des Landesverrats. Und polnische Bauern wollen wissen, daß die deutschen Kolonisten in Sulzfeld sich samt und sonders mit Spionage befaßt haben.

10. November. In der Nachbarkolonie wurde ein deutscher Kolonist von seinen polnischen Nachbarn verdächtigt, die Feldtelephonleitung zerschnitten zu haben. Mit dem armen Mann wird schneller Prozeß gemacht; die deutschen Ansiedler sind ja vogelfrei. Er wird erschossen. Ein von den Tränen des Verurteilten unleserlich gewordener Zettel brachte seine letzten Grüße an Frau und Kinder. Er schwört, daß er unschuldig sei. Nach

dem Ausschaufeln seines eigenen Grabes wurde ihm eine kurze Spanne Zeit geschenkt, um einige Zeilen an seine Angehörigen zu richten und ein Gebet zu sprechen.

In einem entfernteren Dorfe wurde ein deutscher Gutsbesitzer von den polnischen Bauern bei einer anrückenden russischen Abteilung der Verräterei bezichtigt. Sie erzählen, daß soeben eine deutsche Patrouille bei ihm eingekehrt sei, der er Auskunft erteile. Der russische Offizier sieht durch seinen Feldstecher wie auf dem Gutshofe ein Zivilist mit den deutschen Reitern unterhandelt. Der Gutsbesitzer wurde verhaftet. Zum Glück für ihn können seine polnischen Arbeiter bestätigen, daß nicht er, sondern einer von ihnen der deutschen Patrouille Rede und Antwort gestanden habe. Er wird nach einigen Tagen aus der Haft entlassen.

11. November. Die Behörden richten sich wieder häuslich ein. Die Lodzer Polizei läßt ihre Akten aus Warschau kommen. Der Kalischer Gouverneur und die Kreischefs des Kalischer Gouvernements wollen sich nach ihren Dienstorten begeben.

Der Wagenverkehr auf der Chaussee hält Tag und Nacht an. Unsere Ohren haben sich so an das Wagengerassel gewöhnt, daß es in ihnen auch dann forttönt, wenn eine der seltenen Unterbrechungen eintritt und die Chaussee leer ist.

12. November. Am Spätnachmittag erhalten wir wieder Einquartierung. Einen „Praporschtschik“ (Feldwebel) mit sechs Wagen, Begleitmannschaft und Wagenführern. Das Gastzimmer, in das ich ihn führte, ist ungeheizt. Ich ersuche ihn, in unserem Eßzimmer zu verweilen, bis sein Zimmer erwärmt sein wird. Er hat soviel Entgegenkommen nicht erwartet, denn sein brummiger Ton, in dem er bisher unterhandelte, schlägt in einen freundlicheren um. Wir bieten ihm von unserem Nachmittagskaffee an. Es ist draußen stürmisch und das Anbieten einfache Pflicht der Menschlichkeit. Am Tische taut er vollends auf. Er erzählt, daß er eine Sendung Stiefel vom Lodzer Bahnhof für sein Regiment, das schon seit acht Tagen in Wadlew stehe, abgeholt habe. Sein Regiment sei an elf Schlachten beteiligt gewesen. Über Mlava gelangte es seinerzeit nach Soldau. Er lobt die deutsche Sauberkeit und die prachtvollen deutschen Chausseen und schildert die Ordnung in den von ihren Besitzern verlassenen Wohnungen. Meine Frau stellt die verfängliche Frage, ob die Russen die Wohnungen in dem vorgefundenen Zustand zurückließen. Er knetet sich verlegen seine schmutzigen Hände und meint, man könne nicht immer so genau auf alle Soldaten acht geben. Wenn geplündert worden sei, so seien gewiß die Trainsoldaten beteiligt gewesen. Bei den letzten Kämpfen vor Warschau habe sein Regiment vor Grojec gelegen, wo es sehr große Verluste gehabt habe. Die deutschen Soldaten besäßen eine außerordentliche Bravour. Nur vor den Bajonettangriffen der Russen nähmen sie Reißaus. Daß das

deutsche Volk nach vier Fronten kämpfe, erfülle ihn mit hoher Bewunderung. Eine Frage liege ihm auf dem Herzen, ob wahr sei, was die russischen Zeitungen behaupten, daß deutsche Offiziersfrauen dem Heere nachfahren und in den besetzten Orten alles zusammenraffen, was einen Wert habe, um es in mitgebrachten Wagen in die Heimat zu befördern. Und während der Feldwebel aus Nowgorod uns mit seinen Erlebnissen und Ansichten bekannt macht, spricht er eifrig dem frischen Brot zu, das meine Frau im Bratofen backen mußte, weil in Lodz und Pabianice kein Brot zu erhalten ist. Zwei Drittel des Brotes sind verschwunden, da bringt die sorgende und die Lage mit gewohntem strategischem Blick überschauende Hausfrau das letzte Drittel für den morgigen Frühkaffee in Sicherheit. Der Hunger des Nowgoroder ist indessen noch lange nicht gestillt. Denn als er nach seinem Zimmer geht, läßt er sich von der Kartoffelsuppe, die meine Frau für die Fuhrleute in einem Kessel kochen ließ, noch eine große Schüssel voll hinaufbringen und löffelt sie mit Behagen aus.

Brot ist in den Städten knapp und teuer geworden. Man erhält es nur noch in den Morgenstunden und zum Preise von 10 Kopeken für das Pfund.

Seit gestern ziehen größere Artillerieabteilungen an unserem Hause vorüber; sie sind auf dem Wege nach Lodz. Wir machen uns Gedanken über den Zweck dieser Rückwärtsbewegung. Geht es nach Warschau? Sollte wahr sein, was seit einiger Zeit getuschelt wird, daß die deutsche Armee von Mlawa und Thorn aus nach Warschau vordringe?

13. November. Vorsichtig flüstert man sich in Lodz allerlei Nachrichten über ein neues Vorgehen der Deutschen bei Lenczyce zu. Noch ist man nicht im klaren darüber, ob es sich um Rückzugskämpfe einer dort stehengebliebenen deutschen Truppe oder um eine neue deutsche Offensive handelt.

Deutsche Rede ist in den Lodzer Straßen verpönt. Man erzählt mir, daß in einem Wagen der Straßenbahn ein Offizier vier deutschsprechende Männer verhaften ließ. Drei, die des Russischen mächtig waren, entließ man wieder, einer wurde abgeführt.

14. November. Die Landbestellung leidet durch den Pferdemangel. Während des Rückzuges sind die meisten zugkräftigen Tiere requiriert worden. Was übrig blieb, haben die Russen weggeholt. Die Trainkolonnen holen sich noch immer Pferde und Fuhrwerke. Der größte Teil der pferdebesitzenden Landwirte ist mit Vorspann dauernd unterwegs.

Von der Kalischer Front der russischen Armee verlautet, daß sie bei Angriffen große Schlappen erlitten habe.

15. November. Heute ist auf dem Lande und auch in der Stadt schwacher Geschützdonner zu hören. Man spricht von einer Schlacht bei Poddembice; die Russen sollen zurückgedrängt sein.

Der kommandierende General soll vor Schreck einen Schlaganfall erlitten haben; nach einer anderen Darstellung hat er Hand an sich gelegt.

In schlaflosen Stunden der Nacht, die sich jetzt oft einstellen, steigen immer wieder Zweifel auf, ob man die böse Zeit, die über uns einheimische Deutsche hereingebrochen ist, überleben wird. Sehen wir uns doch von Feinden umgeben. Es erscheint uns als Wunder, bisher noch unbehelligt geblieben zu sein. So stehen wir in diesen Tagen mehr als sonst unter dem Einfluß von Vergänglichkeitsgedanken. Man ordnet seine Angelegenheiten und rechnet mit dem Schlimmsten.

Neue deutsche Offensive.

16. November. Auch heute früh war wieder schwacher Kanonendonner zu hören. Ich will die Richtung des Geschützfeuers ermitteln und trete vor das Haus. In einer Art Vorahnung äußere ich mich zu einem Nachbarn, daß das Gewitter, das vermutlich jetzt in der Gegend von Alexandrow tobe, sich wohl auch über unser Dorf entladen werde. — Machte es die sich ändernde Windrichtung oder wurden die Russen zurückgedrängt: im Laufe des Tages schien das Artilleriefeuer sich zu nähern. Die Luft erzitterte durch die ununterbrochenen Kanonensalven. Es verlautet in Lodz, daß die Deutschen in der Nähe von Alexandrow stehen.

In Lodz wurden heute die Lazarette geräumt; auch das erst vor einigen Tagen im Gebäude des Lehrerseminars auf der Evangelischen Straße eingerichtete. — Am Nachmittag zogen Trainkolonnen und ein langer Zug Wagen des Roten Kreuzes auf dem Wege nach Lodz bei uns vorbei.

Wir haben jetzt täglich Einquartierung; Kolonnen bleiben über Nacht bei uns. Heute erzählt ein Kolonist aus Zabieniec, der in Lodz von der Straße weg mit seinen Pferden zum Fahrdienst gepreßt wurde und bei uns übernachtete, daß in Zabieniec täglich mächtiger Kanonendonner zu hören sei. Die Einwohner haben Erdhöhlen im sandigen Boden gemacht, die sie mit Stroh und Erde bedeckten. Dort wohnen sie mit ihren Familien; auch Öfen sind darin aufgestellt. Angeblich soll das Militär ihnen den Rat gegeben haben, sich zu verkriechen, da der Aufenthalt in den Häusern jetzt gefährlich sei und noch gefährlicher werden kann.

Die gestrigen und heutigen Berichte des Obersten Hauptkommandierenden sprechen von russischen Erfolgen an der Front Plock—Wielun—Kalisch. Auch der Vormasch auf Tschenstochau und Krakau halte an. Die Kämpfe an der Warthe, von denen man hier wissen wollte, daß sie für die Russen verlustreich und ungünstig abschnitten, werden im offiziellen Bericht als Geplänkel bezeichnet. Und während wir diese Nachrichten lesen, die bestrebt

sind, die Wahrheit zu verdunkeln, erzählt man sich in Lodz, daß die Deutschen schon Ozorkow besetzt haben und sich Zgierz nähern. Es findet augenscheinlich eine Verschiebung der russischen Front statt. Truppen aller Gattungen durchqueren Lodz, um die vorrückende deutsche Armee aufzuhalten.

17. November. Der russische Generalstab hinkt mit seiner Darstellung der neuesten Weltgeschichte hinter den Ereignissen her. Heute lasen wir einen langatmigen Bericht über die kriegerischen Taten seit dem Rückzuge der Deutschen von Warschau. Aus den Zeilen kling es wie Vorwurf, daß die Deutschen unterließen, sich den Russen bei Kalisch zu stellen, nachdem die Russen nach Überwindung aller ihnen von den Deutschen bereiteten Schwierigkeiten, wie zerstörte Brücken und Bahnen, in die Nähe der Reichsgrenze gelangten. Statt dessen gehen die Deutschen in ihrer Beweglichkeit schon wieder an einer anderen Stelle, im Nordwesten Polens, zum Angriff vor und zwingen damit die Russen zu einer Umgruppierung der schwerfälligen Heeresmassen. — In Lodz weiß man heute von Kämpfen zu berichten, die sich um den Besitz von Zgierz entwickeln.

Spät am Abend begehrten fünfzehn Kosaken Einlaß. Wir hätten sie gern in der in unserem Hause befindlichen Schule untergebracht. Acht von ihnen wünschten aber in unserer Küche zu bleiben, da es drüben kalt sei. Etwas ungestüm äußerten sie den Wunsch nach Tee und Brot. Wir gaben ihnen unser letztes halbes Brot. Ein Päckchen Zigaretten aus meinem für die Einquartierungen angeschafften Vorrat, das ich ihnen anbot, machte sie zu gemütlicheren Menschen. Sie erzählten, daß sie aus der Nähe von Kalisch kämen. Sie wären auch schon in Ostpreußen gewesen und damals bis in die Umgebung von Königsberg gedrungen. Sie rühmen den Reichtum der Provinz: ein Gut könnte ein ganzes Regiment ernähren. Als wir auf die Leiden des Krieges zu sprechen kommen, meint einer von ihnen, der Träger eines ausgeprägten Banditengesichtes: „Ja, die „Beiden“ (die beiden Kaiser) haben vor dem Kriege an einem Tisch gesessen und getrunken, und nach dem Kriege werden sie es wieder tun. Wir armen Kerle aber müssen uns totschlagen lassen und haben nichts davon!“ Die Äußerung des Kosaken überraschte mich. Mir fiel ein, daß man mir möglicherweise eine Falle stellen wolle. Ich unterließ die Entgegnung. Wir brachten unser Mädchen rechtzeitig in Sicherheit und verschlossen alle Türen. Beunruhigt horchte ich in der Nacht, so oft ich erwachte, nach der Küche hinüber. Doch es regte sich nichts.

18. November. Wieder ziehen große Truppenmengen von der Kalischer Front nach Lodz. Auch die elektrische Fernbahn muß viel Infanterie befördern. Ein Soldat, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ, gibt mir seine Meinung kund, daß, wenn

die Deutschen noch einmal nach Lodz kämen, sie alles vernichten würden. Nach dem vermeintlichen Schrecken, den er mir eingejagt zu haben glaubt, will er mich wieder beruhigen und fügt hinzu: „Aber wir werden sie nicht hineinlassen!“ Ich frage ihn, wie weit wohl die Artillerieposten von uns entfernt seien. „Zehn Werst!“ antwortet er. — Von einem Sanitär, einheimischen Deutschen, erfahre ich, daß die russischen Artilleriestellungen gegen Alexandrow, das schon von den Deutschen genommen sei, bei Kochanówka und gegen Zgierz, das ebenfalls bereits im Besitze der Deutschen sei, bei der Kraftstation der elektrischen Fernbahn sich befänden. Die Elektrischen nach Zgierz und Alexandrow verkehren nicht mehr.

Ich durchwanderte die Lodzer Straßen. Überall stehen oder ziehen Reserve- und Trainabteilungen. Wenn man das zwecklose Hin- und Zurückfahren sieht, kommt man zu dem Eindruck, daß die militärische Leitung versagt habe und kein klares Ziel mehr vor sich sehe. — Die Lodzer Zivilstrategen sind uneinig. Die einen erzählen, daß die Russen bei Lenczyce durch die Torheit ihres Stabes 20 000 Gefangene verloren, die anderen behaupten, Lenczyce sei von den Russen zurückerobert worden. An der Warthe sollen die Russen gar 30 000 Gefangene und ebensoviel Tote und Verwundete sowie einen riesigen Train verloren haben, weil die Führung die Brücke sprengen ließ, als noch die Hälfte der russischen Streitkräfte auf der anderen Seite des Flusses war.

Der Kampf um Lodz.

19. November. Trainabteilungen ziehen hin und her. Zwischen Rokicie und Lodz sind alle freien Plätze besetzt. Auf dem Geyerschen Ring finde ich am Morgen viel Bagage, Fußsoldaten und Reiter. Versprengte, die sich nach dem Verbleib ihrer Truppenkörper erkundigen. Ladeninhaber und Vorübergehende werden um Brot angebettelt. Die Soldaten klagen über schlechte Verpflegung. Im Norden werden die Russen immer mehr an die Stadt gepreßt. Deshalb wird der Troß nach den südlichen Ausläufern der Stadt abgeschoben.

In den Straßen der inneren Stadt rollt der Kanonendonner. Die Scheiben klirren ein zwei- bis dreifaches Echo. Ströme Ausgesiedelter aus den Vororten Baluty und Radogoschtsch ergießen sich in das Stadtinnere. Die verängstigten Erwachsenen, die ihre wertvollste Habe auf dem Rücken oder in kleinen Wägelchen mit sich führen und die weinenden Kinder bieten einen herzerweichenden Anblick.

Es läßt sich kein klares Bild über die Lage gewinnen. Die Polizisten, die gestern Abend nach Widzew ausrückten, um bei einem nötigwerdenden Rückzug die Vorhut zu bilden, sind heute

früh wieder in die Stadt zurückgekehrt. Man berichtet, daß sie davon sprachen, die Deutschen seien zurückgeworfen. Andere geben Äußerungen von Polizeioffizieren wieder, die ihren Bekannten die fast trostlose Lage der russischen Armee, die nahezu eingeschlossen sei, offenbarten. Die letztere Ansicht wird auch von anderen Seiten vertreten. Ein Lazarettzug, der gestern nach Warschau abgehen sollte, mußte zurückbleiben, weil der Weg nach Warschau versperrt ist. Die Deutschen sollen den rechten Flügel der Russen umgangen haben. — Es fällt auf, daß der größte Teil der Leichtverwundeten Verletzungen an der linken Hand hat. Die Annahme, daß sie von feindlichen Geschossen herrühren, begegnet Zweifeln. Ein Kriegsfreiwilliger hat sich auf der Bahn recht bitter über den Mangel an Vaterlandsliebe bei den Soldaten, die sich Selbstverstümmelungen beibrachten, geäußert.

Die Petrikauer Straße ist gesperrt. — Überall, wo Leute zusammenkommen, wird das neueste Ereignis besprochen. Auf der Przendzalniana-Straße ist ein Haus angeblich von einem Flugzeug, nach Behauptungen anderer sogar von einem Zeppelinluftschiff, mit Bomben beworfen worden. Die haßerfüllten Äußerungen über die deutsche Kriegsführung, die die Wohnungen friedlicher armer Leute nicht verschone, veranlassen mich, mir einen unmittelbaren Eindruck von der Wirklichkeit zu holen. Die Beschädigung des Hauses läßt darauf schließen, daß es durch ein vielleicht verirrtes Artilleriegeschoß zu Schaden kam. Die Granate traf die obere Frontwand eines vierstöckigen Hauses und ging flachschräg durch den Bodenraum; sie riß in der inneren Wand und gleichzeitig im Fußboden eine weite Öffnung, so daß die darunter befindliche Wohnung einer Reservistenfrau bloßgelegt wurde. Im Hause und nebenan zersprungene Scheiben und Mauertrümmer. Weinende und über die Preußen schimpfende Frauen. Der Zaun des gegenüberliegenden Platzes ist von den Sprengstücken vielfach durchlöchert. Ein vorübergehender Knabe wurde von der abspringenden Dachrinne getroffen. Er wird eben, blaß und einbandagiert, vorübergeführt. Einige Hausbewohner trugen leichtere Verletzungen davon.

Ich will noch nach Widzew hinaus, um mich zu überzeugen, wieviel Wahres an dem in der Stadt Mitgeteilten ist. Die Elektrische fährt nur bis zum Monopolgebäude. Auf der Straße wiederholt sich das bekannte Bild: Männer und weinende Frauen mit Bettpacken auf dem Rücken. Sie wollen in das Stadtinnere, weil einzelne Granaten auch schon in Widzew Verheerungen angerichtet haben. Auf Lastautos werden Verwundete in die Stadt gebracht. Quer über den freien Platz, den der gefällte Wald geschaffen hat, an der Cholerabaracke vorbei und über den Eisenbahndamm führt mich mein Weg in die erhalten gebliebene kleine Schonung. Am äußersten Waldzipfel genieße ich einen weiten

Fernblick. Aus der Gegend Stockhof und Mileschki dröhnt der Geschützdonner am heftigsten. Der einsame, im frischgefallenen Schnee daliegende Wald, das Artillerieduell und das von linksher herübertönende, anscheinend nahe Maschinengewehrfeuer vereinigen sich zu einem besonderen, meine Gedanken ganz hinnehmendem Stimmungsbild. Am Rande des Waldes führt ein Fußweg, den wir in sommerlicher Friedenszeit oft beschritten haben. Ich schlage ihn ein, um mich wieder den nördlicheren Ausläufern der Stadt zu nähern. In Sinnen verloren, komme ich an den Waldausgang. Nahe Menschenstimmen lassen mich aufblicken, da sehe ich mich einer Anzahl Gewehrläufe gegenüber. Fußtruppen haben hier an der Waldböschung eine Reservestellung bezogen. Am Einschnitt des Weges steht ein Feldwebel. Er erlaubte mir auf meinen Anruf anstandslos durchzugehen. Zwei polnische Arbeiter, die ich unweit davon begegne, sagen mir, daß die linksseitigen Stadtausgänge abgesperrt seien. Ich muß meinen Erkundungsgang abschließen.

Fußtruppen und Kavallerie ziehen durch die Straßen; diesmal dem südlichen Ende zu. Rückzug oder Umgruppierung, um eine neue Kampffront zu halten? Am Geyerschen Ring stehen deutsche und österreichische Kriegsgefangene inmitten der Bewachungsmannschaften. Die Russen und ihre Gefangenen laben sich an Tee und Brot. Ungeheure Menschenmassen sind Zuschauer. Flinke Zähler haben herausgefunden, daß insgesamt 125 Gefangene auf ihren Abtransport warten. In der Stadt nannte man Zahlen, die zwischen einigen Hundert und einigen Tausend schwankten.

Die aus Pabianice kommende Elektrische wird von Zivilfahrgästen und den vielen Heeresangehörigen im Sturm genommen. In meinem Abteil sitzen acht blau-paspelierte Telegraphenbeamte im Offiziersrang. Sie sind Polen, intelligent und sprachenkundig. Sie machen sich ganz ungeniert über die russische Armeeführung lustig, die so fest überzeugt war, diesmal auf geradem Wege nach Berlin zu marschieren und die nun, eingekreist und willenlos, in Lodz sitze und die Absicht habe, nach Pabianice überzusiedeln. Die Etappen, die für den Einmarsch in Deutschland festgelegt seien, Kalisch—Posen—Berlin, würden ganz sicher eingehalten werden, nur mit dem Unterschied, daß der Einzug mit einem deutschen Konvoi erfolge. Sie scherzen weiter und werfen die Frage auf, in wieviel Tagen sie das unangenehme Organ des Berliner Schutzmannes mit seinem „Weiterr!“ hören werden und wann sie das ihnen von Besuchen in Friedenszeit bekannte Berlin, die Stadt des Exports der „patentierten“ Ausdrücke „kolossal“ und „pyramidal“, wieder zu Gesicht bekommen. Und weitere, im ironischen Sinne wiedergegebene deutsche Sprachbrocken und ihre echte Betonung lassen erkennen, daß die Herren aufmerksame Beobachter der schwachen Seiten der reichsdeutschen Kultur gewesen sind

Der Abzug der Infanterie und Reiterei aus Lodz dauert auch den Nachmittag über an.

20. November. Vier verwundete, aus Rzgow kommende Soldaten, die heute früh an der Haltestelle Wolffówka in die Elektrische steigen, äußern sich auf Befragen, daß die russische Armee umringt sei; es gäbe kein Entrinnen mehr. — An der nächsten Haltestelle kam ein Offizier hinzu, der das Gegenteil behauptet: die Deutschen seien durch herangezogene russische Verstärkungen umzingelt und wüßten keinen Ausweg mehr. Er sucht uns die Überzeugung beizubringen, daß das Geschützfeuer heute schon entfernter sei. — In der Stadt war davon nichts zu merken. Die Fensterscheiben in meinem Kontor klirrten fast noch heftiger als gestern und jeder Kanonenschlag hatte in den Straßen einen mächtigen Nachhall. Verwundete auf Autos und Feuerwehrtragbahren werden von den Verbandsplätzen in die Stadt gebracht. Die Schlacht bei Lodz scheint ihren Höhepunkt erreicht zu haben.

Mein heutiger Gang galt den nördlichen Vororten, die am stärksten unter der Kriegsnot leiden. Schon auf der Zachodnia, noch mehr aber auf der Lutomiersker und der Zgierzer Straße kommen mir Tausende von Flüchtlingen entgegen, die mit Packen auf dem Rücken oder auf Karren, Kinderwagen, Droschken mit Pferd- und Menschenvorspann sich in die Stadt retten wollen. Baluty und Radogoschtsch finde ich geräumt. Verschlossene Häuser, menschenleere Straßen. Furchtbar und das Trommelfell erschütternd hallt das ununterbrochene Batterienfeuer, sekundiert von dem Rattern der Maschinengewehre, durch die Straßen. Ich bin der einzige Zivilist, der sich hier sehen läßt. Lange darf ich mich nicht aufhalten, wenn ich mich nicht der Spionage verdächtig machen will. — Die Hauptstraßenzüge sind nur für Verwundeten- und Munitionstransporte freigegeben.

In der Straßenbahn streiten sich zwei hysterische Frauen. Die eine behauptet, daß Geschosse auf die Häuser in der Brzeziner Straße niederfallen und der Fahrdamm mit Gewehrkugeln besät sei. Die andere widerspricht ihr. — Ein Sanitätssoldat meint, daß die Lage für die Russen glänzend sei. Er habe gehört, daß zwei russische Korps aus Warschau unterwegs seien, die den anstürmenden Deutschen in den Rücken fallen werden.

Auf dem Nachhausewege in der Pabianicer Elektrischen. Einige Landpolizisten aus dem Kalischer Gouvernement, die der Feldpolizei zugeteilt sind, tauschen ihre Meinung über den Artilleriekampf aus. Sie haben im Oktober die Kämpfe von Warschau mitgemacht. Das Gedröhn der Kanonade sei in den Warschauer Vorortstraßen lange nicht so stark gewesen, wie in den Lodzer Vororten. — Unterwegs steigt ein Kosakenoffizier ein, der an der Spitze seiner „Ssotnia“ nach Pabianice ritt. Er schält sich aus seiner Vermummung und nach Entfernung des Baschliks wird ein mit

ungepflegtem Bart bis an die Augenbrauen bewachsenes Gesicht frei. Er läßt sich von den Polizisten ihre derzeitige Bestimmung erklären, will wissen ob sie orthodox seien und betont, wie nötig es sei, daß alle reichstreuen Elemente in dieser schweren Zeit zusammenhalten. Er fährt in seinem inquirierendem Tone fort, indem er an den gegenübersitzenden Artillerieunteroffizier Fragen über den Zweck seiner Fahrt stellt. Der Mann ist „Kaptenarmus", Reservist, Pole. Der „Ssotnik" findet in seinen Papieren manches nicht richtig und treibt den armen Menschen, der des Russischen schon entwöhnt ist und in weinerlichem Tone Auskunft gibt, in die Enge. Gestern sollen vier deutsche Soldaten in russischer Uniform auf der Rudaer Elektrischen festgenommen worden sein. Der Ssotnik denkt also an Spionenfang. Das Gespräch lenkt sich auf den „Verrat" der Juden und einheimischen Deutschen. Nun hat er Gelegenheit, sich über die Nationalität der beiden Zivilisten, die im Abteil sitzen, Gewißheit zu verschaffen. Er frägt, ob wir nicht Juden seien. Ich antworte ich sei Deutscher. Kleine Verblüffung. „Das ist schlimm, sehr schlimm!" meint der Kosakenoffizier. Aber er setzt gönnerhaft hinzu: „Doch alle Deutschen sind ja nicht so schlecht!" Er schimpft über die deutschen Kolonisten und ihren angeblichen Verrat. So lange seien sie schon im Lande und verstünden immer noch nicht russisch. Ich gebe Erklärungen. Damit verscherze ich mir die Gönnerschaft des struppigen Fahrtgenossen, der giftig meint: gestern habe er in einer deutschen Kolonie genächtigt und seine Quartierwirtin erst in russischer und nachher in polnischer Sprache um Tee ersucht. Die Kolonistenfrau habe deutsch — und er wiederholte die deutschen Worte — geantwortet: „Ich verstehe nicht!" Nun ereifern sich auch die Polizisten. Ich komme nicht mehr zu Worte, da ich aussteigen muß.

Es verlautet, daß ein Teil von Konstantinow, wo sich noch die Russen behaupten, in Brand geschossen sei. Merkwürdig nimmt sich in diesen Tagen die Berichterstattung in den Zeitungen aus, die von dem um uns tobenden Kampf nichts berichten dürfen. So erhalten wir dürftige Nachrichten über „vom Feuer zerstörte Häuser" und über „unter den Trümmern einstürzender Häuser umgekommene Menschen".

Die Schlacht bei Rzgow.

Am Nachmittag ließ sich aus allen Himmelsrichtungen Geschützdonner hören. Uns am nächsten schien ein Artilleriekampf bei Rzgow zu sein. So haben die Deutschen also doch den Kreis um die russische Armee fast geschlossen? Von unseren Fenstern aus sehen wir aufflammende Schrapnells, die in der Luft einen Viertelkreis beschreiben, bevor sie platzen. Bald flammt da und dort und an einer dritten und vierten Stelle ein Gehöft auf.

Die Elektrische stellt den Betrieb ein. Die Russen flüchten. Fast scheint es, daß in unserer nächsten Nähe ein Rückzugsgefecht stattfinden wird. Querfeldein kommen eine Anzahl Soldaten, darunter zwei Verwundete, gelaufen: Versprengte zweier Regimenter. Ich nötigte die Verwundeten in unser Haus, wo sie von meiner Frau bewirtet wurden. Sie klagen über schlechte Verpflegung. Inzwischen hatte sich unsere Küche mit Soldaten gefüllt, die alle um Brot bitten. Es entwickelt sich eine lebhafte Unterhaltung. Sie klagen über ihre schlechte „Natschalstwo" (Führung), die in allem versage. Die Deutschen hätten sich rechtzeitig eingegraben. Für die Russen wäre der Kampf eine Überraschung gewesen. Als sie Stellung nehmen wollten, seien sie durch die Schrapnells vertrieben worden.

Die Russen haben hinter unserem Dorf Schützengräben gegraben und richten sich auf Verteidigung ein. Bis spät in die Nacht donnerten und blitzten die Kanonenschlünde und ratterten die Maschinengewehre. Von fernher klang Infanteriefeuer. Der Gedanke beherrscht uns: der morgige Tag bringt die Entscheidung. Noch einmal stand ich in der Nacht auf und lauschte in das Dunkel hinein. Die Lage hatte sich nicht geändert.

21. November. Am Morgen setzte sich der gestrige Kampf fort. Die Kanonengeschosse gehen jetzt über unsere Köpfe. Die Deutschen haben sich auf einer Anhöhe von Rzgow festgesetzt. Man versichert uns, daß sie schon einen Vorstoß nach Ruda unternommen haben. Hinter unserem Dorfe, parallel mit der Dorfstraße, ist ein breiter russischer Schützengraben. Weitere russische Stellungen ziehen sich bis zum Nachbardorfe Gatki hin, um das in den nächsten Stunden gekämpft werden soll. Flüchtlinge von Wiskitno und Gatki kommen an. Tagelöhner, die ihre zu rettende Habe auf dem Rücken tragen; Wohlhabendere, die sie auf hochbeladenen Wagen bringen. Die Besitzer gehen niedergeschlagen und verstört einher. Auf den Wagen sitzen wimmernde Frauen, die, wenn sie angesprochen werden, von ihren niedergebrannten Heimstätten oder von den Untaten der raubenden sibirischen Krieger erzählen.

Auf den Landwegen ziehen gemächlich Gruppen von Soldaten. Drückeberger. Ein Verwundeter, mit aufgerissenem Oberarm, den lehmfarbenen Mantel von oben bis unten mit Blut bespritzt, kommt langsam einher. Er fühlt sich schwach; ich nötige ihn, bei uns einzukehren. Zwei Offiziere zu Pferde stehen vor unserem Hause und erkundigen sich, ob die Chaussee nach Pabianice noch granatenfrei sei. Sie schicken einen Soldaten zur nächsten Artilleriestellung, damit man ihnen einen sicheren Weg nenne. Sie wollen sich bei uns erwärmen und bitten um eine Tasse Kaffee. Der eine ist Artillerieoffizier, Pole, aus der Umgegend von Warschau, vornehm in seinem Auftreten. Der andere ist ein jüdischer Arzt.

Während wir am Kaffeetisch sitzen, werde ich einigemale hinausgerufen. Nachbarn erbitten Rat. So kommt es, daß neben Polnisch und Russisch auch Deutsch zu hören ist. Meine Frau meint: „Entschuldigen Sie nur, meine Herren, daß Sie an unserem Tisch so viel Deutsch hören. Aber wir sind nun einmal Deutsche... Und sind wir nicht alle eines Gottes Kinder?“ Die Friedensunterhändlerin hat mit ihren Präliminarien Glück. Beide Herren bedauern lebhaft den Haß, der jetzt die Völker zerreiße. Der Pole versichert uns seiner Achtung für die deutsche Kultur, die er bei einem mehrmonatigen Aufenthalt in Preußen kennen und schätzen gelernt habe. Er setzt hinzu: „Umso mehr müsse man sich wundern, daß die Deutschen sich nicht mit dem jetzigen, in so hoher Blüte stehenden Gebiet begnügen, sondern nach Erweiterung trachten!“ Meine Frau ist auf dieses Kapitel geeicht, sie läßt es nicht an einer temperamentvollen Zurechtstellung fehlen. Ich werde wieder einmal draußen, wo noch weitere Verwundete angekommen sind, gewünscht.

Unsere Einwohner haben ihre Betten und besseren Kleider zusammengepackt. Sie bitten, sie in unserem gewölbten Kartoffelkeller unterstellen zu dürfen. Meiner Erklärung, daß im Falle einer Beschießung auch die Mauern des Kellers keine Rettung bieten, begegnet dem Zweifel der Leute. Damit sie nicht auf mangelndes Entgegenkommen schließen, willfahre ich ihrem Wunsche.

Draußen nahm der Kampf an Heftigkeit zu. Die Geschosse von der russischen Artilleriestellung bei Pabianice und der deutschen bei Rzgow kreuzten sich über unserem Hause. Es prickelt in unseren Nerven, wenn eine Granate die Luft durchschneidet. Der Kreis, den die deutschen Truppen um uns schließen, soll sich noch mehr verengt haben. Auch im Pabianicer Stadtwald sollen sie schon Stellung gefaßt haben. Am Nordende des Dorfes ist russische Artillerie aufgestellt, die in den Lehmgruben der Ziegeleien gute Deckung hat. Deutsche Flieger, — zeitweise sind es vier auf einmal, — die die Stellungen erspähen wollen, werden heftig beschossen. Maschinengewehrfeuer, Infanteriesalven, aber auch Schrapnells suchen die Kundschafter der Luft herunterzuholen. Im Eifer der Verfolgung wird auch ein niedriggehender russischer Flieger beschossen; er wird zu einer Landung gezwungen.

Aus der Nachbarschaft erhalten wir schlechte Kunde. Ein deutscher Gutsbesitzer wurde von Soldaten der sibirischen Regimenter in seinem Hause beraubt und geschlagen. Er sollte ihnen Frauen beschaffen. Sie gebärden sich wie Bestien, wollen die alte Wirtschafterin vergewaltigen, zerstören die Wohnungseinrichtung und beschmutzen die Zimmer. Auch aus den Häusern des nördlichen Dorfzipfels werden die Einwohner hinausgejagt. Die Männer müssen ihre guten Stiefel ausziehen; Schränke und Betten werden aufgerissen. Die Soldaten betrachten die in der

Nähe der Schützengräben liegenden Häuser mit ihren Wohnungseinrichtungen als herrenloses Gut. — Eine auf der Dorfstraße fahrende Munitionskolonne wurde von der deutschen Artillerie beschoßen. Die Granaten und Schrapnells nähern sich unserem Hause. Da mache ich meiner Frau den Vorschlag, sich auf dem einzigen Weg, der noch sicher zu sein scheint, über das Gut Widzew und den parallel der Chaussee gehenden Landweg nach Lodz zu begeben. Sie will mich nicht allein lassen und besteht darauf, im Hause zu bleiben, wo sie sich in Gottes Hand weiß. Sie geht ihrer täglichen Verrichtung nach und kocht bei geöffneten und dauernd klirrenden Fenstern das Mittagessen. Wir essen wie immer. Und wenn nicht das Getöse rings um uns wäre, so würden wir an unserem stillen Tisch nicht glauben, daß wir uns inmitten eines von allen Seiten Feuer schleudernden Kessels befinden. — Bei einem Gang durch den Garten hatte meine Frau ein blühendes Veilchen gefunden. Wir haben es aufbewahrt als Zeichen der Hoffnung in trüben und gefahrvollen Stunden.

Am Nachmittag war über Lodz ein brauner Rauchstreifen sichtbar. Am Abend flammte der Himmel über Rzgow und die Nachbardörfer Gospodarz, Wola und Ruda. Über Konstantinow zog sich ein breiter Feuerstreifen. Brände ringsum. Das Geschützfeuer ließ nach. Lange horchte ich vor dem Zubettgehen in die Nacht hinaus. Rechts und links war das Taktak der Maschinengewehre und das Massenfeuer der Infanterie zu hören. Unsere wertvollsten Sachen waren für den Fall einer nötigen Flucht verpackt. Wir rechneten mit der Möglichkeit eines plötzlichen Erwachens. Sollte der Fall eintreten, daß die russische Artillerie eine der Bewegungen machte, die der Oberkommandierende in seinen Berichten mit den Worten bezeichnet: „Wir gingen ein wenig zurück!“ so kam unser Haus in die äußerste Kampflinie. Unser Schlaf war trotzdem ruhig und nach den Nervenaufpeitschungen des Tages erquickend.

22. November. In der Morgendämmerung werden wir durch scharfes Läuten geweckt. Es wird uns die Nachricht gebracht, daß in der Nacht in unserer Nähe eine Schlacht stattgefunden habe. Unser Haus soll als Sammelstelle für Verwundete eingerichtet werden. Draußen finde ich einen Sanitätssoldaten. Unsere Zimmer, auch die Schulstube, die sich zur Aufnahme der Verwundeten einrichten ließe, sind ungeheizt. Da die Verwundeten schon auf dem Wege sein sollen, so beschließen wir, sie zunächst in unserer Küche unterzubringen. Bald kommen auf dem Wege, der vom Dorfe Gatki zu uns führt, eine Anzahl verletzter Soldaten. Sie tragen Notverbände. Von ihnen erfahren wir, daß die Hauptzahl der in den Kämpfen der Nacht Verwundeten über Ruda in die Lodzer Lazarette gebracht wird. Nur die in den Reservestellungen zu Schaden Gekommenen oder die, die sich im Dunkel der Nacht in

Sicherheit bringen wollten und abirrten, werden zu uns geleitet. Das Verlangen aller richtet sich auf Brot. Sie behaupten, seit drei Tagen kein Brot mehr gegessen zu haben. Brot ist nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande knapp geworden. Die Landwirte in der Nachbarschaft haben ihre geringen Mehlvorräte versteckt und seit längerer Zeit nicht mehr gebacken, weil sie befürchteten, von herumstreifenden Soldaten beim Brotbacken überrascht und beraubt zu werden. Wir verteilen unsere geringen Vorräte. Ich mache mich auf den Weg zu den Wirten, von denen bekannt ist, daß sie noch über Vorräte verfügen, um Brot von ihnen zu kaufen. Niemand will ohne Not von seinem kleinen Bestand abgeben. Dennoch siegen Mitleid und Einsicht. Von dem einen erhalte ich ein ganzes, von dem andern ein halbes Brot usw. In unserer Küche finde ich Mädchen aus der Nachbarschaft, die Tee bereiten und herumreichen. Ein Wagen der Elektrischen ist eingetroffen; in ihm werden die Verwundeten nach Lodz befördert. Auf primitiven Tragbahren bringt man Schwerverletzte heran, die direkt in den Wagen gehoben werden. Ihre Lebensgeister heben sich, als wir ihnen Tee und Brot anbieten. Nur ein junger, intelligenter, am Oberarm schwerverwundeter Jude, der ganz weiß von dem Blutverlust ist, lehnt dankend ab: er fühle sich zu schwach. Eine Zigarette nimmt er gern an. Ein durch Unterleibschuß Schwerverletzter greift nach Tee und Brot und beißt herzhaft in die Schnitte. Da wird ihm schlecht. Auf seine Bitte legen wir ihn auf die Bank. Er wird zusehends blässer. Die Ankunft in der Stadt wird er wohl nicht erlebt haben. Der Wagen ist gefüllt und fährt ab. Die Nachkommenden werden wieder in unsere Küche geführt. Ein Baschkire kommt den drei Kilometer langen Weg vom Kampffeld gehumpelt. Als Stütze dient ihm ein Ast. Sein Bein ist durchschossen; er ist noch nicht verbunden. Ich helfe beim Anlegen des Verbandes. Die Kugel hat bei ihrem Ein- und Ausgang kaum sichtbare Spuren hinterlassen. Er zuckt leicht zusammen, als der Sanitäter die Binde zuschnürt. Seine in der Küche sitzenden Leidensgefährten wimmern leise, während sie ihren Tee schlürfen. Der Kehrreim ihrer Jammerlaute sind die Worte: „Oi! Germanjetz, Germanjetz!“ Sie sind halb Rache- halb Wehtöne. Ein buntes Völkergemisch sitzt da herum: Baschkiren, Kirgisen, Tataren und Angehörige anderer asiatischer Völker.

Vor dem gegenüberliegenden Dorfwirtshaus hat ein Offizier den Versuch unternommen, die Mannschaftsreste eines Regiments zu sammeln. Nur die Fahne des Regiments und einige dreißig Mann finden sich zusammen. Die Mannschaft setzt sich zusammen aus Drückebergern, die die Nacht in den Wohnungen und Scheunen der Landwirte zubrachten. Ein trauriger Rapport, den die Ordonnanz zum Divisionskommandeur bringt! Der Offizier

tritt nach Erledigung seiner Aufgabe mit zwei anderen Offizieren in unser Haus; sie melden sich als Frühstücksgäste an. Unterdessen erzählt mir ein Soldat, daß das ganze vierte sibirische Schützenregiment bei einem Bajonettangriff auf die Anhöhe vor Rzgow aufgerieben worden sei. Von den hundert Offizieren soll keiner zurückgekommen sein. Über die Kampflage kann er sich kein Bild machen. Er läßt mich durch den Feldstecher blicken: die Schrapnellwölkchen sind jetzt in weiter Ferne sichtbar. Anscheinend ist der Kampf am linken deutschen Flügel in eine rückläufige Bewegung geraten.

Wieder sausen einzelne Geschosse über unser Haus. Auch die Offiziere haben kein Urteil über den Stand der Dinge. — Der Zuzug der Verwundeten hört in den Vormittagsstunden auf.

Um die Mittagszeit sagt ein Offizier Einquartierung an. Der Kommandeur der ersten sibirischen Brigade, der Stabsarzt und der Pope, die sich bald darauf einstellen, sind wohlgenährte Herren, Fallstaffrecken. Sie machen es sich in unserem Eßzimmer bequem. Da sie Karten lesen müssen, nötige ich sie in das größere Zimmer mit besserer Tagesbeleuchtung. Sie halten es nicht lange darin aus. Die Kühle — vielleicht auch die deutschen Büchertitel in den Schränken — vertreiben sie daraus. Die Mannschaften halten sich in der Küche auf. Der Adjutant, ein Pole mit deutschem Namen, der sich meiner am Herde stehenden Frau gefällig und entgegenkommend erweisen will, schimpft die Soldaten aus und fordert sie auf, sich im Hof aufzuhalten. Sie murren draußen, man behandle sie wie Hunde, zum Totschießenlassen seien sie den Offizieren gerade gut genug. Ich führte sie in die Schulküche und teilte Holz aus. Unangenehm war das in der Küche aufgestellte Telephon, weil meine Frau wider Willen sich die Telephongespräche anhören mußte, so lange sie in der Küche zu tun hatte. Der Aufenthalt des Brigadestabes dauerte bis zum Abend. Die Herren dankten meiner Frau, als sie fragte, ob sie Schlafgelegenheiten bereiten lassen solle. Sie zogen vor, das Stabsquartier in das Wirthaus zu verlegen und dort auf Stroh zu liegen.

Am Abend wurde kaum hundert Schritt von unserem Hause entfernt ein neuer Schützengraben aufgeworfen. Wohl als Reservestellung für den Fall eines deutschen Vorstoßes. Also ist die Lage noch immer unentschieden! — Die Soldateska hat im Dorf freies Schalten. Die geflüchteten Besitzer, die heute im Laufe des Tages in ihre Wirtschaften zurückkehren wollten, wurden von den Sibiriern, die unterdessen die für einen Weihnachtsbraten großgezogenen Ferkel und das Geflügel geschlachtet hatten, beschimpft und bedroht. Sie mußten weichen. — Einer Frau, die am Abend mit ihrem Hausrat zu uns flüchtete, nahm man das letzte Brot weg. — Die Kanonade dauerte bis in die Nacht hinein.

23. November. Früh ist starrer Frost. — Das Schießen in unserer Nähe hat nachgelassen. Nur aus der Ferne tönt schwächerer Kanonendonner herüber. Die elektrische Fernbahn hat heute ihren Betrieb aufgenommen, so daß ich nach zweitägiger Unterbrechung wieder nach Lodz fahren kann. Im Wagen äußert sich ein poltriger Bataillonskommandeur über die russischen Erfolge. Er wird von den Insassen des Abteils umschmeichelt, so daß er sein Teilwissen gern preisgibt. Bei dem Sturmangriff auf die deutschen Stellungen seien von seinem Bataillon nur zwei Mann übrig geblieben und von den Offizieren seines Regiments nur noch fünf. Wohl seien die Opfer groß, aber man habe die Genugtuung, einen starken Feind zurückgeschlagen zu haben. Die Zivilisten wollen wissen, daß Prinz Rupprecht mit einer Armee von 40000 Mann von den Russen umzingelt sei. Der Offizier kann darüber keine Auskunft geben.

Im eingeschlossenen Lodz.

Lodz macht heute den Eindruck eines einzigen großen Heerlagers. Auf allen Plätzen, Straßen und Höfen stehen Kolonnen. Die Straßenbahn verkehrt nicht. Die Petrikauer Straße ist von der Miliz besetzt und gesperrt. Ich gehe den Verheerungen, die die Geschosse im Innern der Stadt vorgestern und gestern angerichtet haben, nach. Auf der Petrikauer Straße ist der Dachstuhl eines Hauses zertrümmert. — Schon gestern war mir die Nachricht zugekommen, daß auch das Haus, in dem sich mein Kontor befindet, durch einen Bombenwurf starke Beschädigungen davongetragen haben soll. Am meisten ist der zweite Stock des Hauses, in dem sich die Wohnung eines in deutscher Kriegsgefangenschaft gehaltenen Arztes befindet, in Mitleidenschaft gezogen. Die Hofwand hat eine klaffende Öffnung, in den Zimmern sind unbeschreibliche Verwüstungen. Aber auch in meinem Kontor scheint ein Geist der Zerstörung gehaust zu haben. Alle Fensterscheiben sind zertrümmert, die Fensterrahmen zerbrochen, verschlossene Türen und verriegelte Fenster durch den ungeheuren Luftdruck aufgerissen, die Möbelstücke durcheinandergeworfen und beschädigt und die großen Schaufensterscheiben hinter den eisernen Jalousien in Hunderte von Stückchen zerbrochen. Alle Einrichtungsgegenstände sind mit einer dichten Mörtelschicht bedeckt. Menschen sind im Hause nicht zu Schaden gekommen. Im ersten Stock ist ein junges Mädchen in wunderbarer Weise vor Unfall bewahrt worden. Der Badeofen, neben dem sie sich befand, ist durch Sprengstücke in zwei Hälften geteilt, die nebenan stehende Waschschüssel an einigen Stellen durchlöchert worden. Das Mädchen hat nur eine geringfügige Verletzung erlitten.

Ähnliche Verheerungen finden sich noch an anderen Stellen der Stadt. Ein Geschoß hat in der Hoffrichterschen Fabrik gezündet, die niedergebrannt ist. Auf der Orlastraße ist ein Geschoß steilschräg in den Hof eines Hauses gekommen und hat die Küchenwand einer Erdgeschoßwohnung mit der darunter befindlichen Kellerwand- und Fundamentpartie auseinandergerissen. Und so ist es noch den Bewohnern von zehn anderen Häusern im Stadtinnern ergangen. Einige Menschen sind getötet, eine Anzahl verletzt worden. Ein bestimmter Teil der Bevölkerung hat wieder einmal Grund über das „Barbarentum" der „Preußen" zu schimpfen. Kritischer Veranlagte rechnen mit der Möglichkeit, daß russische Steilfeuergeschütze in ihrem Eifer, die deutschen Flieger zu treffen, die Schäden verursacht haben.

Es steht doch nicht so glänzend um die Russen! Der Häuserblock um das Grand Hotel, in dem der russische Generalstab einquartiert ist, ist an den Straßenecken: Petrikauer, Benedikt, Nikolai und Krutka durch Barrikaden aus umgestürzten Rollwagen „geschützt". Man fürchtet einen Handstreich der Deutschen, die einen Zug Panzerautomobile in das Stadtinnere bringen könnten. Überall herrscht gedrückte Stimmung. Bis zum Abend werden entscheidende Ereignisse erwartet. Es gibt Mitbürger, die allen Ernstes behaupten, ein deutsches Militärauto gesehn zu haben, wie es unter weißer Flagge in die Stadt einfuhr. Die Insassen, deutsche Offiziere mit verbundenen Augen, sollen als Parlamentäre gekommen sein. Sie drohten angeblich mit einem vernichtenden Bombardement der Stadt, falls die russische Armee sich nicht ergebe.

Lodz soll eine ungeheure Anzahl Verwundeter beherbergen. Man hört Zahlen zwischen 20 000 bis 40 000 nennen. Schulen, Spitäler und rasch für eine Aufnahme hergerichtete Fabriksäle sind mit ihnen überfüllt. Die Einrichtungen für die Verwundetenpflege sind primitiv. Wieder sind es die jetzt so verhaßten und jeder Beschimpfung preisgegebenen Deutschen, die tatkräftig und aufopfernd die Fürsorge in die Hand genommen haben. Da die Stätten für die Verwundetenpflege nicht mehr ausreichen, so nimmt man die Verletzten in Privatwohnungen auf. Ein jeder kann heute über die Schreckensbilder des Blutvergießens berichten.

Traurige Nachrichten sind aus Konstantinow eingelaufen. Der größte Teil des Ortes soll zusammengeschossen oder niedergebrannt sein, darunter auch die evangelische Kirche. Die Russen stellten in der Nähe des Pfarrhauses eine Batterie auf, ohne die Umwohner zu benachrichtigen. Erst als die russische Artilleriestellung von den deutschen Fliegern ermittelt und von deutschen Geschützen unter Feuer genommen ward, wurden die Bewohner der nächsten Häuser gewahr, daß sie in größter Gefahr schweben. Sie flüchteten, ohne von ihrer Habe etwas retten zu können.

Auch Pabianice ist überfüllt mit Militär. Der Stab des Generals v. Plehwe, der die russischen Verstärkungen herangeführt hat, befindet sich dort. Zu den Merkwürdigkeiten dieses Krieges kann eine dreisprachige Bekanntmachung gerechnet werden, die ich heute am Magistratsgebäude in Pabianice angeklebt fand. General von Plehwe gibt darin der Bevölkerung des „eroberten" Gebiets Vorschriften über ihr Verhalten und droht mit schärfsten Maßregeln bei Widersetzlichkeiten. Gelten wir wirklich schon als „Landesfeinde" oder ist man jetzt in den russischen Stäben so sparsam, daß man die für die Eroberung Deutschlands im voraus gedruckten Bekanntmachungen in Ermangelung einer besseren Verwendung im eigenen Lande aushängt? Auch auf die Gefahr hin, sich damit lächerlich zu machen.

Bäcker- und Fleischerläden sind in Lodz und Pabianice geschlossen. Nahrungsmittel können aus der Umgegend nicht beschafft werden. Die Zufuhr vom Lande ist unterbunden. Wir leben wie in einer belagerten Festung. — Der Weg nach Petrikau (und von da nach Warschau) ist seit heute wieder frei.

24. November. Wie doch die politischen Leidenschaften alle Grundlagen des Urteils verschieben! Die polnische Bevölkerung, die über den Sieg der Russen frohlockt, hält die deutsche Armee für vernichtend geschlagen. Allerlei Reporterweisheit über Vernichtung eines ganzen deutschen Korps, Eroberung von über hundert deutschen Geschützen, verbrämt mit gehässigen Erläuterungen, macht sich breit. Da überraschte mich heute früh die Äußerung eines alten deutschen Webers aus unserem Dorf. Er meinte zuversichtlich: „Die (Deutschen), die kommen wieder. In einer Woche, und wenn es lange dauert in zwei Wochen, sind sie wieder hier!"

Die große Frage des Tages ist in Lodz die Verwundetenfürsorge. Die mangelhafte russische Organisation zeigt sich wieder einmal in ihrer vollen Größe! Auch der noch hier weilende Gutschkow, der Bevollmächtigte des Roten Kreuzes, der alles mögliche tut, kann fehlendes nicht ersetzen. In Lodz fehlt es an Ärzten und geschultem Pflegepersonal. Sehr schlimm ergeht es den deutschen Verwundeten, die von den deutschen Truppen auf ihrem eiligen Rückzuge von Rzgow zurückgelassen wurden. Sie werden vernachlässigt. Deutsche Frauen und Mädchen, die mit Nahrungsmitteln in die Lazarette gehen, suchen sich ihnen zu nähern und die bescheidenen Wünsche der Verwundeten zu erfüllen.

Unseren Landleuten, die mit ihren Pferden zu Vorspanndiensten geschleppt werden, geht es immer ärger. Ein junger Nachbar kam heute nach achttägiger Abwesenheit zurück. Er und seine Pferde sind unterwegs dem Hungertode ausgesetzt gewesen. Mit dem russischen Militär zieht überall der Hunger ein.

Wir haben nun Tag für Tag Einquartierung. Meistens Kolonnen. Die Unordnung in Haus und Hof wird immer größer. Um einer Verlausung unserer Wohnung zu steuern, wird nach dem Abzug einer jeden Einquartierung eine Generalsäuberung der Küche vorgenommen. — In unserem Stall liegt seit einigen Tagen ein gefallenes Pferd. Der Abdecker kann es nicht wegholen, da er in der Stadt in Anspruch genommen ist. Auf der Chaussee zwischen Lask und Pabianice will man gegen sechzig gefallene, zum Teil noch lebende Pferde, denen der Gnadenschuß versagt blieb, gezählt haben.

Tagsüber war starker Kanonendonner aus den Richtungen Lask und Konstantinow zu hören. Ein Pope gab die Erklärung, daß eine deutsche Division sich in einem Walde „versteckt“ halte. Der Wald werde nun von den Russen beschossen.

Auf dem Schlachtfelde bei Rzgow.

25. November. Die deutschen Truppen haben auf ihrem Rückzug von Rzgow, der sie über Koluschki nach Brzeziny geführt haben soll, ihre Toten auf der von den Russen unter großen Verlusten erstürmten Anhöhe bei Rzgow zurückgelassen. Mit einem Nachbar besuchte ich heute das Leichenfeld. Wir besichtigten zunächst den breiten, gut gedeckten und mit allen möglichen (aus den verlassenen Häusern geholten) Gegenständen versehenen Schützengraben hinter unserm Dorfe, in dessen Nähe sich eine Anzahl Trichter von krepierten Geschossen befinden. In der Nähe des Grabens stoßen wir auf eine Erdhöhle, in der sich während der Kampftage die Bewohner der anliegenden Wiesenhäuser aufhielten. Vor Gatki zieht sich das Flüßchen Ner hin. Am Ufer entlang und hinter den Häusern des Dorfes befinden sich flache, rasch aufgeworfene Schützengräben. Hier setzten sich die Russen vor ihrem Angriff fest. So geht es die Dorfstraße entlang bis zu ihrer Mündung in die Chaussee Ruda — Rzgow. Auch am Fuße des Hügels sind niedrige russische Gräben. Ich vergegenwärtige mir die einzelnen Phasen des Nachtkampfes, der sich so nahe unserem Heime abspielte. Man sagt uns, daß die Russen dreimal zum Angriff ansetzen mußten, bevor es ihrer Übermacht gelang, den Hügel zu erstürmen. Auf halber Höhe beginnen die deutschen Gräben. Sie sind sauber, mit der von den Russen so oft bespöttelten deutschen „Akkuratesse“ und mit all der Liebe und dem Ordnungssinn, den nur der Deutsche in eine Sache legen kann, im sandigen Boden abgestochen. Besonders fallen die Sitzbänkchen aus Sand auf. Die vorderen Gräben sind für zwei und drei Beobachter bestimmt. Die hinteren ziehen sich in langen Reihen hin. Auf der Spitze des Hügels ist der Boden aufgewühlt. Ein

Doppelposten untersagt uns den weiteren Aufstieg. Andere Besucher des Feldes wollen erfahren haben, daß ein zerschossenes Geschütz und einige Granaten oben bewacht werden. Rechts beginnt eine lange Reihe Schützengräben. Wir stoßen auf die ersten Leichen ... Furchtbar muß das Ringen gewesen sein. Man findet die toten Krieger in allen Stellungen. Einzeln und in Gruppen. Hier liegt einer auf dem Rücken, die Hände gegen die auf ihn gezückte feindliche Waffe vorhaltend. Immer, wenn ich mich niederbeuge, befürchte ich, ein bekanntes Gesicht zu finden. Hier der schwarze Wollkopf mit den trotzig aufgeworfenen Lippen erinnert mich an einen Bekannten. Die meisten Leichen sind nicht unberührt geblieben. Russische Soldaten und Raubgesindel aus Stadt und Land haben die Gefallenen um den Inhalt ihrer Taschen beraubt und Stiefel, einzelnen sogar Hosen und Strümpfe heruntergezogen. Man hat den Armen, die einen ehrlichen Soldatentod gestorben sind, noch nicht die Grabruhe gegönnt. Es zuckt einem in der Hand, wenn man Äußerungen der feindseligen Landbevölkerung hört, wie: „Sollen sie doch liegen; die Raben können sie ja verspeisen!“ Ein deutscher Lehrer erzählte mir, wie er bei einem Gang über das Schlachtfeld einen Gefallenen fand, dessen Ringfinger von der Hand getrennt war. Und die Hand war aufgeschwollen. Ein Zeichen, daß die Bestialität an einem noch Lebenden vollbracht wurde. Ein anderer Deutscher, der in der Nähe des Kampffeldes wohnt, hatte vorgestern Gelegenheit, eine Anzahl Briefe zu sammeln, die die Leichenräuber als wertloses Gut beiseite geworfen hatten. Er hat die Briefe an sich genommen, um später den Briefschreibern Nachricht über das Schicksal ihrer Angehörigen zu geben. Die gefallenen Russen sind bereits beerdigt.

Lodz soll bis zum letzten Mann behauptet werden.

26. November. Zu den sonstigen Nöten, die unsere Stadt betroffen haben, gehört auch die Fürsorge für die Heimatlosen, die infolge der Kämpfe ihre Heimstätten verlassen mußten. Unsere Bürgerschaft bringt große Opfer.

Aus der Nachbarschaft wird uns wieder eine der vielen Begebenheiten zugetragen, die als „echtrussische“ Züge, Randverzierungen zu der künftigen wahrheitsgemäßen Schilderung der Kriegsereignisse abgeben werden. Der deutsche Verwalter eines Gutes wird des Kriegsverrats beschuldigt, weil die russische Einquartierung durch eine zielsichere deutsche Geschosse große Verluste hatte. Er — und nicht etwa seine Dienstleute — muß für die Gefallenen Gräber ausschaufeln. Als er fertig ist, wird ihm gesagt: „Und nun dein eigenes Grab!“ Er steht Todesangst aus: schließlich kauft er sich durch ein wertvolles Geschenk an den Offizier frei.

27. November. Abermals zittern unsere Fenster. Das Geschützfeuer nähert sich uns. Auch die Maschinengewehre sind wieder zu hören. — Es verlautet, daß die Russen sich an der Alexandrower Front zurückziehen mußten. Ihre Geschütze sind jetzt an den alten christlichen Friedhöfen aufgestellt. Einzelne deutsche Geschosse fallen in die Friedhöfe und wühlen Gräber und Wege auf.

Das polnische National-Komitee veröffentlicht einen seiner wortreichen Aufrufe, in dem es heißt: „Die Niederlage der Deutschen in diesem Kampf ist unser Sieg . . . Das polnische Volk hat nur ein Bestreben: die deutsche Macht zu brechen und Polen unter dem Zepter von Rußland zu vereinigen."

28. November. Während ich heute in der Stadt weilte, sagte ein Offizier in unserem Hause Quartier für einen Regimentsstab an. Ihm folgte nach einer Zeit ein anderer Offizier, der denselben Auftrag hatte. Und nach kurzer Zeit kam ein dritter, dem meine Frau in ihrem drolligen Russisch erklärte, daß das Haus schon belegt sei. Er faßte ihre Worte falsch auf, wurde grob und schrie in deutscher Sprache: „Für Deutsche habben Sie Quartier! Russen wollen Sie nicht haben. Ich werde ganzes Bataillon ins Haus schicken, weil sie seien böse (er meinte feindlich)!" Meiner Frau fuhr der Schreck in die Glieder. Sie machte ihn auf das Irrige seiner Annahme aufmerksam. Bald darauf traf der Oberst mit den drei Offizieren ein. Sie richteten sich häuslich ein und baten um Verpflegung; Fleisch wollten sie besorgen. Als ich nach Hause kam, fand ich meine Frau noch bleich vom ausgestandenen Schrecken. Nach dem Mittagessen war bei den Offizieren eine versöhnliche Stimmung eingetreten, sie sagten meiner Frau Schmeichelhaftes über ihre Kochkunst und drohten mit längerem Bleiben in unserem Hause. Meine Frau riskierte es, dem Wüterich seine Grobheit vorzuhalten. Das Mißverständnis fand befriedigende Aufklärung. Er wurde liebenswürdig. Die Herren erzählten, daß ihr Regiment direkt aus Warschau käme und den weiten Weg durch Gewaltmärsche innerhalb zweier Tage und Nächte zurückgelegt habe. Schlecht war es mit den Mannschaften bestellt, die ohne Verpflegung geblieben waren und das ihnen Nötige im Dorfe „kaufen" sollten. Nach dem Essen hielten die Offiziere einen langen Schlaf.

29. November. Entgegen dem Erwarten der Offiziere, die mit einem zweitägigen Aufenthalt bei uns rechneten, mußte das Regiment heute noch vor Tage aufbrechen. Schon um vier Uhr begann das Poltern des Aufbruchs. Die patentierten Kriegsbetten, die zusammengelegt die Form von Kisten haben, wurden mit großem Geräusch hinausgeschleppt. Nach ihrem Abzug besahen wir uns unseren Schaden. Im Eßzimmer fehlte eine Plüschdecke. Aus dem Gastzimmer war die einem Kriegsfreiwilligen

überlassene pelzgefütterte Reisedecke verschwunden. Diebische Offizierburschen hatten die Decken und manches andere mitgehen heißen.

Am jüdischen Friedhof sind russische Stellungen, die von der deutschen Artillerie aus dem Lagiewniker Walde beschossen werden. Die jüdischen Toten werden auf eine provisorische Begräbnisstätte geschafft. — Großfürst Nikolai soll befohlen haben, Lodz „bis zum letzten Mann" zu behaupten. Auch sollen die Deutschen ohne Rücksicht auf die Zahl der russischen Opfer aus dem Lagiewniker Walde geworfen werden. Dazu wird hier noch erzählt, ein Offizier habe den Mut gefunden, auf das Unsinnige eines solchen Unternehmens aufmerksam zu machen; der Großfürst habe ihn geohrfeigt. Der Offizier habe auf den Großfürsten geschossen, ihn leicht verletzt und sich dann selbst erschossen.

Ununterbrochen wird um Lodz gekämpft. Das Donnern der Geschütze, das Erzittern der Fenster und der grauenhafte Widerhall in den Straßen sind gewohnte Erscheinungen geworden. Eindruck macht nur noch das Krepieren der Geschosse mitten in der Stadt. Viele Familien sind schon in die Keller übersiedelt, wo sie sich Schlafstätten eingerichtet haben.

Auch in Pabianice sind deutsche Verwundete in den schlecht eingerichteten Lazaretten untergebracht. Erschütternde Einzelheiten werden bekannt. So haben russische Soldaten einem verwundeten deutschen Feldwebel auf dem Schlachtfelde die Stiefel ausgezogen. Dem Opfer der russischen Raubgier sind beide Füße erfroren.

30. November. Die Seele des russischen Offiziers enthüllte sich mir in manchen Unterhaltungen in der Elektrischen. — Zwei Bataillonskommandeure ironisierten Bekanntmachungen der Direktion der Zufuhrbahnen; sie vermuten hinter jeder anonymen Gesellschaft in Lodz Deutsche. Sie machen sich über sich selbst lustig, weil sie nach Lodz gefahren waren, um für teures Geld Pelzsachen zu kaufen. „Die Deutschen werden sicherlich bei ihrem Einrücken alle Pelzbestände ohne Zahlung sich aneignen". Ein jüdischer Kaufmann mischt sich ins Gespräch und erzählt von den großen Einkäufen der deutschen Truppen während ihres dreiwöchigen Aufenthaltes im Oktober. Die beiden Offiziere machen wegwerfende Bemerkungen über die Moral des deutschen Offiziers. Der Kaufmann erwähnt in seiner natürlichen oder gemachten Naivität Einzelzüge aus dem Leben der deutschen Offiziere, die das Gegenteil beweisen. Die beiden Russen werden immer ärgerlicher. — Im Abteil wird über den hungernden russischen Soldaten gesprochen. Ein Offizier meint: „Ja, unsere Soldaten leiden in der Tat große Not, da die Zufuhr ausbleibt. Wie arg muß es aber erst im deutschen Heere aussehen, das in Friedenszeiten seinen Brotbedarf von uns erhielt!" — Ein Kosakenoffizier

erzählt, daß er bei Sieradz ein deutsches Flugzeug heruntergeschossen habe. Er mache sich anheischig, jeden Aeroplan herab zu holen. Seine Kunst bestehe in der richtigen Schätzung der Geschwindigkeit und Höhe des Flugzeuges. Er richte den Karabiner auf ein imaginäres Ziel; so erreiche die Kugel nach seiner Berechnung im richtigen Augenblicke das Flugzeug. Militärs und Zivilisten hörten gespannt zu. Der gute Schütze wird um die ihm zustehende Prämie beneidet. Seine Erzählungen machen offensichtlich einen guten Eindruck. Sehr günstig urteilt er über Großfürst Nikolaus, den er als die Seele der russischen Armee verehre. Wenn der Großfürst nicht immer im entscheidenden Augenblick eingegriffen hätte, wäre es schon längst um das russische Heer geschehen. Auch die Führereigenschaften anderer hoher russischer Militärs werden besprochen. Immer wieder hören wir deutsche Namen. Er beginnt jeden dritten Satz mit den Worten: „Obgleich Deutscher, so ist er doch...!"

Der heutige Tag bringt uns wieder einen Regimentsstab als Einquartierung. Als meine Frau die Herren durch die Wohnung führt, läßt sich der Oberst apathisch auf das Sofa fallen. Offiziere und Mannschaften sind durch Dauermärsche ermüdet. In der Küche bemühte sich der Koch vergeblich, eine Ente schmackhaft zuzubereiten. Meine Frau greift hilfreich ein, als seine Kunst versagt; sie sorgt dafür, daß auch sonst noch manches auf den Tisch kommt. Während des Essens kommt die Nachricht, daß das Regiment nach Lask, von wo es erst vor zwei Stunden kam, zurück müsse. Offiziere und Mannschaften sind niedergeschlagen, weil der Aufbruchsbefehl sie um die erhoffte Nachtruhe brachte. Der Oberst drückte beim Abschied meiner Frau herzlich die Hand und ersuchte einen polnischsprechenden Offizier ihr den Dank der Herren für die gefundene Aufnahme auszusprechen. Nur der Kanzleichef mit seinem Personal bleibt bei uns. Die Kanzlisten haben sich schon für einen längeren Aufenthalt eingerichtet. Sie berichten von dem Feldzug in Galizien, in dem sich ihr Regiment auszeichnete. Das Auftreten der Offiziere ist tadelfrei. Man darf der Versicherung, das es sich um ein Eliteregiment der russischen Armee handele, Glauben schenken.

1. Dezember. In der Nacht werden wir durch heftiges Pochen an unsere Schlafzümmertür geweckt. Auf meine wiederholte Frage, wer Einlaß begehre, bekam ich keine Antwort. Ich öffne die Tür und frage, was man wolle. „Nachtlager!" wird mir in brummigem Ton geantwortet. Ich sage, daß das Haus überfüllt sei und will die Tür schließen. Vergebliches Bemühen. Der Draußenstehende hat seinen Fuß in die Spalte geschoben. Da äußere ich mich unwillig, daß man dem Wohnungsinhaber und seiner Familie nicht einmal im letzten Zimmer seines Hauses ein bißchen Ruhe gönne und ersuche den Ruhestörer, sich in der

Nachbarschaft um Quartier umzusehen. Ton und Worte scheinen ihn überrascht zu haben; er zieht seinen Fuß etwas zurück, so daß ich mit sanfter Gewalt die Tür wieder schließen kann.

Am Morgen kommt das Mädchen mit der Meldung, die Soldaten hätten Tassen, Messer und andere Gegenstände der Kücheneinrichtung an sich genommen. Ich gehe mit ihr in die Küche und stelle die Anwesenden zur Rede. Ich höre Äußerungen der Entrüstung. Man greift in die Stiefelschäfte und zeigt mir silberne Tischmesser und Löffel mit Adelsmonogrammen, wohl galizischer Herkunft: ob diese unser Eigentum wären? Die Tassen u. a. habe man sich nur „geliehen"! Nach dem Aufbruch der Kanzlei mit der Bagage des Regiments stellte meine Frau abermals den Abgang einiger Tischbestecke u. a. fest.

Kaum hatte der letzte Wagen den Hof verlassen, als eine Anzahl Feldküchen in und vor dem Hofe Aufstellung nehmen. Ein polnischer Soldat erzählt mir, daß die Feldküchen gestern abend noch ihren Stand auf dem Neuen Ring hatten. Einige Granaten, die gestern abend den Ringplatz und seine Umgebung trafen, hätten furchtbare Verheerungen angerichtet. Die Feldküchen-Abteilung sei nun bis zu uns — 10 Kilometer von ihrem bisherigen Standplatz entfernt — hinausgeschoben worden. Ein Soldat hat den Taubenschlag geöffnet. Er und einige seiner Kameraden machen sich um eine ausgeflogene Taube zu schaffen. Ich weiß Bescheid. Ich fragte nach den Absichten der Leute, erhalte aber keine Antwort. Da entfährt mir im Ärger das Wort: „Diebe!" Doch keiner fühlte sich verletzt. Des Nachbars Staketenzaun und unser Weinspalier dienen den Feldküchen als Heizmaterial. Als ich mich auf den Weg in die Stadt begebe, rufe ich einigen „Semljaki" („Landsleuten"), die im Hofe an einem Biwakfeuer sitzen, aus dem die Weinranken heraushängen, zu: „Ihr erlaubt euch zuviel! Ich werde mich bei dem Kommandanten über euch beschweren müssen!" Es sind die reinen Galgenvögel, die in das Feuer oder in das darüber hängende Kesselchen stieren. Als ich vorüber bin, ruft mir jemand in gedämpftem Ton das Wort: „Niemez!" („Deutscher!") nach. — Meine Äußerung muß dem Führer der Feldküchenkolonne, einem Feldwebelleutnant, zugetragen worden sein. Es ist derselbe, der in der Nacht die Störung verursachte, und es läßt sich verstehen, daß er uns wegen der ihm zuteil gewordenen Abfertigung noch gram ist. Während meiner Abwesenheit wandte er sich an meine Frau mit dem Ersuchen, Holz für die Küchen zu verkaufen. Meine Frau sagte, daß unser Wintervorrat von den Einquartierungen schon längst aufgebracht sei; als er sich ungläubig stellte, läßt sie den Schuppen aufschließen. Seine Feindseligkeit legt sich nicht. Er läßt sich von den Soldaten bestätigen, daß der „Chossjain" (Hauswirt) ein „Germanjetz" sei. Er bleibt bei uns als Quartiergast. Das in den Feldküchen

gekochte Essen wird am Abend nach Lodz in die Nähe der russischen Stellungen gefahren.

In Lodz fand ich eine verzweifelte Stimmung. Die deutschen Geschosse sind anscheinend nach dem Grand Hotel und dem Fabriksbahnhof gerichtet gewesen. Ich sah mir an einigen Stellen die verursachten Schäden an. In der Nähe der Heinzelschen Zentrale ist das Holzpflaster von einer Granate aufgewühlt. Auch in der Nähe sind in Höfen und an Häusern Spuren von Treffern. Eine Anzahl Soldaten und Zivilisten sind getötet oder verletzt worden.

2. Dezember. Die Feldküchenkolonne verließ uns heute vormittag. Mein gestriges Auftreten hatte wenigstens den Erfolg, daß man uns keinen direkten Schaden mehr zufügte. Dagegen ist der größte Teil der Zäune in der Nachbarschaft verschwunden. Der Hof und der Steig vor dem Hause sind mit fußhohem Pferdemist bedeckt. Erleichtert atmen wir auf, als hinter der letzten „Gulaschkanone" das Tor zugemacht wird. Während der letzten vierundzwanzig Stunden hatten wir das Gefühl, in der Gewalt einer Räuberbande zu sein.

Die Lodzer haben wieder eine furchtbare Nacht durchlebt. Blasse Gesichter, trübe Mienen; aus den Gesichtern blickt mir Hoffnungslosigkeit entgegen. Die Bewohner der oberen Stockwerke halten sich während der Nachtstunden in den unteren Wohnräumen oder auch in Kellern auf. Die Furcht vor der im nächsten Augenblick berstenden Granate hat den Nahrungsmittelmangel zu einer geringfügigen Not herabgedrückt. Wieder besichtige ich einige Häuser, die von Geschossen getroffen worden sind und sehe kaum vorstellbare Zerstörungen. — Die Zeitungen dürfen nicht über die Wirkung der Beschießung der Stadt berichten. Während ganz Lodz vor dem Schlimmsten zittert, müssen sich die Tagesblätter auf dürftige Notizen über verschiedene „Feuer" in der Stadt beschränken. Auch die Gasanstalt ist von einem solchen „Feuer" heimgesucht worden. Fast wäre es die Ursache einer großen Katastrophe geworden.

Eine halbe Million Menschen müssen eine von Stunde zu Stunde sich steigernde Todespein ausstehen. Die Grundfesten der Stadt scheinen von dem höllischen Gedröhn zu erzittern... Der Bericht des Obersten Hauptkommandierenden erledigt das große Geschehen um uns mit den dürftigen Worten: „Im Rayon von Lodz beschränken sich die Kriegsoperationen auf ein energisches Artilleriefeuer".

Um zwölf Uhr erscheint über dem Grand Hotel ein deutscher Flieger. Das auf dem Dache des Hotels aufgestellte Maschinengewehr nimmt ihn erfolglos unter Feuer.

Der Stab der Armee v. Plehwe soll von Pabianice nach Rzgow übertragen worden sein. Und obgleich, nach russischem Bericht, die preußische Garde-Infanterie-Brigade vor Szczercow

verdrängt sein soll, so daß sie sich „in Unordnung zurückziehen mußte", soll auch das nahe Lask schon von den Russen geräumt worden sein. Die russischen Stellungen befinden sich vor Pabianice. Aus der Richtung Lask war heute nachmittag eine furchtbare Kanonade zu hören. Gegen abend ließ sie etwas nach; aber erst in den späten Nachtstunden verstummte sie ganz.

3. Dezember. Noch vor Tagesgrauen nehmen die Kanonen wieder ihre Tätigkeit auf. Unser Gehör hat sich so geschärft, daß wir auch im Zimmer die genaue Richtung, aus der das Batteriefeuer tönt, feststellen können. Dem heutigen Dröhnen nach haben die Russen ihre Artilleriestellungen um Pabianice wieder zurückgeschoben. — In Pabianice erzählt man mir heute, daß die Deutschen ungeheure Verluste durch russische Bajonettangriffe, denen sie nicht Stand halten können, erlitten haben und daß deutsche Soldaten sich weigern, noch weiter zu kämpfen. Ich richte an den Herrn, der von der Wahrheit dieser Behauptungen überzeugt ist, die Frage, ob der Fall nicht umgekehrt liege. Auf dem Nachhausewege bestätigt Soldatenmund meine Annahme. Einige Soldaten tauschten ihre Meinungen aus. Einer von ihnen hatte ein deutsches Gewehr in Händen. Er findet es leichter als das russische. Er meint, daß die Deutschen besser schießen können, weil das Ende des Gewehrs nicht durch den Vorsprung mit der Öffnung für die Aufnahme des Seitengewehrs unterbrochen sei; deshalb ermögliche sich ein besseres Zielen. Die Soldaten sprechen von großen russischen Verlusten, weil die deutschen Truppen unerwartete Bajonettangriffe unternommen haben.

Die Beschießung von Lodz ist von einer verstärkten, weit vorgeschobenen deutschen Batterie erfolgt. Großfürst Nikolaus, der angeblich um eine Schonung der Stadt angegangen wurde, soll wieder einen seiner „strengen Befehle" erlassen haben, die Batterie ausfindig und sie unschädlich zu machen. Und es ist geschehen. — Wieder läuft eine unglaubliche, aber in Rußland, dem Lande der „unbeschränkten Möglichkeiten" mögliche Geschichte gerüchtweise durch die Kreise der „Eingeweihten". Bei dem Zuhilfeeilen der russischen Verstärkungen sollen die deutschen Truppen angeblich ausgewichen sein. Die Vorhut des anrückenden russischen Heeres soll, in der Annahme, auf deutsche Truppenteile zu stoßen, den Kampf mit der eigenen Armee aufgenommen haben. Angeblich ist dabei ein ganzes russisches Armeekorps aufgerieben worden.

Immer mehr Deutsche und Juden werden in Lodz der Spionage bezichtigt. Auf der Andreasstraße soll ein geheimes Telephon entdeckt worden sein, das der versteckten deutschen Batterie die Zielrichtung angab. Zwei Juden und ein Deutscher sollen festgenommen worden sein. — Ein Hausbesitzer von der Nawrotstraße gab seinen Verwandten aus Stockhof, die sich während der Kämpfe bei Stockhof zu ihm flüchteten, das Geleit. Er hatte vor

einem zu frühen Aufbruch gewarnt. Nun wurde er unterwegs festgenommen und weil er seinen Gang nicht genügend rechtfertigen konnte, wegen Spionage erschossen. — Und auch andere deutsche Bürger sind unter der Beschuldigung, Telephonleitungen zu den deutschen Stellungen zu haben oder den deutschen Fliegern Signale gegeben zu haben, verhaftet worden. — Zwei deutsche Knaben wurden unter demselben Verdacht festgenommen, als sie ihren Tauben auf das Dach nachkletterten. — Eine deutsche Kolonistenfamilie in der Nähe der Stadt rettete sich während der Beschießung des Dorfes in eine für den Notfall vorbereitete Erdhöhle. Als am Abend eine Pause im Artilleriekampf eintritt, tastet sich der Kolonist im Finstern nach seinem Hause zurück, um eine Flasche mit Petroleum und Zündhölzer zu holen. Auf dem Rückwege sieht er das Haus eines Nachbarn in Flammen stehen. Er tritt an den Zaun des Nachbarhauses. Hier hält ihn ein Soldat an, der ihn beschuldigt, das Feuer angelegt zu haben, als Signal für den Feind. Er schleppt den sich Sträubenden zu dem Offizier und wiederholt vor ihm seine Anschuldigung. Die Aussage des Soldaten findet durch die Petroleumflasche und die Zündhölzer, die der Landmann noch in der Hand hält, Unterstützung. Der Kolonist beteuert seine Unschuld. Man fordert seinen Paß von ihm. Als der Offizier das Paßbüchlein aufschlägt, fällt ihm ein darinliegender deutscher Requisitionsschein ins Auge. Der Schein und der deutsche Name des Beschuldigten machen die Anklage zur zweifelsfreien Tatsache. Der deutsche Kolonist wird auf der Stelle erschossen.

Die Umgegend von Lodz wird mit Geschossen besät. Das hindert arme Leute — die ohne Brot, und seit die Zufuhr ausgeblieben ist auch ohne Kartoffeln, leben — nicht, sich auf den Weg in die weniger entlegenen Dörfer zu machen, um Kartoffeln zu suchen. In Militz (Mileschki) haben die Soldaten die Mieten in den verlassenen Wirtschaften geöffnet; sie verkauften die Kartoffeln mit 20 Kopeken den Korzec. Der gefährliche Weg schreckt die Leute nicht ab, sich die Kartoffeln von dort zu holen. Auf dem Rückwege geraten die Leute in ein Granatenfeuer. Es soll Tote und Verwundete gegeben haben.

Man erzählt mir in Lodz, daß deutsche Flieger Proklamationen in die Stadt geworfen haben, worin zu lesen stand, daß man bis Sonntag Herr der Stadt sein werde, wenn nicht durch freiwillige Übergabe, so durch Erstürmen. — Nun, da die Erfolge der deutschen Truppen gegen die Lodz verteidigenden Russen auch für die minder Einsichtsvollen auf der Hand liegen und die Russen ihre Ratlosigkeit nicht mehr verbergen können, sucht man die Anerkennung der militärischen Tüchtigkeit der Deutschen mit dem Einwurf zu schmälern, daß sie sich seit vierzig Jahren auf diesen Krieg vorbereitet haben.

Am Nachmittag wird die Anhöhe zwischen unserem Dorfe und dem benachbarten Chocianowice von einem Stabe besichtigt. Reiter und Pferde heben sich wirkungsvoll vom sonnigblauen Hintergrund ab. Einem Fahrgast der Elektrischen entfahren die Worte: „Effektvoll für einen Film!“ — Vielleicht auch nur dafür! Da alles Tun heute bedeutsam ist, so wird der Ritt der Herren sofort nach verschiedenen Richtungen ausgelegt. Soll sich der Verteidigungsring um Lodz verengern — und auch Pabianice aufgegeben werden? Sucht man neue Infanteriestellungen bei Chocianowice aus, so liegen wir mitten drin im Kampffeld! Wer doch die verschleierte Zukunft enthüllen könnte!

Auf der Chaussee herrscht am Nachmittag ein reges Leben. Proviantkolonnen werden aus Pabianice zurückgeschoben und harren im Dorfe weiterer Befehle. Ordonnanzen eilen auf ihren Motorrädern vorbei. Alles läßt darauf schließen, daß zur Nacht weitere Stellungsänderungen beabsichtigt sind. — Am Spätabend kommt eine Infanterieabteilung, die sich vor unserem Hause niederläßt. Ihr Auftreten macht den Eindruck einer zuchtlosen Bande. Ich vermeide hinauszugehen, um nicht mit unerfüllbaren Wünschen behelligt zu werden. Ein Nachbar ließ sich mit einem polnischen Sanitäter in ein Gespräch ein; er erfuhr von ihm, daß die aus etwa zweihundert Mann bestehende Abteilung sich aus den Überbleibseln einiger Regimenter zusammensetze. Sie sollen einem noch nicht bestimmten Truppenverband angegliedert werden; man warte hier auf Befehl. Der Sanitäter schimpft über die russische Unordnung; statt sie planlos hin- und herzuwerfen, sollte man ihnen Brot verschaffen. Nach einer Stunde trifft ein Auto ein. Der darinsitzende Offizier befiehlt die Abteilung zurück. — Noch lange hielt ich mich im Garten auf und lauschte auf das Schießen ringsum. Das schnell sich folgende Aufblitzen des Geschützfeuers bestärkte mich in der Meinung, daß Bewegungen vor sich gehen, die durch die Tätigkeit der Artillerie maskiert werden sollen. — Erst spät suchte ich das Bett auf. Ich war noch nicht eingeschlafen, als es scharf läutete. Also doch Einquartierung! Am Tor stand eine Abteilung Kosaken, die für sich und einen Offizier Quartier wünschten. Bald erschien auch der Offizier, der sich höflich vorstellte und bescheiden auftrat. Wir verbrachten eine unruhige Nacht. Kommende und Gehende verursachten dauernd Störungen. Das Dröhnen der Kanonen und das im Zusammenhang damit stehende Klirren unserer Fenster hielt die Nacht über an.

Das Ende der Schlacht bei Lodz.

4. Dezember. Früh um fünf wurde ich durch heftiges Läuten aus unruhigem Schlummer geweckt. Ich kleidete mich an.

Im Hofe fand ich neuhinzukommene Kosaken. Der Offizier, der sie befehligte, stellte sich mit herzhaftem Händedruck vor. Der Vollmond gibt fast Tageshelle; er bescheint den hartgefrorenen und knisternden Neuschnee. — Vor dem Hause stehen Frauen und Kinder mit Traglasten. Weinend erzählen sie, daß sie aus ihren Wohnungen auf dem Pabianicer Berge getrieben wurden. Es sei in der Nacht Befehl gekommen, daß die Anwohner die Häuser bis 6 Uhr früh räumen müssen, da in der Nähe russische Kanonen aufgestellt seien. Die Frauen bitten um Unterkunft. Ich brachte die Leute in einer leerstehenden Wohnung unter.

Nicht nur die Offiziere, auch die Mannschaften führen sich anständig auf. Wenn es mir nicht aus ihrem Munde bestätigt worden wäre, daß sie echte „Donkosaken" seien, so hätte ich es nicht geglaubt. Die bärtigen Leute, die über eine gewisse Intelligenz verfügen, Schlafdecken, spitzenbenähte Kopfkissen und bestickte russische Handtücher ihr eigen nennen und sich am Morgen sauber waschen und kämmen, sind — im besseren Sinne des Wortes — zu den Elitetruppen zu zählen. In den Morgenstunden kommen noch mehr Offiziere zu einer Beratung. Langsam bereiten sie sich zum Aufbruch vor. Eine matte Gleichgültigkeit hat sich der Offiziere und Kosaken, die den Weg nach dem Nachbardorfe Wola nehmen, bemächtigt. Uns geben die Offiziere den Rat, unser Haus nicht zu verlassen, da sowohl die russischen Krieger wie auch die „Germantzy" aus den verlassenen Häusern alles rauben.

Der Durchzug der aus ihren Häusern in Pabianice Gewiesenen dauerte stundenlang. Es wiederholte sich das mir schon aus Lodz bekannte Bild. Nur wenige von den Tausenden wagen es, in unserem Dorfe zu bleiben. Die meisten streben weiter, nach Rokicie, Ruda und Rzgow. Sie wollen weit weg aus dem Gefahrbereich kommen.

Die Nachrichten, die aus Pabianice kamen, lauteten immer trüber. Die Elektrische verkehrte noch, und so wollte ich die Gelegenheit, mir ein unmittelbares Bild von dem Geschehen in Pabianice zu holen, nicht versäumen. An der Abzweigung der Chaussee nach Rzgow stand hinter einer Ziegelei eine russische Batterie. Der Wagen der Elektrischen erzitterte und schnellte empor, als während des Wartens an der nahen Ausweichstelle Batteriefeuer abgegeben wurde. In der Nähe der Chaussee waren einige Granaten krepiert. Furchtbar dröhnte der Donner der Geschütze in den fast ausgestorbenen Straßen. Bei einem Familienbesuch im Keller überzeuge ich mich, daß die Kellergelasse wohnlich eingerichtet sind. Auf dem Turm der neuen katholischen Kirche ist ein russischer Beobachtungsposten, der beschossen wird und so die inneren Teile der Stadt in Gefahr bringt. Zwei Panzerautos, aus deren Drehtürmen die Mündungen der Maschinengewehre herausschauen, fahren langsam zum Kampfplatz. Die Deutschen

schieben ihren rechten Flügel allmählich vor und drücken die Russen zurück. Als Gerücht wird verbreitet, daß deutsche Truppen die russische Kampflinie bei Petrikau durchbrochen und Tuschin besetzt haben. Sollte sich diese Behauptung bewahrheiten, so wäre der deutsche Ring um die russische Armee bei Lodz nahezu geschlossen. Der Weg nach Warschau ging bisher über Koluschki bis Petrikau mit der Bahn und von dort über Tomaschow und Rawa zu Wagen.

Unser Dorf ist belegt von kampfscheuen Soldaten, die sich von ihren Regimentern getrennt haben. Sie treten anspruchsvoll auf und verschmähen bei den Bauern die überall auf Vorrat gekochte und warmgehaltene Kartoffelsuppe; sie verlangen Brot, von dem nur noch kleine Reste in geheimen Verstecken sich befinden. Als eine Schar Drückeberger einen Kolonisten, der bereits sein letztes Stückchen Brot weggegeben hat, mit ihren Forderungen quälen, holt er seinen russisch-sprechenden Nachbarn, der ihnen auseinandersetzt, daß ein Befehl des Kommandanten von Lodz der Zivilbevölkerung verbiete, Soldaten zu beherbergen und zu verpflegen. Sie sollen sich schämen, statt in den Stellungen ihre Pflicht zu erfüllen, hier herumzulungern und die armen Landleute zu berauben. Sie zogen kleinlaut ab. — Die Soldaten, die in leerstehenden Wohnungen untergebracht sind, beschmutzen die Zimmer und lassen sie wie Schweineställe zurück. Eine Kolonistenfrau führte Offiziere, die um Quartier ersuchen, in ein zum Miststall gewordenes Zimmer. Sie prallten zurück, als sie den Bestand sahen.

Wieder haben wir allerlei Gäste. — Ein Verwundeter hat sich von den Stellungen in der Nähe von Pabianice durchgeschlagen. In die Stadt konnte er nicht mehr gelangen, weil der Weg unter Schrapnellfeuer lag. Er klagt über die Vernachlässigungen bei der Verpflegung; es fehle an allem. Er habe sich seit zwei Wochen nicht mehr waschen können. — Ein anderer Verwundeter berichtet, daß seine Abteilung heute früh einem Flankenfeuer ausgesetzt gewesen sei. Einige Regimenter sollen vernichtet oder gefangen genommen worden sein. — Dobron, auf dem Wege zwischen Lask und Pabianice, ist von den Deutschen bereits erstürmt.

Das heftige Artilleriefeuer ließ unser Haus erzittern. Wir mußten die Fenster öffnen, weil die Scheiben aus den Rahmen zu springen drohten. Erst am Spätabend ließ das Schießen nach. Nahes Maschinengewehrfeuer und entfernteres Infanteriefeuer ließen sich bis in die Nachtstunden vernehmen.

5. Dezember. Am Morgen bricht ein wahres Höllenkonzert los. Es heißt, daß die Russen während der Nacht eine Verstärkung von vierundfünfzig Geschützen bekommen haben und nun dabei sind, die deutschen Angriffe vor Pabianice erfolgreich zurückzuschlagen. An einer Stelle hätten die deutschen Truppen um einige Kilometer zurückgehen müssen. Zeugnis von dem

verstärkten Artilleriekampf legen auch die Brandstellen ab; lange Rauchwolken wälzen sich über die Gegend.

Unsere Dorfbewohner haben schwer unter der Willkür der Feldküchen- und Kolonnen-Begleitmannschaften zu leiden. Zäune, Lauben, Brücken und Frühbeetfenster werden als Heizmaterial benützt. Jeder Einspruch wird brutal niedergeschlagen. — Am Nachmittag lassen sich aus Pabianice gekommene Kolonnen und Feldküchen auf unserem Felde nieder. Nun müssen auch wir damit rechnen, daß unser bis jetzt noch wenig beschädigter Zaun abgebrochen werden wird. Bald kommt ein Befehl: die Kolonnen rücken weiter auf dem Wege nach Rzgow. Also doch Rückzug!

Wir sitzen am Tische und erörtern die Möglichkeit, die die neue Kampflage uns schon in einigen Stunden bringen kann. Da wird uns ein Offizier gemeldet, der Quartier für einen Brigadestab ansagt. Er besichtigt sehr eingehend das Haus und trifft seine Bestimmungen. Ich kann noch nicht recht glauben, daß nach den beobachteten Vorbereitungen, die auf einen Rückzug schließen ließen, ein plötzlicher Wechsel in den Absichten der russischen Heeresleitung eingetreten ist und frage, wie lange wohl die Einquartierung bei uns zu bleiben gedenke. Antwort: „Zwei bis drei Tage. Vielleicht auch länger. Sie wissen ja, wie es im Krieg zugeht!“ In einer Stunde will er mit dem Stabe wiederkommen. Wir haben einheizen lassen und erwarten die Gäste. Es dunkelt schon, doch niemand läßt sich sehen. Ich äußerte mich zu der vor dem Tore zurückgebliebenen Ordonnanz, daß die Herren möglicherweise gar nicht kommen werden. Der Soldat beharrt dabei, daß, wenn der Stab wo angesagt sei, er allemal auch komme. Er bittet um Brot, seit frühem Morgen habe er nichts gegessen. Als das Mädchen mit einem Teller Suppe und einer Scheibe Brot hinausgeht, ist er nicht mehr da. Es heißt, man habe ihn weggeholt.

Noch ist es nicht ganz sicher, ob der Abmarsch der Russen erfolgen wird. In der Nähe des benachbarten Gutes und an der Biegung der Pabianicer Chaussee werden noch am Abend Schützengräben ausgeworfen. Das Artilleriefeuer dauert an. Dem Druck auf unsere Fenster nach zu schließen, ist es uns näher gerückt. — Endlich, nach einigen Stunden inmitten der Nacht geschieht das schon längst Erwartete: in einem fast kein Ende nehmenden Zuge ziehen auf der von Pabianice nach Rzgow gehenden Dorfstraße Train, leichte Artillerie und Reiterei. Auf der Chaussee zwischen Pabianice und Rzgow sind zu gleicher Zeit schwere Artillerie und Infanterie auf dem Rückzuge.

Die Deutschen nehmen Besitz von Lodz.

6. Dezember. Nach langer, langer Zeit wieder zum ersten Male herrscht am Morgen sonntägliche Stille. Fast erscheint einem

das wohlige Gefühl, mit dem man sich im Bette streckt, sträflich. Noch trauen wir dem Feiertagsfrieden um uns nicht recht. Vielleicht kommt schon in der nächsten Minute — nur aus einer anderen Richtung — der erste Kanonenschuß! — Draußen erfahre ich, daß heute früh in Pabianice die ersten deutschen Vorposten gesehen wurden. Auf der Chaussee ziehen Tausende der in den letzten Tagen aus Pabianice und Umgegend Geflüchteten in die Heimat zurück. Die Elektrische ist im Betrieb. Auf ihr fahren Soldaten, bewaffnete und waffenlose, — sie streben in die Gefangenschaft. Andere, pflichttreuere, die in den Dörfern übernachtet haben, suchen auf kürzeren Wegen nach Rzgow zu gelangen.

In Pabianice wartet man mit Spannung auf die Dinge, die da kommen sollen. Die Kirche ist fast leer. Nach dem Gottesdienst verbreitet sich wie ein Lauffeuer die Kunde: deutsches Militär ist schon in der Stadt! Von der Lasker Chaussee ergießt es sich in unabsehbarer Reihe: Ulanen, Dragoner, Radfahrer, Artillerie, Infanterie. Ernst sind die Mienen der Einzughaltenden. Es ist feuchtkaltes Wetter. Die Offiziere haben zum Schutz gegen den regennassen Schnee ihre Mantelkragen hochgeschlagen. Die Radfahrerpatrouillen haben in allen Teilen der Stadt russische Soldaten aufgelesen, die in kleinen Trupps angebracht werden. Manche besitzen noch soviel Schamgefühl, beim Durchmarsch die Gesichter hinter Taschentüchern oder vorgehaltenen Händen zu verbergen. Nur wenig Einwohner sind auf den Straßen zu sehen. Die Polen haben undurchdringliche Mienen. Aus den Gesichtern der Juden, denen die Deutschen als Befreier kommen, strahlt unvorsichtige Freude.

Ich habe noch ein Versprechen zu erfüllen: den Besuch eines Lazaretts mit zurückgebliebenen deutschen Verwundeten. In einem großen Fabriksaal liegen auf aufgeschichtetem Stroh die Verwundeten, die von den Russen wegen Mangel an Transportgelegenheiten nicht mehr in die Gefangenschaft mitgenommen werden konnten. Nur einige Damen aus der großen Zahl der freiwilligen Helferinnen sind übrig geblieben, die sich um Pflege der Verwundeten kümmern. Die Mehrzahl hielt ihre Aufgabe beendigt, als die Russen abzogen. Ich soll einige Geldgeschäfte erledigen. Dem armen Württemberger, der mit durchschossenen Beinen daliegt, hat man auf dem Schlachtfeld die Barschaft geraubt. Nun möchte er, um ein Darlehen zu bekommen, seine ihm als Andenken werte Uhr als Sicherheit hinterlassen. Er ist verletzt, weil ich auf das Pfand verzichte. Ich unterhalte mich längere Zeit mit ihm und bin erfreut über das Feingefühl und den natürlichen Takt des Arbeiters aus dem Zeißwerk in Jena, dessen offenes, junges Gesicht gar nicht zum Kriegerbart, von dem es umrahmt wird, passen will. Wieviel Gemeinheiten und Gehässigkeiten waren in den letzten Wochen wieder gegen den deutschen Volkscharakter geschleudert worden,

so daß uns unser Dasein nicht mehr lieb war! Da tat es dem Herzen wohl, sich einem echt deutschen Gemüt aus dem Stande, der seit Monaten am meisten verleumdet worden war, gegenüber zu sehen.

Als ich nach Hause kam, fand ich eine Anzahl Offiziere in unserer Wohnung. Ein auf dem Marsche nach Lodz befindliches Regiment hielt auf der Straße Rast. Die Offiziere hatten um ein Frühstück gebeten. Meine Frau hatte in ihren zusammengeschmolzenen Vorräten gerade noch so viel, um in rascher Folge Rühreier, Brot, Obstmus, Tee, Äpfel und Biskuits anbieten zu können. Wir saßen am Tisch. Die Situation hatte im Augenblick als unser Volkstum und unsere Staatsangehörigkeit erörtert wurden, eine Spannung erhalten. Ich überdrückte sie, in dem ich sagte, daß wir unserem Empfinden nach gut deutsch seien, während wir den Forderungen unseres Gewissens insofern peinlich nachkämen, als wir uns jeder Äußerung über die Gefechtslage der letzten Tage enthalten würden. Nun hörten wir, was man uns bisher verschwiegen hatte: vom raschen Siegeszug der Mackensen-Armee, den russischen Gefangenenscharen, der Lage in Galizien usw. Italien, von dem russische Offiziere in den letzten Tagen mit Ingrimm behauptet hatten, daß es zigeunerhaft falsch am Vierverband gehandelt habe, weil es zu den Mittelmächten trat, ist in Wirklichkeit neutral.

Auch aus Lodz sind die Russen während der Nacht abgezogen. Vormittag fand der Einzug der deutschen Truppen statt. Das deutsche Heer hatte also in der Tat am Sonntag Besitz von der Stadt genommen!

Stundenlang dauerte der Durchzug des deutschen Militärs. — Kurz vor Abend kamen Offiziere auf den Hof, die Einquartierung ansagten. Bald darauf kam ein Brigadestab. Alle Räume des Hauses hatten ihre Bestimmung bekommen. Etwa hundert Offiziere und Mannschaften mußten untergebracht werden... Als ich in später Nachtstunde noch einmal auf den Hof hinaustrat und das geschäftige Treiben der Befehlsempfänger, Meldereiter und Kraftwagenführer und das Hantieren der Landstürmer beim Kessel am Biwakfeuer überblickte, erschien mir alles wie ein Traumbild.

* * *

Den kämpfenden Truppen folgten die Kolonnen. Noch wochenlang hatten wir fast Tag für Tag in bunter Folge Einquartierung. Mit der weit hinausgeschobenen Front wurden auch die Etappenstationen vorgerückt. Der Zug der Kolonnen und mit ihnen die manchmal als Last empfundenen Einquartierungen hörten auf.

Noch während in hörbarer Weite der Stellungskampf sich entwickelte, konnte das ausgehungerte Lodz sich von dem Schrecken

der Belagerung erholen und hinter der deutschen Front sich der Segnungen des Friedens erfreuen.

Den Lodzer Deutschen war es in den letzten Wochen der Russenherrschaft manchmal zumute, wie der Maus in der Gewalt der Katze. Aus diesem Zustand hat die tapfere deutsche Armee uns erlöst.

* * *

Die ganze furchtbare Wirklichkeit des Krieges trat mir zum ersten Male auf dem Schlachtfeld bei Rzgow entgegen. Der kleine Ausschnitt aus dem weltgeschichtlichen Ringen um uns und die grauenhaften Spuren des Nachtkampfes, der das Glück unzähliger Familien zerstörte, gestalteten sich in den niedergeschlagenen und verstümmelten Menschenleibern zu einem sichtbaren Bilde, das zeitlebens vor meiner Seele stehen wird. Und daß hier die Blüte des deutschen Volkes im Kampfe gegen die in ihrem Empfindungsleben zwischen Mensch und Tier stehenden asiatischen Truppen fallen mußte, hatte mich tief ergriffen und tagelang gepeinigt. Als der Kampf in den ersten Dezembertagen sich wieder unserem Hause näherte, verfolgte ich auf der Karte die Angaben der flüchtenden Landleute und sah, wie sich der Kreis, den die deutsche Belagerungsarmee gezogen hatte, immer verengerte. Da tauchte öfters die Frage auf: werden sich die nächtlichen grauenhaften, kaum vorstellbaren Bilder in nächster Nähe wiederholen? — Nach dem Abmarsch der Russen und dem Durchmarsch der sie verfolgenden deutschen Kampftruppen suchte ich durch Besuche der Schlachtfelder den Gang der Kämpfe rückschauend zu verfolgen.

Vom Schlachtfeld bei Konstantinow.

10. Dezember 1914. Heute früh trat ich eine Wanderung nach Konstantinow an. Prächtiger Sonnenschein, blauer Himmel und linde Luft würden einen friedlichen Frühlingstag vortäuschen, wenn ich nicht gleich zu Beginn meines Ganges an der Fliegerstation auf dem Gute Widzew dem vollen Getriebe des neuzeitlichen Krieges gegenüber stehen würde. In der Nähe sind die letzten russischen Schützengräben, noch einige Stunden vor dem Abmarsch der Russen aufgeworfen, zu sehen. Das in hohen Hügeln aufgehäufte Stroh aus den Gutsscheunen ist vor den Gräben liegen geblieben. Im nahen Dorfe Rypultowice ist eine Wirtschaft durch eine Granate entzündet worden. Wäre der schon so lange erwartete Rückzug der Russen nicht so plötzlich gekommen, so hätte auch dieses Dorf das Schicksal anderer durch Geschosse zerstörter Ansiedlungen teilen müssen. Ein befestigter Landweg, die mühevolle Arbeit des alten Besitzers der Dampfmühle in Joachim, führt mich in ein landschaftlich reizvolles Tal. Ich kehre in die Mühle ein und lasse

mich über das Schicksal deutscher Landbesitzer auf Einzelhöfen während der Zeit der zur Landplage gewordenen russischen Einquartierungen unterrichten. Die Lage der Mühle, abseits der Heeresstraßen, hat sie vor dem Schlimmsten bewahrt. Erfahrungen und Beobachtungen werden ausgetauscht. Hier wie in allen deutschen Ansiedlungen tritt mir die Meinung entgegen, daß bei einer Wiederkehr der Russen ein Verweilen der deutschen Besitzer auf ihrem in jahrzehntelanger Arbeit gewonnenen Eigentum Selbstmord wäre.

Hinter dem Damm der Kalischer Bahn kommt Gurka in Sicht. In der Nähe der Kirche beginnen die russischen Schützengräben. Die flachen Vertiefungen des Straßengrabens sind wohl erst in letzter Stunde hergestellt worden. Dann kommen tiefe Gräben im sandigen Boden. An manchen Stellen hat der Moorboden ein Auswerfen von Gräben nicht gestattet; hier sind ausgestochene breite Torftafeln zu niedrigen runden Brustwehren aufgeschichtet worden. Geschoßtrichter in der Nähe lassen erkennen, welch weitsichtbares Ziel die vom Wiesengrün der Umgebung sich scharf abhebenden schwarzen Schanzen boten. Unweit davon, am Wege, befindet sich das Grab einiger russischer Krieger. Mützen am Kreuz und auf dem Grabhügel und blutdurchtränkte Uniformstücke und Brotbeutel geben Kunde von Name und Art der Gefallenen. Kaum 300 Meter weiter befinden sich die deutschen Schützengräben, die einen bunten Inhalt bieten: leere Konserven- und Konfektschachteln, Briefumschläge und Papierstücke. Daneben liegt ein offener Brief. Eine deutsche Frau schreibt an ihren im Felde stehenden Mann: „Ich bin glücklich, daß der Veilchenstrauß Dir soviel Freude bereitet hat, das sollte er auch. Überhaupt soll Dich alles erfreuen, was ich Dir sende. Denn was für innige Wünsche sind dabei! Und immer meine ganzen Gedanken und mein ganzes Sein. Unseren lieben Kinderchen geht es noch wohl. Die brauchen jetzt viel Aufsicht und Mühe, aber ich tue es sehr gern. Morgen will ich waschen. Ach, wie werde ich da wieder an Dich denken! Nun habe ich niemand, der mir die Waschmaschine pumpt; nun muß ich mich allein plagen und habe auch noch die Kinder dabei, denn die Mutter wäscht selbst. Aber ich tue es gerne, denn was mußt Du jetzt alles aushalten! Gestern war ich mit unsern lieben Kleinen spazieren, mit Grete und Herrn Kurz. Es war so herrliches Wetter, wir sind nach der neuen Schenke, von da nach J. und von da nach T., wo wir einmal eingekehrt sind. Heute regnet es nun wieder. Oberpfarrers haben Deine Karte bekommen. W. ist gleich wiedergekommen. H. nehmen sie auch nicht. Nun, mein lieber F., sei tausendmal gegrüßt und geküßt von Deiner Dich innig und treu liebenden H. Gott möge bei Dir sein und Dich beschützen! Auf baldiges Wiedersehen! Schlaf wohl, ich werde wohl wieder träumen; freue mich schon!“ —

Der harmlose Briefinhalt fesselt mich. Fast komme ich mir als unberufener Lauscher einer traulichen Zwiesprache vor. Mein Blick fällt auf die in der Nachbarschaft des Briefes liegenden Ausrüstungsstücke und Feldmützen. Sollte eine russische Kugel den Empfänger des Briefes, der Heimat und Häuslichkeit vor sein Auge zauberte, getroffen und dem Glück, das der Brief bewußt und unbewußt schildert, ein jähes Ende bereitet haben?

Vor dem Dorfe Swiontniki liegen zwei Gehöfte, die von der russischen Artillerie zerstört wurden. Eine Bauernhütte ist ganz niedergebrannt. Inmitten der Mauerreste liegt ein wüstes Chaos, die Überbleibsel der Wohnungseinrichtung. Unweit davon steht ein Landhaus. Eine Ecke des Hauses und das Dach sind von einer Granate zertrümmert worden, so daß das Innere des Wohnzimmers mit städtischer Einrichtung bloßgelegt ist. Kein Mensch ist zu sehen; die Frage nach dem Schicksal der Hausbewohner bleibt unausgesprochen und unbeantwortet. Am Dorfe entlang, inmitten des Ackerfeldes, ziehen sich wieder deutsche Gräben. Abermals machte ich Brieffunde, die mir das Familienleben manches Insassen der Schützengräben bildhaft klar vor die Augen bringen. Die Karten, die ich hier aufhob, liefern kräftige Beweisstücke für die geistige Höhenlage der deutschen Kämpfer. Derselben Kämpfer, die uns tagein tagaus als Scheusale geschildert wurden. Alles drängt zum Vergleich. Auch die Karte, die einer der kämpfenden deutschen Landbesitzer von seinen Geschwistern empfing: „Lieber Bruder! Nachdem die Feldarbeit nun etwas nachgelassen hat, komme ich dazu, Dir einige Zeilen zu schreiben. Wie geht es Dir eigentlich noch? Ihr kommt schön in der Welt herum. So etwas kann man sich ja im Zivil gar nicht leisten! Wird die Geschichte noch lange dauern — oder geht sie bald ihrem Ende zu? Die gesandten Zigarren und Zigaretten hast Du wohl erhalten. Gestern haben wir von H. eine Karte bekommen. B. ist gestern schwer verwundet heimgekommen. Es grüßt Dich aus weiter Ferne Dein Bruder.“ — Wieviel deutsche Frömmigkeit offenbart sich einem in den Feldbriefen! Mit tiefer Ergriffenheit lese ich die ernsten Worte eines Vaters an seinen Sohn und es tritt mir ins Bewußtsein: ein Volk, das solchen Opferwillen besitzt und solche sieghafte Begeisterung bezeugt, kann auch inmitten einer Welt von Feinden nicht untergehen.

Ein Tumult im nahen Dorfe stört mich in meinem Sinnen. Zwei Juden, die mit schreckhaften Gesten aus der Nähe des Dorfes zu kommen suchen, geben mir eilige Auskunft: Kartoffelsucher aus Lodz, die zu Hunderten die weitere Umgebung der Stadt nach dem einzigen Nahrungsmittel absuchen, beschuldigen einen Bauern, seine Vorräte versteckt zu haben und bedrohen ihn. Hinter dem Dorfe biegt die mit Bäumen bestandene Straße rechts nach dem Gute Portschewice ab. Das Gutshaus weist klaffende

Öffnungen auf. Haus und Hof scheinen verlassen zu sein. Niemand ist sichtbar, der Auskunft erteilen könnte. Vor und am Hause lassen sich die furchtbaren Wirkungen des Artilleriefeuers feststellen. Der lange Holzzaun um den großen schönen Park ist abgerissen; nur die Säulen sind übrig geblieben. Die Spuren der Verwüstung begleiten mich bis zum nahen Fichtenwäldchen, in dem Artillerie-Deckungen und Unterstände sind. Längs der Allee nach Konstantinow und quer durch die im Tal liegenden Felder ziehen sich lange Reihen Schützengräben. An der Straßenabzweigung nach Josefow ist ein kleines Gehölz, das ebenfalls als Artilleriedeckung diente. Drei neue Brücken sind hier über das Flüßchen Ner geschlagen; keine ist von einem feindlichen Geschoß getroffen worden. Die Schützengräben finden Fortsetzungen bis zur Stadt. In die Mauer des jüdischen Friedhofs hat eine Granate ein Loch gerissen. Die Mauer weist Schießscharten auf. Hier lagen die Russen in Verteidigungsstellung. Durch den Friedhof sind, ohne Schonung der Gräber und Denksteine, Schützengräben gezogen. Auf dem neuen Teil des Friedhofs finde ich einige ältere Juden beim Grabschaufeln. Sie geben karge Antworten. Vor dem Tor steht ein Bretterwagen; eben beginnen die Klageweiber ihr nervenerschütterndes Wehgeschrei. Ein weinender alter Jude gibt mir Auskunft. Der Tote auf dem Wagen sei an einem der Schreckenstage von Konstantinow vor die Tür seines Hauses getreten. Er sei von russischen Soldaten unter der Beschuldigung, Spion zu sein, festgenommen und, da er sich nicht loskaufen konnte, erschossen worden. Und noch mehr Opfer der russischen Grausamkeit aus der jüdischen und deutschen Bürgerschaft der Stadt werden mir namhaft gemacht. Auch vor dem nahen katholischen Kirchhof sind flache Gräben, wohl Reserveстellungen für Schützen. Auf dem benachbarten evangelischen Friedhof liegen drei Leichen. Hier höre ich eine erschütternde Erzählung. Zwei Kolonisten aus dem nahen Josefow waren während der heftigen Kanonade geflüchtet. Nach einigen Tagen machten sie den Versuch, in ihre Häuser zurückzukehren, um nach dem zurückgebliebenen Vieh zu sehen. Sie wurden vom russischen Militär angehalten. Allein ihre deutsche Abkunft lieferte den Spionagebeweis. Sie wurden erschossen. Die Leichen des alten Reit und seines Schwiegersohnes haben in einem Sumpf gelegen. Nun sollen sie der Friedhofsruhe übergeben werden. Die Gesichter der beiden Opfer russischer Willkür sind noch gut erhalten. Es ist etwas furchtbares um den Gedanken, daß die einheimischen Deutschen bei ihrer so oft bekundeten Treue und Loyalität und der Opferhingabe, die sie in diesem Kriege doppelt üben mußten, nur deshalb grausamer Vernichtung Preis gegeben waren, weil sie deutscher Abkunft sind.

Nun nähere ich mich der Stadt, durch die der Schrecken des Krieges seinen Weg genommen hat. Rechts sind ganze

Häusergevierte niedergebrannt, nur Schornsteinreste bezeichnen die Stellen der Häuserzeilen. Auf der linken Seite der von den Friedhöfen in die Stadt führenden Straße blieben die meisten Häuser erhalten. Hier finde ich nur einzelne der gleichförmigen, reizlosen, von Weberfamilien bewohnten Häuschen ganz oder teilweise zerschossen. Überall sind die Fensterscheiben beschädigt. Vor einem der Häuser, auf dessen dürftiger Brettertür eine noch lesbare Kreideaufschrift besagt, daß hier nach dem Abzug der Russen ein deutscher Divisionsstab vorübergehend Quartier nahm, feilschen die Wohnungsinhaber mit einem jüdischen Glaser um den Preis einiger Scheiben. Die Hausbewohner sind mitteilsam und erzählen mir ihre Not. Wann das gegenüberliegende Viertel vom Feuer erfaßt wurde, wissen sie nicht, da sie, wie die meisten der heutigen Bewohner Konstantinows, zu jener Zeit schon geflüchtet waren. Sie sprechen die Vermutung aus, daß unter den Trümmern mancher Häuser die verkohlten Leichen ihrer Bewohner zu finden sein werden.

Brandgeruch und die Spuren einer kaum vorstellbaren Zerstörung begleiten mich bis zum Marktplatz. Wie überall, so haben auch hier russische Artillerieoffiziere die Türme der beiden Kirchen als Beobachtungspunkte benützt. Sie haben das ausgeführt, was in gehässigen Artikeln der in Rußland und Polen erscheinenden Zeitungen den deutschen Truppen als fluchwürdiges Vergehen zugeschrieben wurde. Ein Sonntagsblättchen sprach noch am Tage des Einzugs der Deutschen von einer „fanatischen Provokation", weil nach russischen Berichten deutsche Beobachtungsposten sich auf den Türmen der alten Krakauer Kirche eingerichtet hätten. Welche schwarze Lügenflut ist über unser Land gegangen! Wäre es nicht eine erhabene Tat, die schlimmsten der in Umlauf gesetzten Verleumdungen klarzustellen, um dem krankhaften, durch eine gewissenlose Presse geschürten Deutschenhaß zu begegnen?

Die katholische Kirche weist mehrere Volltreffer auf. Ihr Inneres bietet einen Trümmerhaufen. Nur der Altar ist erhalten geblieben. Eine polnische Arbeiterfrau ist über das Geröll geklettert; sie wirft sich mit Wehlauten auf die Stufen des Altars und findet innige Gebetsworte an die Gottesmutter. Eine Granate hat die Seitenwand der nebenan befindlichen Propstei aufgerissen. Man sagt mir, daß in einem der bloßgelegten Zimmer die Nichte des Propstes zu Tode gekommen sei. — Auch die evangelische Kirche bietet sich als Stätte der Zerstörung dar. Das Pastorat hat keine ernstlichen äußeren Beschädigungen erlitten, nur die Wohnungseinrichtung ist geraubt worden. Ein Geschoß hat im Innern der benachbarten evangelischen Schule arge Verheerungen angerichtet.

Schutt und Asche, verkohlte Dachbalken und hohläugige Mauerreste treten mir auf allen Straßen entgegen. Ich wende mich der Chaussee nach Lutomiersk zu. Über den großen ungepflasterten Ringplatz sind von den Russen Schützengräben gezogen.

Was nun folgt, erscheint dem Auge als eine zusammenhängende Ruine. Haus für Haus ist zerschossen. Auge und Gefühl stumpfen durch die Massenhaftigkeit des Elends ab, an Stelle des Mitgefühls für die zu Bettlern gewordenen Besitzer der zerstörten Behausungen tritt vielfach das Interesse für die Wirkungen der Geschosse und die Bewunderung für das zielsichere „Abtasten" der deutschen Artillerie, die ein Haus nach dem andern zu treffen wußte. Am Ende der Straße, dort wo einzelstehende Häuser das Stadtbild schließen, reihen die russischen Gräben sich aneinander. Dicht an den Häusern, hinter den schützenden Wänden, haben die Russen flache Gräber für ihre Gefallenen geschaufelt. An einem Grabe finde ich einen Brief. Ein Mann aus Tschelabinsk schreibt an seinen im Heere stehenden Freund. Der Inhalt ist dürftig und die Mitteilungsabsicht in unbeholfener Ausdrucksweise ausgeführt, die Satzbildungen bestehen nur aus Haupt- und Eigenschaftswörtern. Der letzte Schützengraben, der auch die Chaussee durchschneidet, wird von Drahthindernissen, „spanischen Reitern" und einem Minengang abgeschlossen. In unregelmäßigen Linien sind die deutschen Schützengräben nahe an die russischen herangeführt. Der vorderste ist von beträchtlicher Tiefe und Breite; von ihm aus verzweigt sich ein Labyrinth von Lauf- und Nebengräben. Bedeckte und mit Stroh gut ausgelegte Schlafnischen, Feuerstätten und Unmengen von Einhüllungen von Genußmitteln zeugen davon, daß die Insassen bedacht waren, sich ihren Aufenthalt gemütlich zu gestalten. Sowohl in den deutschen wie in den russischen Gräben befinden sich vielfach Hausgeräte aus den Wohnungen der geflüchteten Einwohner. Schrankteile dienten als Bedachung. An einer Allee, die zu einem rechts der Chaussee gelegenen Gute führt, liegt das erste deutsche Soldatengrab. Entferntere Einzel- und Massengräber nahmen die vielen Gefallenen auf, die hier in feindlicher Erde zum Schlaf in das Jenseits gebettet werden mußten. Auf der anderen Seite der Allee hört der Sandboden auf. Die im sumpfigen Gehölz aufgewühlten Gräben sind mit Wasser gefüllt. Sinnend bleibt der Blick auf diesen Zeugen eines opferfreudigen Heldentums ruhen. Der Chausseegraben ist an einzelnen Stellen für die Beobachtungsposten vertieft worden.

Ich wende mich jetzt nach links und biege in den Weg nach Zabiczki ein. Ein Durchkommen durch den glitschigen Morast der aufgefahrenen Straße ist schwer. Eine durchlöcherte Kalesche wartet hier auf Bespannung. Furchtbar ist das Gut heimgesucht worden. Gebäude und Toreinfahrt, Fahrstraße und Parkbäume sind von den Geschossen durchlöchert oder geknickt worden. Der sumpfige Boden der Umgegend ist von Schützengräben durchzogen. Ungeheure Mengen Stroh haben als Unterlage dienen müssen. Über eine an vier Stellen durch Granaten durchlöcherte Brücke komme ich auf die Straße nach dem Gute Bechcice. Je weiter

ich gehe, umso furchtbarer treten die Begleiterscheinungen der mehrwöchigen Kämpfe um Konstantinow hervor. Das in der Nähe des Gutes befindliche Arbeiterwohnhaus ist abgebrannt. Die Familien haben sich in den notdürftig hergestellten und mit Feuerungsgelegenheiten ausgestatteten Holzverschlägen wohnlich eingerichtet. Der Gutshof, von dem bekannt war, daß er zu den am besten instandgehaltenen der Umgegend gehöre, weist heute nur noch Ruinen auf. Die Gebäude sind mit riesigen Granateinschlaglöchern umgeben. Und wie sehen das Innere der Hofgebäude und die Felder aus? Der Segen von jahrzehntelanger emsiger Arbeit ist verbrannt, zerschossen und zerstampft. Der Besitzer erzählt mir von den ersten Tagen der Kämpfe, die er mit seiner Familie noch auf dem Gute miterlebte. Die sibirischen Truppen forderten ihn auf, das Gutshaus zu räumen, weil die „Germantzy" gleich mit Kanonen schießen würden. Hastig wurden die wertvollsten Sachen zusammengerafft und in den gewölbten Keller eines Gebäudes untergebracht. Doch als der Keller keinen Schutz mehr gegen die deutschen Granaten bot, flüchtete während einer Kampfpause die Familie. In der Aufregung ließ man ein Täschchen mit Schmuck- und Wertgegenständen liegen, das sich nicht mehr wieder fand. Der Gutsbesitzer begab sich mit seiner Familie und dem Gesinde in die Nachbarschaft. Der Viehbestand konnte gerettet werden. Alles übrige ist vernichtet. Ein Geschoß hat in das Gutshaus eingeschlagen; was von der Einrichtung nicht zerstört wurde, ist geraubt worden. Das in den Scheunen lagernde unausgedroschene Getreide hat man in die Schützengräben verschleppt. Wir erörtern die schwer zu lösende Frage einer möglichen Entschädigung. Seine Hoffnungen sind geknickt.

Erst in der Dunkelheit traf ich wieder auf dem Marktplatz in Konstantinow ein. Kein Licht erhellt den Ort. Nirgends ist ein Glas Tee oder ein Bissen Brot zu erhalten. Ja, es ist in Wahrheit eine tote Stadt.

Als ich müde und hungrig vor der Stadt die Elektrische erwartete und sich ungewollte Reflexionen einstellen, ist es mir einen Augenblick so, als ob oft gelesene Schilderungen der Zustände aus dem dreißigjährigen Kriege vor meinen Augen sichtbare Formen angenommen hätten.

Neusulzfeld nach den Kämpfen bei Lodz.

28. Januar 1915. Am Monopolgebäude verlassen wir die Lodzer Straßenbahn und durchqueren das Gelände der vor einigen Monaten unter den Axthieben der Baumfrevler gefallenen Schonung. Das Gleis der Lodzer Fabrikbahn und der Bahnübergang an der Nähgarnmanufaktur werden von Landstürmern bewacht. In der Fabrik ist eine Eisenbahnerkompagnie untergebracht. Ein

flüchtiger Blick nach den Stationsgebäuden in Widzew und die Strecke entlang zeigt uns die von den Eisenbahntruppen geleistete Arbeit. Hinter der Fabrik sind die Felder von Schützengräben durchzogen. Von einer Anhöhe haben wir eine gute Übersicht über diesen Teil des Schlachtfeldes von Lodz. Wir genießen ein reizvolles winterliches Landschaftsbild und vergegenwärtigen uns noch einmal die Kampflage in den ersten Dezembertagen. Um den Weg nach Neusulzfeld abzukürzen gehen wir querfeldein. Nun treten uns die Merkzeichen des Ringens um Lodz immer häufiger entgegen. Einen traurigen Eindruck machen die Ruinen des schöngelegenen Gutshauses in Sikawa. Man erzählt uns, daß die Russen sich hier zäh verteidigten und mehrere deutsche Sturmangriffe abwiesen. Erst das auf die Gutsgebäude gerichtete deutsche Artilleriefeuer brachte sie zum Weichen. Ein Offizier und ein Teil seiner Mannschaft sollen der Beschießung zum Opfer gefallen sein.

An der Brzeziner Chaussee wird fleißig gearbeitet. Arbeitslose Lodzer Fabrikarbeiter, Dorfeinwohner und Juden aus der Stadt bemühen sich, Unebenheiten der Straße zu beseitigen, die während des Truppendurchzuges eilig zugeworfenen Geschoßtrichter besser zuzudecken und den zerfahrenen Fahrweg wiederherzustellen. Die hier Beschäftigten erhalten einen Tagelohn von zwei Mark. Landstürmer führen die Aufsicht. Es wirkt erheiternd zu beobachten, welchen Einfluß auf die Leistungsfähigkeit der Arbeiter der sich nähernde oder entfernende Landsturmmann übt. Die Lodzer Arbeiterbevölkerung fällt jetzt den Wiontschiner Wald. In großen Scharen schleppen, ziehen und schleifen Männer, Frauen und Kinder Baumstücke.

Wir nähern uns Neusulzfeld. Wohin der Blick auch fällt, überall sehen wir Stätten der Zerstörung. Hier ist es das zerschossene und bis auf ein Kaminstück zerstörte Wohnhaus, dort eine auseinandergeschleppte Scheune, von der nur noch das Gerippe übrig geblieben ist, die uns als Begleiterscheinungen des mordenden Kampfes entgegentreten. Von den Holzzäunen sind im ganzen Dorf nur kümmerliche Reste übrig geblieben. Packender kann der landläufige Ausdruck „Wie im Kriege!“ nicht illustriert werden.

In der Küche eines mit Einquartierung belegten Hauses finden wir zu einer Teepause Unterkunft. Die Wirtsleute waren, wie fast alle Neusulzfelder, während der vierwöchigen Kämpfe nach Lodz geflüchtet. Von ihren Vorräten ist nichts und von den Einrichtungsgegenständen wenig erhalten geblieben. Die Flucht mußte plötzlich und am Abend erfolgen. Menschlich empfindende russische Offiziere hatten ihnen den Rat gegeben, in die Stadt zu ziehen. Dem Einfluß dieser Offiziere war es zu danken, daß sich auch die Mannschaften anständig aufführten. Als die Hausbewohner wieder kamen und die Spuren einiger Volltreffer an den Gebäuden

sahen, wußten sie erst, wieviel sie den Offizieren zu danken hatten. Während sie am Abend ihrer Flucht noch innerhalb der Dorfgrenze waren, flogen schon die Geschosse über sie hinweg.

Am Marktplatz sind Häuser und Schuppen zerschossen; vom Gemeindehause fehlt eine Ecke. Das Pfarrhaus ist von Geschoßstücken beschädigt. In Abwesenheit des Pastors, der seine Gemeinde im Stich gelassen hat, wird es gegenwärtig von den Offizieren einer Landsturmkompagnie bewohnt. Auch die Kirche ist an der Altarseite von einer Granate aufgerissen worden. Das alte Gotteshaus ist im übrigen unbeschädigt geblieben; nur die Kronleuchter haben die Russen mitgenommen. Die Kirche ist mit Tannengrün und Girlanden geschmückt; gestern wurde Kaisergeburtstag gefeiert. Die Ansprache des Kompagnieführers an seine Leute hat auch auf die Einheimischen tiefen Eindruck gemacht. Dicht an der Kirche ist das Grab eines Gefallenen; in der Nähe, unter den Bäumen des Kirchgartens, ist ein zweiter gebettet: Russengräber. Vom hölzernen Glockenturm sind die unteren Lagen abgerissen. Nebenan steht ein von einer Granate zersplitterter Baum. Wir erkundigen uns nach dem Lehrer. Er ist als Reservist eingezogen und leistet wohl, nach gut russischem System, Fuhrmannsdienste in einer Trainkolonne. Man will wissen, daß er bei den Kämpfen in der Nähe fiel. Wir biegen links in eine Seitenstraße ein und gehen an den russischen Schützengräben entlang. Die vielen Kreuze auf Einzel- und Massengräbern, die russische und deutsche Gefallene aufgenommen haben, erzählen in deutlicher Sprache von den Sturmangriffen der deutschen Truppen. In einer schneeverwehten Bodenfalte liegt das Grab eines deutschen Offiziers.

Ich trete in ein mir von früheren Besuchen bekanntes Haus ein. Der alte Hausvater, der noch die ursprüngliche Art des schwäbischen Kolonisten verkörpert, erzählt von den Schreckenstagen in Neusulzfeld. Das Gespann seines Sohnes war damals für Vorspanndienste vom russischen Militär beansprucht worden. So war der Alte mit seiner Schwiegertochter allein zurückgeblieben, als die Schreckenskunde sie erreichte: Neusulzfeld wird beschossen! Er lag als Schwerkranker im Bett. Man durfte sich nicht lange besinnen; er mußte hinaus und mit Schwiegertochter und Enkeln nach der Richtung Lodz flüchten. Unterwegs nahm ihn ein Nachbar auf seinen Wagen. Im Gehöft waren elf Kühe, zwei lebende Schweine und Fleisch und Wurst von zwei geschlachteten Schweinen zurückgeblieben. Und als man wiederkam, da war von alledem keine Spur mehr. Die Wohnzimmer waren in einem grauenhaften Zustand und die Einrichtungsstücke zerhackt und als Heizmaterial verbraucht. Am Hause entlang lief ein Schützengraben und am Tor fand man ein frisches Grab. Unterdessen war der Sohn von seiner Fahrt, die ihn einige Male durch die Feuerlinie führte, zurückgekehrt. Er wollte das verlassene Haus

hüten. Da nahmen ihn die Russen, unter der Beschuldigung, deutscher Spion zu sein, gefangen und ließen ihn während der achttägigen Haft fast verhungern. Erst als sie für ihren Rückzug Wegweiser nötig hatten, ließen sie ihn frei und betrauten ihn mit der Führung. Nun fand er Gelegenheit auf Seitenwegen in die Heimat zurückzukehren. So oder ähnlich ist es auch anderen Neusulzfeldern ergangen.

Vor uns, auf einem Sandhügel, liegt ein Wäldchen. Auch hier durchziehen Schützengräben das Gelände. Sinnend bleibt der Blick auf dem Gehölz ruhen. Vor fünf Jahren sollte ich Eigentümer des Wäldchens werden. Die Einrichtung eines Gartens und der Bau eines Wohnhauses waren geplant, als Zufluchtsstätte für uns Stadtmüde. Der in Aussicht genommene Autoverkehr zwischen Lodz und Brzezin bot leichte Verkehrsmöglichkeit. Da fügte es sich, dank einer höheren Führung, noch im letzten Augenblick anders. Welchen Schrecknissen wäre man hier bei der Verteidigung seines Besitzes ausgesetzt gewesen?

Hart muß der Kampf um Neusulzfeld gewesen sein. Während das Südende des Dorfes schon am Abend des Einzugstages der Deutschen in Lodz in deutschem Besitz war, hielten sich in den anderen Teilen des Dorfes noch die Russen. Auf der Straße nach Wiontschin ist fast jedes Gehöft zerschossen und niedergebrannt. Nur wenige Gebäude sind ohne größere Schäden erhalten geblieben.

Wüst sieht es auch auf der Straße nach Miliz (Mileschki) aus, die wir auf dem Nachhauseweg einschlagen. In die vertieften und als Schützengräben eingerichteten Straßengräben haben die Russen alle möglichen Hausgeräte geschleppt. Sogar eine Nähmaschine ist hier zu finden. Was dachten sich wohl die Sibirier, als sie die Maschine in den Graben hineinpreßten? Auch hier kommen wir an zerschossenen und niedergebrannten Gebäuden, zersplitterten Bäumen und anderen Merkzeichen des Krieges vorüber. In der Nähe von Miliz sind Mädchen dabei, die Schützengräben zuzuwerfen. Man sagt uns, daß der Befehl gekommen sei, die Gräben einzuebnen.

Der gemauerte Zaun um die Kirche in Miliz ist von einem Geschoß getroffen worden. Die Kirche ist unbeschädigt geblieben. Unter den Bäumen des Kirchgartens sind eine Anzahl Offiziergräber. Die Kreuze sind mit Blei- oder Buntstift beschrieben und weisen unter dem Eisernen Kreuz die Worte auf. „Für Kaiser und Vaterland starb den Heldentod . . .“ Aus den Inschriften geht hervor, daß die deutschen Offiziere, die hier bestattet sind, bei den Kämpfen um Wiontschin am 13., 14. und 15. Dezember fielen. Nebenan liegt ein in den Novemberkämpfen gefallener russischer Stabskapitän.

Eine Rundfahrt durch die von den Russen niedergebrannten deutschen Kolonien.

10. März 1915. Ein eisiger Wind schneidet uns ins Gesicht; elf Grad Frost lasen wir am Thermometer. An der zerstörten, erst kurz vor Kriegsausbruch fertiggestellten kleinen evangelischen Kirche in Andrzejew wird Halt gemacht. Nicht nur Kirche und Schule, auch die Häuser in der Nähe sind zerschossen. Grauenhaft sind die Wirkungen der Geschoßsprengstücke in den Wohnungen der Landleute. Merkwürdig, wie rasch die Herzen der Einheimischen in der Aussprache sich meinen feldgrauen Begleitern öffnen. Wir hören Klagen über die Flucht des Pastors des Kirchspiels. Eine Bezeichnung aus einem Hirtengleichnis Jesu wird ihm gegeben. Harmlos wird der Wunsch nach einem reichsdeutschen, deutschgesinnten Pastor ausgesprochen. Das vernichtende Feuer der russischen Artillerie hat nicht nur in und an der Kirche, sondern auch auf dem Friedhof Verheerungen angerichtet. Ich erinnere mich an die im Dezember gehörte Erzählung eines Sanitäters aus einem Landsturm-Bataillon, der das Wagnis unternahm, während des russischen Feuers gefallene Kameraden auf dem Friedhof zu bestatten. Ein Schrapnellregen bestrich den Gottesacker. Man mußte das Unternehmen aufgeben und die Leichen an anderer Stelle der Erde übergeben. Einige in den Novembertagen bei dem Umzingelungsversuch gefallene deutsche Krieger sind namenlos beerdigt. Russische Soldaten und Dorf- und Stadtpöbel hatten die Leichen beraubt und auch die Erkennungsmarken verschleppt.

In der Nachbarkolonie Andrespol mehren sich die von den Russen ganz sinnlos, aus unstrategischen „strategischen" Gründen niedergeschossenen Anwesen Deutscher. Je weiter die Russen von Lodz zurückwichen, umso barbarischer äußerte sich ihre Wut gegen die „inneren Deutschen". Ein Besitzer erzählt uns, wie eine deutsche Offizierspatrouille in der Nacht nach dem Einzug der Deutschen in Lodz leise an sein Fenster klopfte und sich erkundigte, ob die Russen noch im Dorfe seien. „Um Gottes Willen, kommen Sie schnell, die Russen wollen unsere Kolonie anzünden!" bat er. Und die Deutschen kamen. Die russische Artillerie mußte dann das ausführen, was die Kosaken mit ihren patentierten Zündern infolge des schnellen Vordringens der deutschen Truppen nicht mehr beginnen konnten.

In Königsbach halten wir Einkehr. Von der blühenden Kolonie sind nur noch zwanzig Häuser erhalten geblieben, über siebzig Wirtschaften sind von den Russen angezündet worden. Die Russen haben den Armen, die um ihr Hab und Gut kommen sollten, nichts gelassen. Die wenigen Habseligkeiten, die auf die

hinausgeschobenen Wagen gerettet wurden, sind ins Feuer geworfen oder mit dem Wagen verbrannt worden. Und das hat man Leuten getan, die sich bis zum letzten Augenblick kaisertreu erwiesen und deren Angehörige im Heere dem russischen Kaiser den Blutzoll entrichteten. Schwäbische Biederkeit und Aufrichtigkeit äußert sich im Wesen der Leute. Ob wohl in einem der andersprachigen Nachbardörfer, deren Einwohner sich als Staatsretter aufspielten, das geleistet worden ist, was die Besitzer der einzelnen, an der Chaussee gelegenen Häuser taten, die an die durchmarschierenden, ausgehungerten russischen Soldaten Hunderte von Brotschnitten und Gläsern Tee verteilten? — Auch hier ist, wie in Andrzejew und den anderen deutschen Dörfern, der militärisch unausgebildete Lehrer bei Kriegsausbruch einberufen worden. Mit Vorliebe werden die Lehrer im Traindienst verwendet, als ob in Rußland Mangel an des Leinelenkens kundigen Menschen und Überfluß an intelligenten Leuten sei, sodaß man sich den Luxus, Lehrer als Fuhrleute zu verwenden, erlauben darf.

Die Weiterfahrt geht über Grünberg. Auch hier sind die Gehöfte reihenweise von den Russen angezündet worden. Ein grauenhafter Anblick! An der Schule nehmen wir Aufenthalt. Der herausgebetene Lehrer und bald auch eine Anzahl Männer und Frauen aus den erhaltengebliebenen Gebäuden treten an uns heran. Wiederholt richten sie die Frage: „Kommen die Russen auch wirklich nicht mehr wieder?“ an meine Begleiter. Die Augen der uns Umringenden leuchten auf, als sie zum zweiten und dritten mal bestätigt hören, daß die Russen, die sich in der Erinnerung dieser Leute als grausame Peiniger und Mordbrenner verewigt haben, nach menschlicher Voraussicht schon verspielt haben.

Nun biegen wir in den geschichtlich gewordenen Weg durch die überaus lange Kolonie Wilhelmswald (Borowo) ein. Von hier aus geschah der Durchbruch von Brzezin. Hier in diesem Dorf hat die deutsche Führung den schweren Entschluß gefaßt, den Durchbruch zu wagen. Das Auto muß durch einen vom Wind auf der Dorfstraße gebildeten Schneewall. Es gibt kein Letztes her und kann doch nicht weiter. Zusammen mit schnell herbeigerufenen Kolonisten schieben wir es weiter. Ein Gespräch entspinnt sich. Auch der Lehrer dieser Kolonie ist im Kriege. Man weist uns an den Andachtshalter. Seinem Wunsche, ihn und die Dorfeinwohner mit Lesestoff zu versorgen, konnte ebenso wie in den zuerst besuchten Kolonien entsprochen werden. Freudig hört er auf seine Frage, daß es keine Gefahr mehr mit den Russen habe. Auch Wilhelmswald hat während der Gefechtstage gelitten.

Der Weg nach Brzezin ist schlecht. Wahrscheinlich war er früher auch nicht viel besser. Nun haben ihn die Kolonnen aufgefahren. Wiederholt stoßen wir noch auf Kriegsruinen. In Brzezin sind eine Anzahl Häuser zusammengeschossen. Auffällig

ist der große Gegensatz in dem Sichgeben der Deutschen auf dem Lande und in der Stadt. In den Dörfern fanden wir deutsche Offenherzigkeit, hier in der Stadt sehen wir Zurückhaltung und gedrücktes Wesen. Das „gut deutsche Herz" der Deutschen in Brzezin tritt noch nicht in die Erscheinung. Wir hören, daß Brzezin siebenmal von einer Hand in die andere ging. Man trägt den Eindruck davon, daß die Menschen hier darauf warten, das achte Mal die Herrschaft zu wechseln.

Alexandrow.

30. Januar 1915. Träge flutet heute der Verkehr durch die Lodzer Straßen. In den letzten drei Tagen haben sich die Lodzer ihre Köpfe zerbrochen, wohin wohl die österreichischen Reiter, die am 27. Januar in großen Scharen die Stadt durchzogen, dirigiert wurden. Mutige und für den deutschen Waffenerfolg Einstehende meinten, daß eine große Umgehungsbewegung der deutschen Armee im Gange sei und daß die frischen österreichischen Kavallerieregimenter die linke Flanke verstärken sollen. Die vielen Anderen, die die Bemühungen der deutschen Militärbehörden, eine deutsche Verwaltungsorganisation zu schaffen und uns aus dem Chaos der Stadtrepublik Lodz zu retten, als „verfrüht" bespötteln, faseln, wie schon so oft seit dem denkwürdigen 6. Dezember, von einem deutschen Rückzug und begegnen dem Einwand, daß bei einem Rückzug doch nicht die Reiterei sich zuerst in Sicherheit bringe, mit dem schweigenden Lächeln des Wissenden.

Ein stürmischer Morgen. Nachdem wir die Stadt verlassen hatten, umhüllte uns ein Schneesturm. Im Gedanken an die Schützengrabenleiden der heutigen Kulturmenschheit wollten wir unser Unternehmen, zu Fuß nach Alexandrow zu gehen, nicht aufgeben und marschierten los. An den Ausläufern der Alexanderstraße kommen wir an zerstörten Häusern und zerschossenen Fabrik- und Ziegeleischornsteinen vorüber. Hier beginnen schon russische Schützengräben, auch die russischen Artilleriestellungen sind kenntlich. In dieser Art ist der Weg bis nach Kochanowka gezeichnet. Hier hatten die Russen nach ihrem Rückzug aus Alexandrow Geschütze aufgestellt; deshalb bieten Gebäude und Anlagen der Irrenanstalt ein Bild der Zerstörung. Grausige Szenen von der Überführung der Insassen der Anstalt nach Lodz, während das Gelände und die Landstraße unter Feuer lagen, steigen in unserer Erinnerung auf.

Unweit davon, vor Romanow, sind die ersten deutschen Schützengräben. Gleich an der Chaussee stoßen wir auf Gräber einiger am 20. November gefallenen deutschen Krieger. Schützengräben und zerstörte Wohnstätten wiederholen sich immer öfter,

je mehr wir uns Alexandrow nähern. In Alexandrow selbst sind eine Anzahl Häuser zusammengeschossen oder heruntergebrannt. Die Russen hatten während der Zeit ihrer Verteidigung die Geschütze auf dem Marktplatz aufgestellt. So kam es, daß Alexandrow zweimal zum Ziel von Geschossen wurde. Zuerst lag es unter deutschem Feuer. Als aber die Russen sich nicht halten konnten und sich zurückzogen, schossen russische Kanonen hinein. An der katholischen Kirche hat die Propstei einen Treffer erhalten. An der Dachöffnung der evangelischen Kirche hat ein russisches Maschinengewehr gestanden. Ein deutsches Geschütz suchte es zu erfassen; die klaffende Öffnung neben der Dachlucke zeugt von der deutschen Treffsicherheit. Das evangelische Pfarrhaus, von dem während der Beschießung von Lodz erzählt wurde, daß es zusammengeschossen sei und unter seinen Trümmern die Familie des Pastors und eine Anzahl Gemeindemitglieder, die sich in den Keller retteten, begraben habe, ist erhalten geblieben. Aber Kirche, Pfarrhaus und sämtliche in der Nähe liegenden Gebäude sind mit Sprengstücken deutscher und russischer Geschütze überschüttet. Mit Staunen vernehmen wir die Erzählungen der Ortseinwohner, die während der ärgsten Tage der Beschießung in ihren Wohnungen geblieben waren. Die Zahl der Opfer aus der Stadtbevölkerung ist im Vergleich zu der Heftigkeit der Artillerietätigkeit aus beiden Lagern nicht allzugroß. Eine bestimmte Zahl kann man uns nicht nennen; auf unsere Fragen hören wir nur einzelne Namen und eine Fülle von Begebenheiten. Insgesamt schätzt man die Zahl der Opfer aus Alexandrow und Umgegend, die von Geschossen getroffen oder von den Russen unter Spionageverdacht hingerichtet wurden, auf über fünfzig.

Nach dem Rückzug der Deutschen von Warschau hielten sich die Russen kaum drei Wochen in Alexandrow auf. Schon am Vormittag des 18. November mußten sie vor den deutschen Angriffen bis nach Kochanówka zurückweichen. In Lodz hat man sich in jenen Tagen erzählt, daß Alexandrow wiederholt aus einer in die andere Hand ging und ebenso wie Konstantinow nur noch eine Trümmerstätte bilde. In Wirklichkeit haben sich die Deutschen seit dem 18. November behauptet.

In einem deutschen Gasthaus am Markt fanden wir eine schwarzgekleidete junge Dame. Aus dem Gespräch mit ihr ergibt es sich, daß sie aus dem Hannoverschen gekommen ist, um die Leiche ihres Verlobten zu holen, der bei den Kämpfen um Alexandrow durch einen Kopfschuß verwundet wurde und in einem nahen Etappenlazarett starb.

Die Säulen und das Kabel der Elektrischen Straßenbahn sind zerstört; sie verkehrt nur bis Kochanowka. Auf dem Nachhausewege gesellt sich zu uns ein Einheimischer, Schuhmacher und Hausbesitzer. Wir lassen uns seine Kriegserlebnisse berichten. Zur Zeit der

kurzen Russenherrschaft wollte ein Offizier in seinem Hause Quartier haben. Er führte den Offizier durch die Zimmer. Als der Russe an den Wänden deutsche Bibelsprüche sah, stellte er die Frage, ob die Hausbewohner Deutsche seien. Die indirekte Bejahung, die er aus der Antwort: „Lutheraner!“ heraushörte, machte den Herrn wild. Er spuckte aus und sagte: „Dann sei nur froh, daß man dich noch nicht gehängt hat!“ Sprach's und suchte sich ein anderes Quartier. Unser Begleiter hat noch mehr auf dem Herzen. Zögernd beginnt er nach einer Pause: „Ich weiß nicht, wie die Herren über den Glauben an Gott denken. Aber glauben muß ja ein jeder an etwas. Und ich glaube an die Gnade Gottes.“ Und er erzählt dann, wie er dem Einzug der Deutschen, vor seinem Hause stehend, zusah. Wie ein Soldat, durch das Schuhmacherschild auf seine Werkstätte aufmerksam gemacht, zu ihm kam und ihn ersuchte, seine Stiefel sofort auszubessern. Während der Meister im Zimmer sein Handwerkzeug zusammensucht, kommt ein russisches Geschoß und überschüttet den kaum verlassenen Standplatz mit Sprengstücken. Nach dem Weggang des Kriegers geht er vor das Haus, um die Fensterläden zu schließen, da kommt eine Granate in die Werkstätte und richtet furchtbare Verheerungen an. Er ist wunderbarerweise zweimal vor dem Zerrissenwerden bewahrt worden. Nun sucht er mit seiner Frau eine der Geschoßrichtung abgekehrte Hausmauer auf, wo sie das Nachlassen des Feuers abwarten.

Rogi und die Stellungen im Lagiewniker Wald.

3. Februar 1915. Gestern war in Lodz und Umgegend ein aus weiter Ferne kommender Geschützdonner zu hören. Geschäftige Zungen hatten, wie so oft in diesen Wochen, verbreitet, daß es nicht gut um die deutschen Truppen stehe. Dazu kommen Truppenverschiebungen und im Zusammenhang damit eine zehntägige Bahnsperre. Angeblich sollen die Russen in Ostpreußen wieder im Vordringen sein, sodaß größere Truppenmassen von hier zum Schutze der Heimat nach Ostpreußen geworfen werden.

Unsere heutige Wanderung führte uns durch die Brzeziner Straße, deren Häuser zum größten Teil noch Hunderte von zersprungenen Fensterscheiben aufweisen, über die freien Plätze am Ende der Straße zum jüdischen Friedhof. An einem unbebauten Platz, dicht an der Brzeziner Straße, sind einige russische Gräber. Die Holzkreuze haben längere Aufschriften, aus denen hervorgeht, daß die hier Beerdigten in den Kämpfen am 22. und 23. November fielen. In der Nähe des jüdischen Friedhofs waren russische Geschütze aufgestellt. Ein Schützengraben an der Zufahrtstraße entlang ist sauber abgestochen und gut erhalten. Die am Wege

nach Rogi liegenden Einzelhöfe haben Volltreffer erhalten und sind alle zerstört. Ganz zerschossen sind auch zwei in der Nähe liegende Ziegeleien. Vor dem Dorfe beginnen wieder Schützengräben; sie sollen die Insassen einige Mal gewechselt haben. Die Formen aus der Ziegelstecherei hat man zur Bedachung der Gräben verwendet. Ein eisiger Wind umfängt uns auf der Anhöhe, von der wir ins Dorf und die Landhäuserzeilen entlang schauen. Kein Haus ist unbeschädigt geblieben.

Vor einem Landhause stoßen wir auf einige Landleute, die Wache stehen, um den zerstörungswütigen Stadtpöbel, der Zaun- und Hausteile auseinanderschleppt, zu wehren. Von ihnen erhalten wir Auskunft über den Gang der Kämpfe. Die Russen sollen am 19. November aus der Gegend von Strykow angerückt sein. Am selben Tage folgten ihnen die Deutschen und stürmten die frischaufgeworfenen russischen Gräben. Eine einzige deutsche Kompagnie soll dreihundert Russen gefangen genommen haben. Doch auch die deutschen Truppen konnten sich auf diesen ungünstigen vorgeschobenen Stellungen nicht halten. Sie hatten ihren Stützpunkt im Lagiewniker Wald. Bei den Erzählungen der Dorfeinwohner fallen uns die in Lodz verbreiteten ungeschriebenen russischen Heeresberichte ein. Wie oft wurde uns damals nicht gesagt: „daß die Deutschen, die sich im Lagiewniker Wald eingenistet hätten, vernichtend geschlagen und aus dem Walde verdrängt worden seien!“ Die Feldherrnkunst des Großfürsten Nikolaus, der bei seinem Weilen in Lodz Massenangriff über Massenangriff gegen die deutschen Stellungen befahl, vermochte nicht, den deutschen Truppen den Wald zu entreißen.

Massengräber deutscher und russischer Gefallener häufen sich in der Nähe der Schützengräben. — Man zeigt uns ein in der Nähe gelegenes Landhaus, in dessen Keller die Familie des Wächters mit den Nachbarn Rettung suchte. Während einer Kampfpause flüchteten die Kellerinsassen des halbzerschossenen Hauses nach Lodz. Nur die 65jährige kranke Mutter blieb auf ihren Wunsch zurück. Der Aufbruch geschah hastig; die Alte wollte sich nicht forttragen lassen, um nicht das Leben der Anderen zu gefährden. Manchmal erschienen Patrouillen, die die Häuser durchsuchten. Sie erhielt dann von mitleidigen Soldaten Brotstücke. Einmal blieb sie fünf Tage ganz ohne Nahrung. Die Frau hat sich heute erholt und ist gesund. In den Häusern des Dorfes waren öfters Verwundete untergebracht. Da soll es vorgekommen sein, daß die von Geschossen getroffenen Häuser zusammenstürzten oder niederbrannten und die Daringebliebenen umkamen.

Die Einwohner, die sich noch geschützt glaubten und nicht mit den andern nach Lodz geflüchtet waren, wurden nach einer Streife deutscher Patrouillen in den Wald geführt. Als in der

Nacht auf den 6. Dezember die Russen abzogen, sollen viele russische Soldaten schlafend in den Gräben zurückgeblieben sein, die sich am Morgen gern gefangen gaben.

Am Rande des Waldes sind wohnlich eingerichtete deutsche Schützengräben und Unterstände. Das russische Feuer scheint hier ziemlich wirkungslos gewesen zu sein. Wohl haben Granaten vielen Bäumen die Wipfel gekappt. Ab und zu erscheint eine Baumlichtung; die Bäume sind zersplittert und strecken ihre zerfaserten Stummel wie Riesenpinsel in die Luft. Aber an den Gräben und Unterständen sind hier keine Treffer sichtbar. Mit ergriffener Bewunderung stehen wir vor den Ausläufern der Schützengräben, die sich weit in das sandige Gelände vor dem Walde erstrecken. Das also sind die fast sagenhaft deutschen Stellungen, die den Russen so viel zu schaffen machten, — die sie ohne Pardon überrennen wollten und die nach den Behauptungen der Lodzer Zivilstrategen wiederholt in den Besitz der Russen zurückgefallen waren. In Wirklichkeit haben sie nie die Eigentümer gewechselt!

Das Feld, das wir auf dem Heimwege durchqueren, ist zerwühlt von Geschossen. Wir überschreiten die „neutrale Zone“ und kommen in das Gebiet der russischen Schützengräben. Über leere Plätze der Vorortgassen, vorüber an bleichenden Gerippen gefallener Pferde, die hier noch herumliegen, an Trümmerhaufen und all den Spuren der Kriegsgreuel, die gerade dieser Teil der Stadt so zahlreich aufzuweisen hat, erreichen wir unseren Ausgangspunkt.

Die Wochenzeitschrift

Deutsche Post

Blatt des Deutschen Vereins, Hauptsitz in Lodz

Schriftleitung und Verlag
Lodz, Evangelische Straße 5

erstrebt die Aufmunterung und den Zusammenschluß aller Deutschen in Polen zu gemeinsamer kultureller Arbeit. Sie vertritt die Rechte der Deutschen in Stadt und Land und regt zur Schaffung von neuen, das Deutschtum fördernden Einrichtungen an. In einer Wochenüberschau berichtet sie über alle Weltereignisse. Eine **landwirtschaftliche Beilage** bietet den Landwirten Rat und Belehrung.

Bezugspreis: für Postbezieher 1.35 Mark
Anzeigenpreis: die sechsgespaltene Zeile 30 Pf.

Ein Urteil über die „Deutsche Post":

„ . . Seit dem 1. Juli 1915 erscheint in Lodz die „Deutsche Post", Organ des Deutschen Vereins. Für die neue Zeitung mußten drei Ziele gelten: 1. eine Rechtfertigung der Lodzer Deutschen, von deren Leistungen und deutschem Bewußtsein im Reiche falsche oder unvollkommene Vorstellungen herrschen; 2. das zertrümmerte Vereins- und Gesellschaftsleben wieder aufzubauen; 3. die deutschen Kulturwerke neu zu beleben und zu stützen wie Schule und Kirche. Diese Aufgaben hat die Zeitung tatkräftig, geschickt und mit Erfolg verfochten . . ."

(„Deutsche Kultur in der Welt", Archiv für die geistigen, politischen und wirtschaftlichen Interessen Deutschlands im Auslande).

Einzelne frühere Jahrgänge können noch zum Preise von 4 Mark für den Jahrgang abgegeben werden.

M.B. im. L. W. w Lodzi